

**Reflexionen zu Alexander von Humboldt  
anlässlich der 150. Wiederkehr  
seines Todestages**

**Abhandlungen der Humboldt-Gesellschaft  
für Wissenschaft, Kunst und Bildung e.V.**

**Band 24, November 2009**



**Reflexionen zu Alexander von Humboldt**  
**anlässlich der 150. Wiederkehr seines**  
**Todestages**

**Abhandlungen der Humboldt-Gesellschaft**  
**für Wissenschaft, Kunst und Bildung e.V.**

**Band 24, November 2009**



**Reflexionen zu Alexander von Humboldt**  
**anlässlich der 150. Wiederkehr seines Todestages**

mit Beiträgen von

Ulrich Bansemer, Hanno Beck, Wilhelm von Boddien, Inge Brose-Müller,  
Manfred Engshuber, Dagmar Hülsenberg, Peter Klein, Manfred Osten,  
Ulrich Päßler, Michael Schöppner, Ingo Schwarz und Ulrike Zeuch

Humboldt-Gesellschaft  
für Wissenschaft, Kunst und Bildung e.V.

Die Beiträge geben ausschließlich die Meinung der Verfasser wieder.

**CIP-Kurztitel-Aufnahme der Deutschen Bibliothek:**  
Reflexionen zu Alexander von Humboldt anlässlich der  
150. Wiederkehr seines Todestages  
Abhandlungen

Humboldt-Gesellschaft e.V. Mannheim  
ISBN: 978-3-940456-10-6

Copyright 2009 by Humboldt-Gesellschaft für Wissenschaft, Kunst und Bildung e.V.  
Sitz Mannheim

Jede Art der Vervielfältigung und Wiedergabe ist untersagt.

1. Auflage, 400 Exemplare

Redaktion: Prof. Dr. Dr. Dagmar Hülsenberg, Ilmenau

Computersatz: Peter W. Schwickert, Höhr-Grenzhausen

Druck und Verlag: TZ-Verlag & Print GmbH, 64380 Roßdorf

[www.edition-tz.de](http://www.edition-tz.de) [www.tz-verlag.de](http://www.tz-verlag.de)

# Inhalt

Anschrift der Autoren .....	9
Vorwort .....	11
In memoriam.....	13
HANNO BECK: Die geographische Einheit der Lebensleistung Alexander von Humboldts .....	15
ULRICH BANSEMER: Gedenkrede zum 150. Todestag Alexander von Humboldts.....	33
INGE BROSE-MÜLLER: Wilhelm und Alexander von Humboldt – die Beziehung eines berühmten Geschwisterpaares .....	37
ULRIKE ZEUCH: Alexander von Humboldts kulturelle Übersetzungsleistung und ihre Aktualität .....	61
MANFRED OSTEN: Die Europäer – von Dämonen geplagte Wesen: Zur Aktualität Alexander von Humboldts im 21. Jahrhundert .....	81
ULRICH PÄBLER: „Wie die Welt seit meiner Geburt lebendig geworden ist“ – Anmerkungen zum Briefwechsel zwischen Alexander von Humboldt und Carl Ritter .....	87
WILHELM VON BODDIEN: Ein Kulturprojekt von nationalem Rang: Das Humboldt-Forum in Berlin – ein Schloss für die Künste und Kulturen der Welt.....	103

INGO SCHWARZ: „... eine reiche Quelle der Fortbildung, Belehrung und sittlichen Erhebung“ – Anmerkungen zum Wirken Alexander von Humboldts in Berlin .....	125
MICHAEL SCHÖPPNER mit Nachwort von PETER KLEIN: Explorative Neugierde; erste Studie aus „Alexander von Humboldt – Wegbereiter der modernen Naturwissenschaften“ .....	147
MANFRED ENGSUBER und DAGMAR HÜLSENBERG: Alexander von Humboldt als Bergassessor 1792 in der Morassina.....	169

## **Anschriften der Autoren**

Ulrich Bansemer, Am Rüppurrer Schloß 5; 76199 Karlsruhe,  
<bansemerimmobilien@t-online.de> Tel.: 0721/886713

Prof. Dr. Hanno Beck, Dürenstraße 36; 53173 Bonn  
Tel.: 0228/351426

Wilhelm von Boddien, Postfach 56 02 20; 22551 Hamburg  
<info@berliner-schloss.info> Tel.: 040/898075-0

Inge Brose-Müller, Nadlerstraße 1; 68259 Mannheim  
<ingebrosemüller@t-online.de>Tel.: 0621/823131

Prof. Dr. Manfred Engshuber, Lindenberg 60; 98693 Ilmenau  
<manfred-engshuber@t-online.de> Tel.: 03677/882878

Prof. Dr. Dr. Dagmar Hülsenberg, Lindenberg 60; 98693 Ilmenau  
<dagmar.huelsenberg@t-online.de> Tel.: 03677/882878

Prof. Dr. Peter Klein, Babendiekstraße 13; 22587 Hamburg  
<klein@erzwiss.uni-hamburg.de> Tel.: 040/862266

Dr. Manfred Osten, Weißdornweg 23; 53177 Bonn  
<Manfred.Osten@t-online.de> Tel.: 0228/328301

Dr. Ulrich Päßler, Jägerstraße 22-23; 10117 Berlin  
<paessler@bbaw.de> Tel.: 030/20370601

Michael Schöppner †  
Anfragen an: Renate Uthe, Günthersburgallee 86; 60389 Frankfurt am Main  
<R-Uthe@gmx.de> Tel.: 069/463720

Dr. Ingo Schwarz, Jägerstraße 22-23; 10117 Berlin  
<schwarz@bbaw.de> Tel.: 030/20370543

PD Dr. Ulrike Zeuch, Postfach 1364; 38299 Wolfenbüttel  
<zeuch@hab.de> Tel.: 05331/808202



## Vorwort

Im Jahr 2009 jährte sich am 6. Mai der Todestag von Alexander von Humboldt zum 150. Mal. Aber auch sein 240. Geburtstag am 14. September fällt in dieses Jahr. Geht man von der aktuell in Politik, Wirtschaft, Finanzen, Kunst und Wissenschaft zu verzeichnenden Globalisierung aus und dass Alexander von Humboldt einer der ersten „Weltbürger“ war, bedeutet das mehr als Grund genug, im 24. Band der Abhandlungen der Humboldt-Gesellschaft zu fragen, was er uns heute noch zu sagen hat, d.h. sein Wirken zu reflektieren.

Während des Entstehens der 24. Abhandlungen ist unsere Präsidentin, Frau Prof. Gudrun Höhl, im Alter von 91 Jahren gestorben. Wir gedenken Ihrer mit diesem Band als unserer Präsidentin, der langjährigen Ständigen Sekretärin des Akademischen Rates und einer Geografin, die gerade durch die Konzipierung, Vorbereitung und Durchführung der deutschland- und europaweiten kulturgeografischen Reisen und Exkursionen die Tätigkeit unserer Gesellschaft nachhaltig bereichert hat. Es war ein Wirken im Sinne unseres Namenspatrons!

Die 24. Abhandlungen beinhalten in erster Linie die Manuskripte der (oft frei gehaltenen) Vorträge zu unserer 89. Tagung vom 8. bis 10. Mai 2009 in Berlin, nur 200 m vom Ort entfernt, wo Alexander von Humboldt verstorben war und im Auftrag des Präsidiums der Humboldt-Gesellschaft Herr Bansemer Worte des ehrenden Gedenkens sprach. Nahezu alle Referenten (in der Reihenfolge der Vorträge Frau Brose-Müller, Frau PD Dr. Zeuch, Dr. Osten, Dr. Päßler, Herr von Boddien und Dr. Schwarz) haben ihre Vorträge zur Verfügung gestellt. Wahrscheinlich wird es nicht nur mir so gehen, dass die schriftlich abgefassten Beiträge noch viel mehr Einsichten gestatten und Vergnügen bereiten als das gesprochene Wort, das häufig zu schnell verrauscht. Der 24. Band wird weiterhin durch einen Artikel eingeleitet, den unser langjähriger Leiter des Forschungsamtes und wohl profundester Kenner des Lebenswerkes von Alexander von Humboldt, Prof. Beck, verfasst hat. Am Ende der 24. Abhandlungen steht eine Studie (die erste von sechs), die Michael Schöppner vor seinem Tode zur Würdigung von Alexander von Humboldt erarbeitet hat. Unser Mitglied, Frau Uthe, hat sie uns zur Verfügung gestellt, und Prof. Klein war bei der Endredaktion und mit einem Nachwort aktiv. Über eine nahezu vergessene Befahrung des Alaunschieferbergwerkes Morassina durch Alexander von Humboldt wird am Schluss der 24. Abhandlungen durch Prof. Engshuber und Frau Prof. Hülseberg kurz berichtet.

Obwohl vielleicht der eine oder andere stöhnt, dass Alexander von Humboldt mittlerweile genug durch Veröffentlichungen „strapaziert“ sei, wird er beim aufmerksamen Lesen der Beiträge feststellen, dass er auch heute noch zu immer wieder neuen Überlegungen und Reflexionen Anlass gibt – und das besonders in der Zeit, wo die „Globalisierung“ als unausweichlich erscheint.

November 2009

DAGMAR HÜLSENBERG  
Koordinatorin des Akademischen Rates  
der Humboldt-Gesellschaft

## In memoriam



**Frau Prof. Dr. phil. habil. Gudrun Höhl**

**\* 21. 01. 1918     † 30. 08. 2009**

Als letzte öffentliche Amtshandlung beschloss die Präsidentin der Humboldt-Gesellschaft am 02. 11. 2008 deren 88. Tagung in Bad Nauheim.



## **Die geographische Einheit der Lebensleistung Alexander von Humboldts\***

Frau Präsidentin Prof. Dr. Gudrun Höhl in Verehrung

von HANNO BECK

Ein altes Vorrecht des Redners in der Rhetorik des 18. Jahrhunderts war die Möglichkeit eines „Vorläufers“, ehe der eigentliche Vortrag begann.

Es wäre merkwürdig, wenn ich mich heute nicht an Ihre hochverehrte Erste Vorsitzende des „Vereins für Naturkunde Mannheim 1833“ wenden dürfte, denn sie war die vieljährige, meisterhafte Leiterin des Amtes für die geographischen Exkursionen und ist, seit 2006, auch die Präsidentin der Humboldt-Gesellschaft, und sie ist zudem noch eine Pionierin als Ordinaria der Geographie.

Weltweit die beiden ersten promovierten Frauen waren Dorothea Leporin, die 1754 in Halle mit Genehmigung Friedrichs des Großen zum Doktor der Medizin promoviert wurde. Ihr folgte 1787 Dorothea Schlözer als Doktor der Philosophie in Göttingen.

Martha Krug (geb. 1871) wurde wahrscheinlich 1900 in Heidelberg von Alfred Hettner promoviert. Ihre ausgezeichnete Dissertation wurde 1901 zweimal publiziert. Sie lebte später in den USA und wurde dort sehr beachtet.

Prof. Dr. Lotte Möller (1893 – 1973) war vermutlich die erste deutsche Professorin der Geographie. Als anerkannte Hydrographin starb sie als apl. Professorin. Erste deutsche Ordinaria der Geographie wurde Anneliese Krenzlin (1903 – 1993) als Siedlungsgeographin 1962. Ihr folgte Prof. Dr. Angelika Sievers (geb. 1912) als Ordinaria der Geographie 1964.

Schon ein Jahr später, 1965, folgte ihr als dritte Ordinaria Prof. Dr. Gudrun Höhl als vielseitige Geographin in Geomorphologie wie in der Kulturgeographie, geboren 1918. Vierte Ordinaria war Prof. Dr. Hanna Bremer (geb. 1928) als Geomorphologin.

Diese Liste genügt für unsere Zwecke, denn sie beweist, welch seltene Stellung Frau Prof. Dr. Gudrun Höhl erstaunlich früh erreichte. Seien Sie sich dessen bewusst, dass Sie mit ihr eine wissenschaftlich besonders anerkannte Dame an Ihre Spitze gestellt haben.

---

\* Schriftliche Bearbeitung eines freien Vortrags, gehalten von Prof. Dr. Hanno Beck, Bonn, vor dem „Verein für Naturkunde Mannheim 1833“ am 7. Februar 2006

## Entwicklung des jungen Alexander v. Humboldts bis 1792

Seit vielen Jahren schon nenne ich Alexander v. Humboldt „den größten Geographen der Neuzeit“. Als Historiker der Geographie beginne ich die Neuzeit, wie meine Vorgänger, mit der folgenreichen Entdeckung Amerikas durch Columbus 1492. Lassen Sie mich nun diesen bewussten Superlativ in meinem Vortrag verdeutlichen, und zwar mit ebenso bewusster Kürze (natürlich wäre es einfacher, dem Thema ein Buch zu widmen):

Humboldt wurde am 14. September 1769 in Berlin geboren. Er wuchs in einem materiell sehr begüterten Umfeld auf. Der Vater hatte eine glückliche Hand. Es winkte ihm bereits eine Karriere als Minister in Preußen, als er 1790, gewiss viel zu früh, verstarb. Die Mutter, Marie Elisabeth geb. Colomb, war eine verwitwete Frau v. Holwede, die ihrem zweiten Mann ein sehr erhebliches Vermögen mit in die Ehe gebracht hatte. Mit Gottlob Johann Christian Kunth (1757 – 1829) stellte sie einen Oberhofmeister ein; trotz Gegenmeinungen war er ein ausgezeichnete Hauslehrer.

Alexander hatte früh den losen Mund des Berliners, doch galt der erstgeborene Bruder Wilhelm bei Kunth und bei der Mutter als der entschieden begabtere. Das ergab sich zunächst aus Wilhelms Frühreife, vor allem aber aus seinem Altersvorsprung von zwei Jahren. Außerdem trat Wilhelms Hochbegabung früher hervor. Alexander dagegen hinkte hinterher. Seine Hochbegabung entwickelte sich erst ab 1790 und dazu in sehr unterschiedlicher Richtung. Merkwürdigerweise haben die Mutter und Kunth auch in den folgenden Jahren nie bemerkt, dass sie Alexander unterschätzt hatten. Sie haben aber auch nie etwas von seinen in schneller Folge entwickelten und ausgeführten Plänen gewusst, konnte der gesprächige Alexander doch geradezu unwahrscheinlich verschwiegen sein.

Wilhelm stieg, ohne äußerlich Aufsehen zu erregen, unaufhaltsam zu einem der größten und bis heute unumgänglichen Linguisten auf, schließlich auch zu einem „Staatsmann von perikleischer Höhe des Sinnes“ (August Boeckh). Gerade er war der Erste, der Alexanders Genie seitenlang 1793 würdigte!

Alexander hatte sich noch kurz vorher bescheiden hinter dem Bruder zurückgesetzt. Schließlich schlug er auch einen besonders schwierigen Weg ein, dessen Ziel sich allerdings schnell klären sollte. Dieses Wegbewusstsein ist ein wesentlicher Moment im Leben eines Menschen, vor allem wenn er die Sicherheit eines Zieles einschließt. Kunth hatte dagegen Alexander zunächst für wenig befähigt gehalten, zusammen mit der Mutter, so dass er ihn zum Studium der Kameralistik abdrängen wollte. Dieses Fach hatte sich, von der Landwirtschaft bis zur Technologie, gar zu vielem geöffnet. Doch hat Humboldt die richtigen Lehrer gefunden, die ihm eben dieses Zuviel ersparten. Er hat dabei viel gelernt, was ihm später half. Die meisten von Kunth gewählten Hauslehrer

waren bekannte Gelehrte Berlins. Tatsächlich hat Humboldt im Griechischen und Lateinischen und modernen Sprachen schon damals erstaunliche Kenntnisse gewonnen, die, soweit es die alten Sprachen betrifft, später kaum gewürdigt wurden. Zweifellos war im ersten Unterricht die Naturwissenschaft einfach zu kurz gekommen.

Joachim Heinrich Campe, einer der bekanntesten Pädagogen, Verleger und Autoren seiner Zeit, hatte zwar Wilhelm v. Humboldt allein unterrichtet. Doch hat gerade er mit seinem bis heute immer wieder aufgelegten Roman „Robinson der Jüngere“ und seinen reisegeschichtlich wertvollen Büchern, aber auch mit Briefen und Gesprächen Alexander wahrscheinlich als erster geographische Eindrücke vermittelt, die weiterführten. Ebenso bemerkenswert war, dass Kunth seinen Zöglingen Zugang zu Vorlesungen verschaffte, die Christian Wilhelm Dohm zunächst nur für einen jungen Adligen halten sollte. Dohm verdanken wir nicht nur das grundlegende Werk über die Judenemanzipation, sondern auch die Ausgabe der von A. Fr. Büschung geforderten „Geschichte und Beschreibung von Japan“ (Lemgo 1777 – 1779) Engelbert Kaempfers, unseres ersten deutschen Japan-Klassikers. Dohm hat in seinen Vorträgen A. v. Humboldt viel Geographisches vermittelt, einiges auch im Sinn Büschings. Hierher gehören frühe Kartenentwürfe etwa der „Halbkugel der neuen Welt“ aus dem Jahr 1783.

Die Brüder Humboldt wurden von Kunth von Oktober 1787 bis März 1788 am Beginn ihres Studiums an die Universität Frankfurt a.d. Oder begleitet, wo Alexander v. Humboldt nicht die Anregungen empfing, die er erhofft hatte. Kunth sah darin erneut ein Zeichen seiner schwächeren Begabung. Nach nur einem halben Jahr kehrte man nach Berlin zurück.

Während nun der begabtere Wilhelm sofort in Göttingen weiterstudieren durfte, wurde Alexander in Berlin zurückgehalten und teilweise von einigen seiner tüchtigen vormaligen Hauslehrer weiter unterrichtet. Man gönnte ihm eine schöpferische Pause zur Weiterbildung.

Es trat nun etwas Unerwartetes ein, das die Mutter und Kunth nie bemerkten. Doch bevor wir weitergehen, lassen Sie uns jetzt einen ersten geographischen Bilanzstrich ziehen: Tatsächlich hatte sich der erste Ansatz einer geographischen Substanz aus der Lektüre J. H. Campes (geographische Anregungen, reisegeschichtliche Darstellungen u.a.), aus zeitgenössischen Entdeckungsgeschichten (Amerika-Expedition der Französischen Akademie, Cooks Weltumsegelungen), aus der Teilnahme an den Vorlesungen C. H. Dohms gebildet. Weitere wichtige Anstöße kamen aus den 1789 bis 1792 an drei verschiedenen Hochschulen aufgenommenen Studien und der Begegnung mit Georg Forster im März 1790. Doch damit sind wir bewusst vorausgeeilt und wenden uns nun wieder der schöpferischen Pause zu, die man dem jungen Humboldt nach dem Studium an der Universität Frankfurt a.d. Oder gewährte:

Im Juli 1788 wählte Kunth überraschenderweise noch einen neuen Hauslehrer aus, den er schon länger kannte, den Oberkonsistorialrat Johann Friedrich Zöllner (1753 – 1804). *Er schuf die Grundlagen für einen ersten wirklich geographischen Bildungsweg Alexander v. Humboldts.* Er war Kollege Anton Friedrich Büschings, der noch bis zu seinem Tod 1793 neben ihm mit dem gleichen Titel eines Oberkonsistorialrates in Berlin wirkte. Büsching hatte in seiner „Neuen Erdbeschreibung“ die führende Politische Geographie der Epoche der präklassischen Geographie Deutschlands von 1750 bis 1799 zwar noch äußerlich beherrscht, war aber von der Entwicklung der Physikalischen (oder Physischen) Geographie bereits überwunden worden. Zwar war Zöllner von Kunth, der ihn sehr schätzte, vor allem das Studium der „Technologie auf das Fabrikwesen angewandt“ für Humboldt empfohlen worden, doch der neue Hauslehrer gewann die Freundschaft seines Schülers und ließ sich von dessen Interessen anregen, mit denen er sich identifizieren konnte. So entwickelte sich von der ersten, früh gebildeten geographischen Substanz nun ein unerwartet reicher geographischer Anstoß aus dem Gespräch zwischen Schüler und Lehrer. Gewiss auch von einzelnen Ideen seines Kollegen A. F. Büsching erfüllt, erwies sich Zöllner als das weit modernere Vorbild, während Büschings Name von Humboldt, ebenso wie seine Politische Geographie, nie erwähnt wurden.

Der Nachweis der großen Anregung Zöllners ließ sich eindeutig erbringen aus Zöllners großartigem Reisebericht: „Briefe über Schlesien, Krakau, Wiewliczka und die Grafschaft Glatz auf einer Reise im Jahr 1791 geschrieben. 2 Bände, Berlin 1792, mit Kupfern“.

Aus diesem Werk ergab sich, dass sieben ausführliche Briefe an Humboldt, damals bereits Student an der Bergakademie Freiberg i. S., gerichtet waren und ebenso, dass die Schreiben, die der Autor seiner Frau widmete, die gleiche geographische Relevanz aufweisen und infolgedessen berücksichtigt werden müssen. Schon allein damit erwies sich die Kontinuität der Verbindung Humboldt – Zöllner, denn als das Buch 1792 erschien, war Humboldt bereits „Assessor beim hiesigen Bergdepartement“, und es ließ sich einfach nachweisen, dass ihr Miteinander erst mit Humboldts Aufbruch nach Amerika im Juni 1799 endete. Auch während der Forschungsreise wurde dieser Lehrer nicht vergessen, und es entbehrt nicht der Tragik, dass J. F. Zöllner bereits am 12. September 1804 gestorben war, nachdem Humboldt am 3. August 1804 aus Amerika in Bordeaux wieder europäischen Boden betreten hatte, eine Tatsache, welche die Humboldt-Forschung sehr beschäftigte, so dass ich erst 2000 – 195 Jahre später – seine große Bedeutung beweisen konnte.

Die von Zöllner 1792 veröffentlichten Briefe erhärten, wie sehr er die Elemente kannte, die Humboldt dann in seiner Physikalischen Geographie zusammenfasste. Es zeigte sich z.B., dass er 1788 mit seinem Schüler in der Akademie der Künste das dort ausgestellte Relief des Riesengebirges besichtigt hatte,

das Zöllner während seiner Reise bei seinem Urheber nochmals bewundern konnte; dass ihm der Schüler vor der Reise Wünsche mit auf den Weg gegeben hatte, so dass Zöllner ihm nun die Stadt Breslau besonders ausführlich beschrieb. Er lieferte Humboldt z.B. auch Statistik, die sich bis zur Tabellenstatistik steigerte. Er beschrieb das Fabrikwesen, wo er, anders als die französischen Enzyklopädisten, den Industriebetrieb durchaus „im Großen“ bejahte. Es ergab sich auch eine gelegentliche nationale Gesinnung, die er mit Humboldt geteilt hatte, die Anwendung gezielter Vergleiche, die Anführung seltener geographischer Literatur, wie des großen Indienwerkes von Jean Bermoulli mit den Beiträgen Pater Joseph Tieffenthalers SJ und James Rennels großartiger, großmaßstäbiger Karte des Indus, und Anquetil du Perrons Bericht (3 Bde, Gotha 1785 – 1788) sowie des schlesischen Atlases von Johann Wolfgang Wieland (Nürnberg 1752). In Tarnowitz wurden die beiden „Feuermaschinen“ erwähnt, die aus England eingeführt worden waren. Georg Forster wird genannt, und bei der Forschungsgeschichte des Riesengebirges werden die Verdienste von Thaddäus Haenke erwähnt, der erstmals die Krummholzkiefer benannte und viele neue Pflanzenarten beschrieb. Eben darauf geht Humboldts frühe Kenntnis des sudetendeutschen Forschers zurück.

Zöllner ging mit seinen Briefen weit über die geographische Welt Büschings hinaus, führte ein Barometer mit und Mittel zur Wasseranalyse. Im Rahmen des großen Holzverbrauchs des Bergbaus stellte er erste Umweltschäden fest. Er beschrieb die Anfänge des Kurbetriebes und ebenso den Leinwandhandel und ausführlich die Not der Weber. Aus dem Mund von Einwohnern erfuhr er das Lob der Disziplin preußischer Garnisonen. Der Katholizismus wurde toleriert, und der Jesuitenorden konnte ungestört seine Bildungsarbeit fortsetzen, während er ansonsten verfolgt und oft geradezu schmähslich misshandelt wurde. In Steinseifen besuchte er Siegmund Kahl, den Konstrukteur des großartigen, hölzernen Reliefmodells; wir hatten oben schon das Modell erwähnt, das der Bergbaumeister v. Heynitz angekauft hatte und in der Akademie der Künste in Berlin ausstellen ließ! Kahl besaß ein zweites Relief in seinem Haus, das Zöllner besichtigte: „Ohne das Riesengebirge zu kennen, haben wir mit Vergnügen in Berlin die Kahlische Abbildung gesehen“, erinnerte der ehemalige Hauslehrer Humboldt an den gemeinsamen Besuch. Später, noch während derselben Reise, sah Zöllner im Schloss Adolf Traugott v. Gersdorfs, eines hermnhutisch geprägten Christen, nicht nur Bücher und eine große Mineraliensammlung, sondern auch ein Relief aus der Fertigung von Charles-François Exchaquet, ein teures Werkstück eines der großen Schweizer Relief-Modellierer, das ausführlich beschrieben wurde: Es zeigte den Mont-Blanc mit der Route der Besteigung durch Saussure.

Hinsichtlich der Geographie des Menschen bot Zöllner ohne Scheu eine Analyse der oberschlesischen Adelskaste samt ihrer Unterdrückung der polnischen Bevölkerung.

Während Zöllner an sämtliche Sektionen des Geographischen Anordnungsschemas im Zug seiner Route gedacht hatte und aufklärerische Physikalische Geographie darbot, hatte man inzwischen Humboldt einen ersten freien Ausgang gewährt. Vermutlich von Johann Friedrich Zöllner unterstützt, suchte der Schüler den großen Botaniker Karl Ludwig Willdenow auf. Nach Zöllner gewann Humboldt in ihm einen weiteren großen Anreger und Freund, der ihn gar nicht mehr als Schüler, sondern, wie Zöllner, als Partner betrachtete. In Willdenows Werk und ihren gemeinsamen Exkursionen fand Humboldt den Weg, der ihn zum Begründer der Geographie der Pflanzen befähigte. Damit tritt nun neben den vorher allein gesehenen großen Botaniker eine bisher völlig übersehene Persönlichkeit an die Seite Willdenows, ohne diesem etwas wegzunehmen. *So konnte die Idee der Physikalischen Geographie in Humboldts Leben erst hineinwachsen.*

Zöllners Bedeutung lässt sich nicht mehr leugnen. Selbst wenn man alles wegnähme, was mein Beitrag 2000 erstmals darlegte, so gäbe doch allein ein nie ernstgenommenes Urteil aus der Feder Humboldts selbst, immer noch zu denken. 1790 hat Humboldt einem Freund geschrieben: Er, „Zöllner, könnte der erste Naturforscher unter den Sterblichen werden.“ Nun sehe ich schon, wie ein Kritiker mir dieses Zitat vorwirft, hatte doch Humboldt in der Art Thomas Manns vorher festgestellt, nach vieler Belobigung, Zöllner verstehe fast nichts von der Naturgeschichte. Jeder, der die beiden bewussten Bände liest, wird anderer Meinung sein müssen. Humboldts Freund, dem er dies mitteilte, hatte als Theologe Zöllners Fähigkeit als Prediger bezweifelt. Humboldt hatte sich ihm angeschlossen: Zöllners Predigten seien wohl nur mittelmäßig, er könne sie nicht beurteilen. Daraufhin bin ich diesen Urteilen nachgegangen und konnte bald antiquarisch den Reisebericht eines Geistlichen, der Berlin und auch die Predigten Zöllners erlebte, finden; sein zustimmendes Urteil erscheint mir wie ein klares Korrektiv.

### **Humboldts Versuche im Jahre 1793 und die vorangegangenen Studienaufenthalte**

1792 hatte Humboldt von den anregenden Versuchen Luigi Galvanis und seinen Kontroversen mit Alessandro Volta gehört und begann 1793, *im wichtigsten Jahr seines Lebens*, Experimente mit galvanischen Strömen (hierzu Ingo Schwarz u. Klaus Wenig 1997, S. 20; dazu grundlegende Arbeiten von Ilse Jahn und Marianne Hoppe). Schon Oscar Peschel hatte 1872 klar festgestellt, diese elektrophysiologischen Forschungen seien das Einzige, das nicht zur Physikalischen Geographie Humboldts gehöre.

Dieses immer noch richtige Urteil darf nicht dazu führen, den Wert auch in diesen Experimenten zu übergehen, den gerade die oben erwähnten Forscher ermittelt haben. *Allerdings muss endlich erkannt werden, dass diese Versuche ab 1793 in den Sog der speziellen Vorbereitung Humboldts auf die Amerikanische Forschungsreise gerieten, ja dass sie Teil dieser Präparation wurden.* Die genannten Forscher wussten bisher schon, dass Humboldt Geräte und Mittel nach Amerika mitgenommen hatte, um solche Experimente vor Ort weiter ausführen zu können, um die Resultate seiner Expedition zu erweitern und zu bereichern. Ich hatte schon 1959 im ersten Band meiner Biographie am Beispiel der beiden dänischen Brüder Keutsch von der dänischen, zur Gruppe der Jungfern-Inseln gehörigen Insel Sankt Thomas in der Caribik auf direkte Bezüge dieser Experimente zum Tropenziel der Reise hingewiesen. Übrigens könnte ein früherer Beginn ähnlicher Versuche schon vor dem Jahr 1793 zu einem ohnehin nicht auszuschließenden, noch etwas früheren Ansatz der speziellen Vorbereitung Humboldts führen. Folgen wir indessen getrost Humboldts eindeutiger Vorgabe einer sechsjährigen Reisevorbereitung.

Hier genüge nun eine kurze Aussage über die akademischen Studien Humboldts:

1. Univ. Frankfurt a.d. Oder: 1787/88 – 5 Monate und 20 Tage
2. Univ. Göttingen: 1789/90 – 10 ½ Monate
3. Handelsakademie Hamburg 1790/91 – 8 ½ Monate
4. Bergakademie Freiberg i.S.: 1791/1792 – 8 ½ Monate

Humboldt hat nie ein Studium mit einem Examen abgeschlossen. Er hat insgesamt nur etwa 2 Jahre und 10 Monate studiert. Besonders wichtig war für ihn die Begegnung mit Johann Friedrich Blumenbach und dessen Kreis junger, angehender Reisender und Georg Christoph Lichtenberg in Göttingen sowie mit Christoph Daniel Ebeling, dem weltweit führenden Nordamerika-Experten, dessen einschlägige große Bibliothek er in Hamburg benutzte. Das ironische Bild, das Humboldt selbst von diesem großartigen Gelehrten gab, verdeckte leider die Anregung, die er ihm verdankte. Als akademischer Lehrer war Abraham Gottlob Werner ein einsames Vorbild; doch die Überwindung des von ihm mit allen Mitteln verteidigten Neptunismus hat Humboldt viel Zeit gekostet. Es kann in diesem Rahmen manches nur angedeutet werden, wenn das Hauptziel erreicht werden soll.

## Durchbrüche im Jahr 1793

### *Mitgliedschaften, Ehrungen und Aktivitäten*

*Die stürmischste persönliche Entwicklung erlebte Humboldt im Jahr 1793, dem wichtigsten Jahr seines Lebens, wie oben schon gesagt wurde, als seine Hochbegabung durchbrach und er erstmals eine unerwartete öffentliche Anerkennung erlebte.*

Er wurde 1793:

- Mitglied der Leopoldina, der ältesten deutschen Akademie.
- Mitglied der Gesellschaft Naturforschender Freunde in Berlin.
- Mitglied der Linnéischen Societät in Leipzig.
- Er erhielt die Goldmedaille des sächsischen Kurfürsten.
- Er gründete mit eigenen Mitteln eine freie Bergschule in Steben.
- Wilhelm v. Humboldt feiert das Genie des Bruders in einem Brief an Karl Gustav v. Brinkmann mit kongenialer Menschenkenntnis.
- Humboldt veröffentlicht: *Florae Fribergensis Specimen* (Berlin 1793). Auf Seite 9 stellte er erstmals seine geographische Methodologie vor, die er 1817 und im „Kosmos“ wiederholte.
- Humboldt beginnt mit einer sechsjährigen speziellen Vorbereitung auf eine Forschungsreise nach den Tropen der Neuen Welt. *Er bereitet sich nicht auf ein Land vor, sondern auf die Tropenzone Amerikas.*
- Er beginnt im Rahmen seiner speziellen Vorbereitung mit elektrophysiologischen Versuchen.
- Er tritt seinen Dienst als Oberbergmeister in Freiberg i.S. an.

### *Die Einwirkung von Kants Vorlesungen zur Physischen (Physikalischen) Geographie*

Offensichtlich wurde Humboldt von Immanuel Kants Vorgehen in der Einleitung seiner Vorlesung zur Physischen Geographie angeregt, die der große Philosoph 47mal angekündigt hatte. Kant hat nicht nur den Höhepunkt geographischen Selbstbewusstseins erreicht, sondern auch die Methodendiskussion der Disziplin noch immer, bis heute, beschäftigt. In winzigen Schritten hatten Geo-

graphen schon von sich Ähnliches angedeutet, wenn das nicht zu optimistisch ausgedrückt ist. Im bewussten Vorwort erkannte Kant zweifelsfrei, dass wir unseren Erfahrungserkenntnissen eine Stelle unter den Begriffen oder nach Zeit und Raum anweisen können: „Die Einteilung der Erkenntnisse nach Begriffen ist die logische, die nach Zeit und Raum die physische Einteilung. Durch die erstere erhalten wir ein Natursystem (Systema naturae) wie z.B. das des Linné.“ So ergab sich für den großen Philosophen eine Dreigliederung:

1. Systema naturae: Ein System wie z.B. das des Linné
2. Geschichte: Der Zeit nach, Nacheinanderfolge der Erscheinungen
3. Geographie: Dem Raum nach, Erscheinungen, die sich zu gleicher Zeit in Ansehung des Raumes ereignen

Aus dem Denken Kants ergaben sich erhebliche geographische Konsequenzen: Die Geographie wurde klar von der Geschichte getrennt. Sie war Wissenschaft der Gegenwart und bedurfte eines historischen Elementes, am deutlichsten ausgeprägt in der Historischen Geographie, die sich mit Zuständen von Natur und Mensch auf der Erdoberfläche seit Beginn der Geschichte beschäftigt. Die Geschichte bedarf ihrerseits eines geographischen Elementes; sie muss ihre Schauplätze kennen. Die Geographie besaß als Raumwissenschaft einen eigenen Charakter. Kant wie Humboldt hatten die Schwäche des Begriffes der Naturgeschichte erkannt, der nur Naturbeschreibung im zeitgenössischen Rahmen umschloss; es fehlte der Nachweis der eigentlich zu beweisenden Entwicklung der Natur.

### *Humboldt und die Dreigliederung Kants*

Nur deshalb musste bei Humboldt die Anordnung im Vergleich zu der Kants anders ausfallen, weil er das ihm Wichtigste voranstellte; der dritte Gliederungspunkt Kants rückte damit an die erste Stelle.

Die zweite Änderung, die er vornahm, ergab sich aus der Unmöglichkeit, z.B. ein der binären Nomenklatur Linnés ähnliches Ordnungssystem in die Geographie einzuführen. Statt Kants „Systema naturae“ fügte er durchaus richtig „Physiographia“ mit entsprechenden Erklärungen ein.

Dagegen konnte die zweite Stufe in der Begriffstreppe Kants bleiben.

Um die Änderungen Humboldts im Vergleich zur Disposition Kants zu verdeutlichen, habe ich die Nummerierung der drei Stufen des Philosophen beibehalten. Denn Humboldt wollte und konnte gar nicht die bleibend richtige Anordnung Kants ändern, als er dessen dritte Stufe voranstellte, weil sie die ihm

wichtige Geographie betraf. Nehmen wir die hier von ihm momentan gewählten Begriffe und reduzieren sie auf den bereits zeitgenössischen Hauptbegriff, so bliebe als Ergebnis der Terminus der Physikalischen Geographie.

Die Änderungen Humboldts sind vielsagend, und man möchte meinen, dass auch Kant, der die Erfahrungswissenschaft allgemein ordnen wollte, dieser Konzentration auf Humboldts geographisches Denken zugestimmt hätte.

Betrachten wir nun die Begriffstreppe Humboldts, so gedenke ich der beiden von mir veranlassten Übersetzungen des Textes aus dem Lateinischen meiner Bonner Kollegen Hermann Hallauer und Paulgünther Kautenburger, neuerdings der Eberhard Knobloch in dem vorzüglichen Werk Herbert Piepers† über Humboldt und die Geognosie der Vulkane (Berlin 2006), dem viel Klärendes zur Begriffssprache Humboldts gelang.

Sehen wir uns nun auch Humboldts Gliederung an:

3. Geognosia (Erdkunde, Théorie de la terre, Géographie physique). Sie stellt Betrachtungen über die belebte und unlebte Natur oder organische und unorganische Körper an. Sie hat 3 Hauptteile:

- a. Geographia oryctologica, die man einfach Geognosia oder Geologie nennt und die [Abraham Gottlob] Werner großartig dargestellt hat.
- b. Geographia zoologica, deren Grundlage [Eberhard August Wilhelm] Zimmermann und [Gottfried Reinhold] Treviranus legten.
- c. Geographia plantarum, die unsere Zeitgenossen lange Zeit unbearbeitet ließen.

1. Physiographia (Naturbeschreibung, Histoire naturelle descriptive). Sie wurde fälschlicherweise Naturgeschichte genannt.

2. Historia telluris (Erdgeschichte, Histoire du globe). Sie steht der geognosia (siehe 3.) näher als der Physiographia (siehe 1.)

Ein heutiger Leser wird sich wundern, dass Humboldt unter 1. und 2. terminologisch verständlich blieb und unter 3., wo wir zeitgenössisch doch am ehesten von ihm géographie physique oder richtiger Physikalische Geographie erwartet hätten, ausgerechnet „geognosia“ einfügte. Wie ist ein solches Vorgehen zu verstehen, und warum hat er die Reihenfolge Kants verändert?

Die gewisse Verwirrung, die Humboldt mit diesem Terminus Geognosia stiftete, erklärt sich aus seiner Idiosynkrasie, seiner Überempfindlichkeit, ja seiner Angst vor einer Gleichsetzung mit zeitgenössischer Geographie. Nun war die Entwicklungslinie der aufklärerischen Physikalischen Geographie mit ihren wissenschaftlich hochstehenden Repräsentanten Erich Pontoppidan, Horace-Bénédict de Saussure, Jean Louis Soulavie, Johann Reinhold Forster und Johann Gottfried Herder mit dem zeitgenössischen Einschluss von Natur und Mensch, den die deutschen Geographen sowie der ihnen besonders nahe stehende Däne Pontoppidan mit der Anwendung des Geographischen Anordnungsschemas erreichten, und dem Ideen spendenden Immanuel Kant vor solcher Furcht geschützt und über jeden Zweifel erhaben.

Saussure hatte wie Kant 1775 sogar einmal über Physikalische Geographie gelesen, das Geographische Dispositionsschema angewandt und eine Dreigliederung der Geographie in Astronomische, Physikalische und Politische Geographie vermittelt. Er war den Ideen deutscher Geographen nahe, während J.-L. Soulavie als einziger französischer Geograph in seiner Physikalischen Geographie den Menschen berücksichtigte. Wie die „Encyclopédie“ war die Physikalische Geographie Frankreichs nur hochstehende Naturgeographie. Und selbst der von Humboldt so geächtete Mitterpacher, der lange infolge eines Druckfehlers im Briefwechsel Humboldts mit Varnhagen v. Ense als Mittersacher in der Literatur erschien, wegen dessen Werk Humboldt nicht von „physischer Erdbeschreibung“ sprechen wollte, erwies sich keineswegs als derart fragwürdig. Ludwig Mitterpacher v. Mitterbug (1734 – 1814), ordentlicher Lehrer der „Naturgeschichte, Phys[ischen] Erdbeschreibung und Technologie“ kannte das Geographische Anordnungsschema, dem er in seinem Buch (Wien 1789) folgte im Sinn seiner pädagogischen Absicht. Er war sogar ein sehr belesener Autor, der allerdings die Biogeographie völlig ausschloss.

Die erwähnte Furcht vor einer Nähe zur zeitgenössischen üblichen Geographie hat Humboldt bis in den „Kosmos“ hinein verfolgt und der Fachwelt eine Fülle synonymen Termini beschert, weil er oft mehrere Begriffe statt eines einzigen nannte, wenn es um Geographie ging.

Wesentlich anders musste bei Humboldt, der seinem geographischen Denken dienen wollte, die Anordnung im Vergleich zur dreifachen Begriffstreppe Kants ausfallen – nur deshalb, weil er das ihm Wichtigste vorstellte: So rückte, wie wir bereits sahen, der dritte Gliederungspunkt Kants bei ihm an die erste Stelle.

Die zweite Änderung, die er vornahm, ergab sich aus der Unmöglichkeit, ein z.B. der binären Nomenklatur Linnés ähnliches Ordnungssystem in die Geographie einzuführen. Statt Kants „systema naturae“ setzte er, durchaus möglich, „Naturbeschreibung“ ein, ohne welche die Geographie nie auskommen wird.

Die zweite Stufe in der Dreigliederung Kants konnte bleiben.

Die Änderungen Humboldts waren vielsagend, und man möchte meinen, dass Kant, der die Erfahrungskennntnisse allgemein ordnen wollte, Humboldts Konzentration auf Geographie und geographische Relevanz zugestimmt hätte.

Als Emmanuel König 1682 von den drei Naturreichen, Mineral-, Pflanzen- und Tierreich sprach, hatten Barthel Stein (1509) und Bernhard Varenius (1650) bereits das Geographische Anordnungsschema angewandt, und merkwürdigerweise hat kein Geograph später gesehen, dass in der Vorstellung der drei Naturreiche eine Reduktion des Dispositionsschemas vorliegt in der Beschränkung auf die Natur. Vermutlich kannte Humboldt die Idee der drei Naturreiche nicht. Wohl aber können wir sicher sein, dass er das bewusste Schema schon kannte – mit seinem Zwang zu systematischer geographischer Arbeit. *Nichts hat so viel Ordnung in die wissenschaftliche Geographie gebracht wie dieses völlig zu Unrecht verachtete Schema.* Seine Herkunft konnte inzwischen geklärt werden. Der junge Humboldt hatte bis jetzt noch keine Gelegenheit zu seiner Anwendung.

### **Die Verwirklichung des reisegeschichtliches Dreiklanges**

Vorbereitung, Ausführung und Auswertung einer Forschungsreise erwiesen in Humboldts Leben in überzeugender Weise, was ich in der Begründung einer von der Geographie ausgehenden Geschichte der Entdeckungs- und Forschungsreisen, soweit diese geographiegeschichtlich bedeutsam waren, den reisegeschichtlichen Dreiklang genannt habe.

Schon im vorangehenden Text haben wir den Anfang der 1793 begonnenen speziellen Vorbereitung Alexander von Humboldts auf eine Forschungsreise in die Tropenzone der Neuen Welt erlebt. Dieser Beginn war einmalig charakterisiert, weil Humboldt in diesem einen Jahr 1793 Klarheit über die Anwendung der Physikalischen aufklärerischen Geographie und das Reiseziel selbst fand. Vermutlich hat er auch während seiner sechsjährigen Vorbereitung von 1793 bis 1799 schon Spanisch gelernt, was er, wie alles andere schon Erwähnte, strikt geheim hielt. Die Mutter und Kunth haben nie etwas davon erfahren, nur Karl Freiesleben, Carl Ludwig Willdenow und wahrscheinlich Johann Friedrich Zöllner wussten davon.

Da die Mutter 1797 starb, gelangte Humboldt in den Besitz eines sehr beträchtlichen Vermögens, das ihm erlaubte, der erste große selbständige deutsche Forschungsreisende zu werden, der nicht auf die Mitnahme etwa auf Schiffen anderer Nationen oder die verpflichtende Hilfe eines Monarchen angewiesen war. Das emsige Studium der Reiseliteratur, die häufigen Zänkereien an Bord staatlicher Schiffsexpeditionen besonders während der zweiten Welt-

umseglung von James Cook 1772 – 1775 und das Chaos während der Expedition der Französischen Akademie unter Louis Godin ließen Humboldt nach einem einzigen Mitreisenden suchen, von dem sich zugleich eine Bereicherung der Resultate erwarten ließ. Dreimal hatte sich Humboldt schon vergeblich bemüht, als er endlich in Aimé Bonpland, einem Mediziner, dem sich bereits eine Karriere als Botaniker eröffnet hatte, den Partner fand. Er hat besonders die botanische, auch anatomische Untersuchung und gelegentliche medizinische Hilfe mitgetragen.

Ein intensives Literaturstudium, Gespräche und Korrespondenz mit H.-B. de Saussure und J. R. Forster, Erlernen der astronomischen Bestimmung von Länge und Breite in Paris (die Kurt-R. Biermann erwies), Sammlung der notwendigen Messinstrumente deutscher, schweizer, französischer und englischer Konstrukteure, immer erneute Erprobung dieser unentbehrlichen Hilfsmittel vom Haarhygrometer Saussures bis zum Spiegelsextanten und Barometer folgten. Dabei kamen Verzögerungen, vor allem durch die napoleonischen Kriege, der Intensität der speziellen Vorbereitung durchaus zugute. Schließlich hatte ein deutscher Privatmann während einer besonders elenden Zeit seines Vaterlandes eine Instrumentenausrüstung bereitgestellt, die vorher von keiner staatlichen Expedition übertroffen wurde. *Dem Vorhaben Humboldts fehlte vor allem dank der Idee der Physikalischen Geographie nicht das geistige Band, das alles zusammenhielt.*

In diese Phase von 1793 bis 1799 fiel die Entwicklung von drei Forschungsprogrammen: 1. Die Idee der Geographie der Pflanzen. 2. Ein Gesetz des Fal lens und Streichens, dessen Gültigkeit Humboldt im mitteleuropäischen Raum erprobte. 3. Die Idee der Pasigraphie, die vermutlich, wenn sich Andeutungen einer älteren Dissertation bestätigen sollten, auf die Freiburger Zeit zurückgeht. Humboldt unterschied hier pasigraphische oder geologische und geographische oder Länderprofile. Geologische Profile wurden, dem Wortsinn von Pasigraphie (Schrift- und Zeichensprache) entsprechend, mit sinnvollen Symbolen erheblich anschaulicher. Z.B. sollten kleine, nach oben oder unten gerichtete Pfeile exogene oder endogene Vorgänge andeuten, eine Terminologie, die Humboldt aus der Botanik mit großem Erfolg übertrug. Geographische Profile waren Querschnitte, z.B. Humboldts Profile durch Spanien und Mexiko. Sie waren die ersten Länderprofile überhaupt.

Der Wille nach Bestätigung dieser Programme war in Goethes Sinn ein weiteres „Triebrad“, auch als sich später das erste Programm nicht verwirklichen ließ. Pasigraphische Profile hat Humboldt leider nur eines publiziert; doch sind noch weitere ans Licht gekommen. Die Intensität der speziellen Vorbereitung Humboldts war reisegeschichtlich einzigartig.

## **Auswertung der Forschungsreise 1799 bis 1804 im größten privaten Reisewerk**

Die Reise führte Humboldt in das Gebiet der heutigen Staaten Venezuela – Cuba – Columbien – Ecuador – Peru – Mexico – Cuba – USA.

Humboldt hat die Reise im größten privaten Reisewerk der Geschichte ausgewertet. Die sogenannte „Grande Edition“ umfasste 30 Bände, 20 in Groß-Folio und 10 Bände in Groß-Quart; doch gehören durchaus noch vier weitere botanische Bände „Synopsis plantarum“ Carl Sigismund Kunths dazu.

In seinem Reisewerk hat Humboldt die Geographie der Pflanzen begründet, mit dem Mexico-Werk die moderne geographische Landeskunde begonnen, mit dem Cuba-Werk ein weiteres Beispiel regionaler Geographie und ein menschenrechtliches Dokument ersten Ranges hinterlassen. Die Atlanten sind alle mit Büchern verbunden und bilden mit später erschienenen Kartenwerken einen Atlas-Verbund von einmaliger Klassizität; *Südamerika hat er sogar in fünf Atlanten behandelt, eine nie übertroffene Leistung*. Er schuf den ersten thematischen Atlas eines Landes (Mexico) und eines Kontinents (Südamerika) und den ersten thematischen Weltatlas. Den Kampf für die Menschenrechte und gegen die Sklaverei, die er „das größte Übel der Menschheit“ nannte, stellte er über seine wissenschaftlichen Leistungen.

### **Zum Charakter des „Kosmos“**

Mit dem „Kosmos“ könnte ein ähnliches Problem verbunden sein, wie es 1793 entstanden war, als Humboldt mit elektrophysiologischen Versuchen begann! Stand nicht auch der „Kosmos“ als Alterswerk neben seiner Physikalischen Geographie? Der Untertitel des Werkes „Entwurf einer physikalischen Weltbeschreibung“ ist eigentlich noch von keinem Interpreten bedacht worden. Man sprach eben vom „Kosmos“ und vergaß darüber, dass Humboldt nur von einem „Entwurf“ und nur von einer „Beschreibung“ gesprochen hatte, wie er auch sonst in seinen Werken nur vorher durchdachte Titel duldete. Infolgedessen dürfen heutige Interpreten nicht zuviel verlangen, wenn sie das Werk überhaupt noch lesen. In Vorträgen 1825/1827 in einem Pariser Salon und 1827/28 in Berlin über „Physikalische Geographie“, übrigens erstmals mit einem astronomischen Anteil von einem Drittel, hatte er sich an die Aufgabe herangedacht. Doch als der Verleger Cotta an ein Stenogramm dachte, das gleich publiziert werden sollte, forderte Humboldt rechtens ein wissenschaftlich beglaubigtes Werk. Schließlich war die Auswertung seiner Reise noch nicht abgeschlossen. Nachdem es die Physikalische Geographie ermöglicht hatte, konnte er seine Entstehung getrost auf das Jahr 1793 zurückführen. So hat er später auch seine Berliner Vorträge in der Singakademie „Kosmos-Vorlesungen“ genannt, in

eindeutiger Rückschreibung auf sein frühes physikalisch-geographisches Denken. In den „Einleitenden Betrachtungen zum Kosmos“ hat Humboldt Hinweise gegeben, die ich am Ende zitiere. Charakteristisch für den „Kosmos“ war „die Ausweitung der physikalischen Geographie zur physischen Weltbeschreibung“ (S. 227). Diese hatte ich schon 1961 im zweiten Band meiner Humboldt-Biographie beschrieben, und kein Rezensent hat es je vermerkt. Natürlich ließ sich solches durchaus verantworten; doch hätte ich die Auswechselbarkeit der Begriffe feststellen müssen.

### **Zur Entstehung des „Kosmos“**

Im Vorwort seines „Examen critique“ (1814 – 1838) bemerkte Humboldt (S.V): „Eine neue Folge von Ideen“ habe sich seinem Geist dargeboten und habe die Vorliebe für diese Art der Arbeit, mit der er sich seit seiner Rückkehr nach Europa (1804) beschäftigt habe, vermindert. „Ich habe geglaubt, meinen Arbeiten über Amerika eine Grenze setzen zu sollen“, und dieser Entschluss habe ihm weniger Bedauern gekostet infolge der Rückkehr Jean-Baptiste Bousingaults nach 12jähriger Fahrt in Amerika. Leider hat dieser durchaus tüchtige Franzose diesen Wunsch Humboldts nicht erfüllt. Den entscheidenden Satz, mit dem sich Humboldt von der Vollendung seines amerikanischen Reisewerkes verabschiedete, hat übrigens Julius Ludwig Ideler in seiner dreibändigen deutschen Übersetzung weggelassen (Berlin 1852, Bd. I, S. 14). Mit dieser Passage vom November 1833 und mit Humboldts Brief an C. A. Varnhagen v. Ense vom 27. 10. 1834 war der Weg zum „Kosmos“ endgültig geplant. Doch musste Humboldt erst noch an der Auswertung seiner russischen Forschungsreise 1829 arbeiten, die er mit dem Erscheinen seines Werkes „Asie Centrale“ (3 Bde. Paris 1843; deutsch Berlin 1844, erheblich erweitert) abschloss, so dass nun der „Kosmos“ die erste Aufgabe wurde. Der erste Band konnte bei Cotta 1845, der letzte erst nach Humboldts Tod als Band V mit einem Textfragment und dem riesigen Register Eduard Buschmanns 1862 erscheinen.

Im ersten Band des „Kosmos“ behandelte Humboldt „die Hauptresultate der Beobachtung, wie sie, von der Phantasie entblößt, der reinen Objektivität wissenschaftlicher Naturbeschreibung angehören“. Im zweiten Band betrachtete er „den Reflex des durch die äußeren Sinne empfangenen Bildes der Natur auf das Gefühl und die dichterisch gestimmte Einbildungskraft. Es eröffnet sich uns eine innere Welt“.

Es ist mehr als merkwürdig, dass man das Humboldt ohne jede wirksam gewordene Kritik abnahm. Denn die Strömungen, die nach dem Ende der Romantik den reinen Empirismus Humboldts im sonstigen Kosmos noch hinnahmen, mussten ihm vor allem in ihrer wissenschaftlichen Relevanz energisch widersprechen. Heute empören sich wohl alle Wissenschaftstheoretiker der Geogra-

phie, wenn etwa während einer geomorphologischen Exkursion der Leiter auch die Schönheit des Ortes beschwören will. Sollte die hier zu verzeichnende fehlende Kritik von fehlender Lektüre zeugen? Dabei wurde Humboldt von einem klaren Bekenntnis z.B. J. G. Herders getragen, und als er im bewussten zweiten Band auch eine großartige Geschichte des Naturgefühls lieferte, wollte er beweisen, wie das Naturgefühl z.B. den wissenschaftlichen Alpinismus nachgezogen hatte, weil hier im Sinne Goethes ein echtes Polaritätsverhältnis existierte, das mit beiden Flügeln nach Ergänzung suchte und fand. Hässliche Landschaften sind heute eigentlich nur noch Zeugnisse der Unvernunft des Raubbaus und der Unkultur rücksichtslos wirtschaftender Menschen. Die Lüneburger Heide, die der wirtschaftende Mensch infolge der Abholzungen zum Zweck des Salzsiedens erzeugte, wurde allerdings gerade wiederum von Hermann Löns in ihrer neuen Schönheit entdeckt. Ansonsten sind Hochgebirge, die Polarkappen und selbst das Tal des Todes keine Wohnorte böser Dämonen mehr. Alle haben Bewunderer gefunden und wissenschaftliche Forschung interessant werden lassen. So ist es eigentlich erheiternd, dass die Verehrer der sogenannten reinen wissenschaftlichen Objektivität ausgerechnet Humboldt in Ruhe ließen.

Insgesamt hat die Physikalische Geographie Humboldts *bis in den „Kosmos“ hinein* die Einheit des Lebenswerkes A. v. Humboldts ermöglicht. Und diese Erkenntnis hätte auf der einen Seite Humboldt selbst erleichtert, wenn er terminologisch diesem einen Begriff mehr vertraut hätte. Auf der anderen Seite war damit Humboldt-Forschung auch wieder interessanter geworden.

## Bilanz

Was haben diese Ausführungen ergeben?

Schon der junge Humboldt hatte aus eigener Teilnahme und Lektüre der zeitgenössischen Reisegeschichte und durch J. H. Campe und C. W. Dohm und deren Hintergrund (z.B. Robinson d. J. und Engelbert Kaempfer), aber auch von früher Tropensehnsucht angetrieben, erhebliche geographische Substanz gebildet, die er seit 1788 noch erheblich vergrößern konnte.

Als in diesem Jahr J. Fr. Zöllner sein Hauslehrer wurde, erlebte er eine intensive geographische Anregung in allen Bereichen des Geographischen Anordnungsschemas außer der Geographie der Tiere. Deshalb hat er eigenständig frühe Schriften von E. A. W. Zimmermann, dem Begründer der Geographie der Tiere, und von Reinhold Treviranus studiert. Zöllners Bedeutung für Humboldt ließ sich aus seinem frühen, zweibändigen Reisewerk eindeutig belegen.

Ebenfalls 1788 ging Humboldt auf seinem ersten freien Ausgang zu K. L. Willdenow, von dessen Anregungen ausgehend, er zum Begründer der Geographie der Pflanzen werden konnte.

Zöllner wie Willdenow verdankte Humboldt ein erstmaliges geographisches Fundament, das er eigenständig erweiterte, als er die wesentlichen Repräsentanten in der Reihe der inzwischen entstandenen Physikalischen Geographie entdeckte und nun, wie sie, Natur und Mensch vereinte: Erich Pontoppidan, Jean-Louis Giraud, Immanuel Kant, J. G. Herder, H.-B. de Saussure und J. R. Forster.

1793 klärte er in der Diskussion von Kants Theorie der Physischen Geographie seine eigene geographische Methodologie. Unter ihrem Aspekten begann er gleichzeitig eine sechsjährige spezielle Vorbereitung auf die Tropen der Neuen Welt (1793 bis 1799). Die amerikanische Forschungsreise führte er in fünf Jahren aus (1799 bis 1804). Es folgte eine 34jährige Auswertung im größten privaten Reisewerk der Geschichte (1805 bis 1838).

Schon während der Vorbereitung seiner Forschungsreise hatte er von Astronomen in Paris die geographische Ortsbestimmung erlernen müssen, während der Expedition hat er verschiedene astronomische Beobachtungen registriert und z.B. auch das erhebliche Verbreitungsmuster eines Sternfalles ermitteln wollen.

1833/34 setzte er der Arbeit am amerikanischen Reisewerk ein Ende, dessen letzter Band 1838 abgeschlossen wurde, und begann 1834 unter dem Begriff des „Kosmos“ ein Werk, das „Himmel und Erde“ umschloss. Er hat es nur wagen können, *weil er auch im astronomischen Teil der Methode der physikalischen Geographie folgen wollte.*

Diese Physikalische Geographie bestimmte seit 1793 das geographische Denken A. v. Humboldts, die allgemeine und spezielle Vorbereitung sowie die Ausführung und Auswertung im beispielhaften Reisewerk, seine Vorlesungen über Physikalische Geographie und seinen „Kosmos“. In diesem Werk hat Humboldt mitgeteilt:

„Die Darstellungsweise, welche ich hier als der *physischen Erdbeschreibung* ausschließlich geeignet schildere, gewinnt an Einfachheit, wenn wir sie auf den uranologischen Teil des Kosmos, auf die physische Beschreibung des Welt-raums und der himmlischen Weltkörper anwenden“ (Darmstädter Ausgabe A. v. Humboldt, 2. Auflage, 2008, 7. Bd., 1. Teilbd., S. 47; Originalausgabe Band I, 1845, S. 56).

Es wird darauf hingewiesen, dass Humboldt kurz vorher von Physischer Geographie sprach und im oben zitierten Text deshalb von „physischer Erdkunde“ sprach und damit legitimerweise einen synonymen Begriff verwandte. Ich habe oft darauf verwiesen, dass Humboldt im ersten Band des „Kosmos“ auch dem Geographischen Anordnungsschema folgte.

Damit war die Physikalische Geographie die Achse seines Lebens als Geograph.



## Gedenkrede zum 150. Todestag Alexander von Humboldts\*

von ULRICH BANSEMER

Sehr verehrte Anwesende,  
liebe Mitglieder der Humboldt-Gesellschaft,

wir sind heute morgen hier zusammengekommen, um eines unserer beiden Namenspatrone zu gedenken, nämlich

### Alexander von Humboldts,

der vor 150 Jahren, am 6. Mai 1859, im gesegneten Alter von fast 90 Jahren an diesem Ort hier gestorben ist. Er lebte zuletzt in jenem Hause, das damals auf diesem Grundstück stand. So können wir uns heute dem genius loci besonders nahe fühlen.

Alexander von Humboldt war ein deutscher Naturforscher von Weltgeltung. Er war durch seine lebenslange Forschertätigkeit ein *Mitbegründer der Geographie als empirischer Wissenschaft*.

Sein ursprüngliches Studium der Staatsverwaltung entsprach seinem ausgeprägten Ordnungssinn sowie seinem empirischen Denkvermögen und erweiterte womöglich frühzeitig seinen Gesichtskreis hin zu einer schließlich globalen Betrachtungsweise der Welt seiner Zeit. Die Naturwissenschaften insgesamt wurden dann zur Herausforderung seines Wesens.

Wenn auch seine wissenschaftlichen Leistungen genialische Züge tragen, so erscheinen seine Ergebnisse seinem *Charakter* entsprechend als konsequent:

Er war ein *Macher*, ein Kämpfer, einer, der sich übermenschlichen physischen Anstrengungen unterwarf, um der Sache – seiner Sache – zu dienen. Dies erhellt u.a. aus seinem Brief an den französischen Astronomen Delambre, in dem er schrieb: „*Jeder Mann hat die Pflicht, in seinem Leben den Platz zu suchen, von dem aus er seiner Generation am besten dienen kann.*“

So arbeitete er und so konnte er auf seinen vielen Reisen mannigfaltige Feldforschungen betreiben, und zwar *jeweils persönlich*. Es ging um die Bereiche Physik, Chemie, Geologie, Mineralogie, Vulkanologie, Botanik, Zoologie, Klimatologie, Ozeanographie, Astronomie und nicht zuletzt auch noch um Wirtschaftsgeographie und Ethnologie. Und in unzähligen Fällen setzte er in diesen vielfältigen wissenschaftlichen Bereichen neue Maßstäbe, wenn man nur an seine Pflanzen-Geographie oder die Isothermen in der Klimatologie denkt.

---

\* Gehalten am 10. Mai 2009 in Berlin

Wie viele geographische Örter und Schwerpunkte tragen daraufhin heute seinen Namen?!

Von seinen Veröffentlichungen erlangten vor allem die „*Ansichten zur Natur*“ und dann der „*Kosmos*“ schon zu Lebzeiten außerordentliche Verbreitung und Popularität. Er galt als „*wissenschaftlicher Wiederentdecker Amerikas*“, als „*Wissenschaftsfürst*“ oder, wie auf einer Gedenkmünze der Pariser Akademie der Wissenschaften zu lesen ist, als „*Der neue Aristoteles*“.

Natürlich wurde Alexander von Humboldt in zahlreiche Akademien berufen. So war er Mitglied der Leopoldinisch-Karolinischen Akademie der Naturforscher, der Preussischen Akademie der Wissenschaften, der Bayerischen Akademie der Wissenschaften und der Akademie Gemeinnütziger Wissenschaften.

Zudem korrespondierte er bei der Erstellung seines grandiosen publizistischen Werkes mit zahllosen internationalen Spezialisten der verschiedensten Fachrichtungen und schuf so ein wissenschaftliches Netzwerk eigener Prägung.

Er pflegte Kontakte zu vielen großen Gelehrten seiner Zeit und fühlte sich zu Goethe von Forscher zu Forscher besonders hingezogen. Der schrieb ihm 1795: „*Da Ihre Beobachtungen vom Element, die meinigen aber von der Gestalt ausgehen, so können wir nicht genug eilen, uns in der Mitte zu begegnen*“. Und an anderer Stelle sagte Goethe über Alexander: „*Humboldt überschüttet uns mit geistigen Schätzen!*“

Ähnlich äußerte sich auch Charles Darwin, wenn er sagte: „*Er war der größte reisende Wissenschaftler, der jemals gelebt hat. Ich habe ihn immer bewundert, jetzt bete ich ihn an!*“ Viele Beurteilungen dieser Art hat es gegeben, ob von Friedrich von Schiller oder – auch weltweit – Simón Bolívar, Thomas Jefferson, Emil du Bois-Reymond oder schließlich Claude Louis Bertollet, der die wissenschaftliche Kapazität Alexanders in dem Satz zusammenfasste: „*Dieser Mann vereint in sich eine ganze Akademie.*“

Alexander von Humboldts Wissenschaft war ein Wesenszug. Der andere war sein ausgeprägtes humanitäres Anliegen, das ihn sozusagen selbstverständlich Freimaurer werden ließ. Sein Ideal war, den Geist der Zeit des klassischen Idealismus mit dem Geist der zur Blüte aufsteigenden exakten Naturwissenschaften zu vereinen.

Wir zählen ihn zu Recht zu den großen Geistern, die Kultur und Wissenschaft – nicht nur in Deutschland, sondern international – gefördert und somit bleibende Spuren mit großer gesellschaftlicher Relevanz hinterlassen haben.

Wir verehren Alexander von Humboldt in Dankbarkeit und sind stolz, als Humboldt-Gesellschaft seinen Namen zu tragen.

---

Anm.: Abbildung 1 zeigt eine Gedenktafel und den Kranz der Humboldt-Gesellschaft an dem Ort, wo Alexander von Humboldt 1859 verstarb.



Abb. 1: Gedenktafel am Wohnhaus Alexander von Humboldts



## Wilhelm und Alexander von Humboldt - die Beziehung eines berühmten Geschwisterpaares

von INGE BROSE-MÜLLER

Auf einem Schillerbild von 1860, das die Weimarer Elite vor seinem Gartenhaus in Jena versammelt (s. Abb. 1), stehen im Hintergrund rechts Wilhelm und Alexander von Humboldt wie ein Zwillingenpaar. Die Darstellung ist keine Momentaufnahme, sondern ein komponiertes Bild. Ganz selbstverständlich sind die beiden Humboldts als Einheit gesehen.



Abb. 1. Wilhelm von Lindenschmidt jr.: Schiller vor seinem Gartenhaus in Jena 1797. Fotografie einer historisierenden Zeichnung von 1860. Sitzend von links: unbekannt, Caroline von Wolzogen, Charlotte Schiller mit Sohn Karl, Herder, unbekannt Caroline von Humboldt, unbekannt, Schiller; stehend von links: Goethe und Wieland, Wilhelm und Alexander von Humboldt, Karl August Böttiger. Deutsches Literaturarchiv Marbach.

Goethes Wort in den Morphologischen Schriften leistet dieser engen Verbindung Vorschub: Er beschreibt in einem Relativsatz „die Brüder von Humboldt, die mir schon oft als Dioskuren auf meinem Lebenswege geleuchtet.“<sup>1</sup> Goethe billigt Ihnen den hohen Rang von Göttersöhnen zu, lässt sie als Sternbild „leuchten“, aber er deklariert sie als Einheit und nimmt ihnen damit die Individualität. Das geschieht nicht nur einmal: In seinen Annalen berichtet Goethe über das Jahr 1795: „Ganz abgelenkt ((von der bildenden Kunst)) und zur Naturbetrachtung zurückgeführt ward ich, als gegen Ende des Jahres die beiden Gebrüder von Humboldt in Jena erschienen. Sie nahmen beiderseits in diesem Augenblick an Naturwissenschaften großen Antheil.“<sup>2</sup>



Abb. 2: Weimar's Musenhof. Im Hintergrund links werden genannt: Herder, Frau von Humboldt, Alexander und Wilhelm von Humboldt wieder als Paar; sitzend: Wolf und Fichte. Schiller declamiert im Blickkontakt zu Goethe hin (am rechten Bildrand), neben diesem stehend: Herzog Karl August; rechts sitzend: Wieland, Herzogin Mutter Amalia, Herzogin Luise, dahinter, einander zugeneigt: Charlotte und Caroline von Lengefeld. Deutsches Literaturarchiv Marbach.

<sup>1</sup> Goethe, Sämtliche Werke, MA, Bd. 12, S. 181.

<sup>2</sup> Gespräche. A. v. H., H. Beck, I,14 und Goethe, Sämtliche Werke ,MA, Bd. 12, S. 181.

Das Zitat und zwei weitere Bilder (Abb. 2 und Abb. 3) machen deutlich, wie sehr das Verständnis der klassischen Zeit einerseits durch Selbstdarstellung – Alexander sagt schon mit 23 Jahren: „Zum schriftstellerischen Werk gehört Läuten!“<sup>3</sup> – und andererseits durch die verklärende Rezeption des 19. Jahrhunderts geprägt ist. Auch Wilhelm und Alexander von Humboldt unterliegen dieser Sicht.



Abb. 3: Originalzeichnung von Andr. Müller, zweite Hälfte des 19. Jahrhunderts. Schiller und Goethe in direktem Gegenüber; in ihrer Mitte: Wilhelm und Alexander von Humboldt. Deutsches Literaturarchiv Marbach.

Am 12. November 1817 schreibt Wilhelm von Humboldt aus London an seine Frau Caroline:

Es sei eine „der wundervollsten Erscheinungen in der moralischen Welt, dass mein Vater und meine Mutter nur zwei Kinder und gerade zwei gehabt haben, die, indem sie doch im ganzen durchaus dieselbe Richtung haben, eigentlich bloß in Gedanken und im geistigen Beschauen der Dinge zu leben, dann auf einmal in allem in größere Verschiedenheit und Gegensätze ausgehen als Menschen in verschiedenen Weltkörpern sein könnten“<sup>4</sup>. Die „wundervollste Erscheinung in der moralischen Welt“ preist nicht etwa die Verschiedenheit der

<sup>3</sup> Jgb, hrsg. von Ilse Jahn und Fritz G. Lange, Berlin 1973, S. 170, zit. nach Biermann, S. 21.

<sup>4</sup> Br. VII, 47.

Brüder, sondern meint eher eine Verwunderung, die an Bestürzung grenzt, wie zwei aus einer Familie so unterschiedlich sein können.

Was darf man für bare Münze nehmen von der brüderlichen Einheit oder Differenzierung? Besonders Wilhelm ist auf seine individuelle Entwicklung bedacht, trotzdem unterliegen beide auch entwicklungspsychologischen Festlegungen.

Geschwister sind die Menschen, die die meiste Lebenszeit gemeinsam haben, ihr unausweichliches Verhältnis kann glücklich oder gespannt sein. Sie können „Vorbilder, Rivalen, Vertraute“<sup>5</sup> sein. Nach der Geschwisterforschung von Hartmut Kasten, München, verändert sich die Beziehung in den Lebensphasen – wie nicht anders zu erwarten. Und sie hängt von der Position in der Familie ab. Der Erstgeborene hat einen anderen Rang als der Jüngste oder ein mittleres Kind. Für das Verhältnis der Kinder zueinander ist auch der Bezug zu Vater und Mutter von entscheidender Bedeutung.

Im Folgenden beleuchte ich einige Aspekte

1. aus Kindheit, Jugend, Familie; Schwerpunkt, weil die Brüder selbst immer wieder darauf zurückkommen,
2. aus der Lebensphase der erwachsenen Männer in ihrer öffentlichen Tätigkeit und
3. aus ihrer Altersphase.

### **Kindheit / Jugend / Familie**

Major und Kammerherr Alexander Georg von Humboldt heiratet erst mit 46 Jahren die 21 Jahre jüngere Witwe Marie Elisabeth von Holwede, geb. Colomb. Hanno Beck schreibt: „Seine Frau lebte mehr neben als mit ihm.“<sup>6</sup> Sie bringt aus erster Ehe einen Sohn mit, zu dessen Erziehung Joachim Campe ins Haus genommen wird, der später auch den beiden Humboldtschen Söhnen den ersten Unterricht gibt.<sup>7</sup> Mit dem Halbbruder erscheinen sie vielleicht wegen des Altersunterschieds wenig vertraut. Herbert Scurla erwähnt noch einen weiteren Grund: „Die Ausbildung zielte von vornherein auf die Vorbereitung für ein Staatsamt; denn Frau von Humboldt hielt die Beziehungen zum Hof auch nach dem Tode ihres Mannes aufrecht und wünschte ihre Söhne aus zweiter Ehe um so mehr in „die große Welt“ einzuführen, als ihr Erstgeborener aus der Ehe mit dem Baron von Holwede keine ihrer ehrgeizigen Hoffnungen erfüllte.“<sup>8</sup> Wil-

<sup>5</sup> Hartmut Kasten: *Geschwister – Vorbilder, Rivalen, Vertraute*. München 1999 (3. Aufl.).

<sup>6</sup> Hanno Beck, *Alexander von Humboldt*, Bd. I, Wiesbaden 1959, S. 3.

<sup>7</sup> Anna von Sydow im Vorwort zu *Wilhelm und Caroline von Humboldt*, Briefe I, S. XI.

<sup>8</sup> Herbert Scurla, *A. v. H.*, S. 26.

helm von Humboldt nimmt also im Grunde die Position des Erstgeborenen ein, in den besonders viele Erwartungen gesetzt werden.

Bedenkt man den Lebensweg der beiden Humboldts, so findet sich die Ausrichtung der Erziehung bei Hanno Beck überzeugender dargelegt: „Mutter und Hofmeister waren bürgerlicher Herkunft, Kunth war sich dieser Tatsache auch politisch bewusst; beide lenkten die Brüder auf den Weg der bürgerlichen Elite: auf die Wissenschaften.“<sup>9</sup> Weder Wilhelm noch Alexander drängen später an den preußischen Hof. Sie übernehmen ihre politische oder gesellschaftliche Rolle eher pflichtmäßig oder freundschaftlich.

Die Familiensituation wird in der Rückschau nach dem Tod des Vaters in dem Brief einer Frau von Briest, der Mutter der Schriftstellerin de la Motte-Fouquet, derart geschildert:

„Alles ist bei den Humboldts wie es war. In dem Hause ändert sich nichts, weder die Menschen, noch ihre Art und Weise. Ihn werde ich zwar immer sehr da vermissen. Seine leichte, muntere Unterhaltung machte einen charmanten Kontrast mit der leisen Ruhe und Gemessenheit seiner Frau. Diese, ich versichere dich, sieht heute so aus, wie sie gestern aussah und morgen aussehen wird. Der Kopfputz wie vor zehn Jahren und länger, immer glatt, fest, bescheiden! dabei das blasse feine Gesicht, auf dem nie eine Spur irgend eines Affectes sichtbar wird, die sanfte Stimme, die kalte grade Begrüßung und die unerschütterliche Treue in allen ihren Verbindungen! Immer duldet sie den Schwager, seine Tochter, die alte Tante um sich, immer liegt der alte schnarchende Hund Belcastel auf dem Sopha, ihr Gleichmuth leidet weder durch Widerspruch noch sonst durch häusliche Störungen. Man kann drauf schwören, wie man sie heute verlässt, so findet man nach Jahr und Tag die Familie im Innern und Aeußern wieder.

Von den Söhnen kann ich dir nur sagen, dass Wilhelm bei aller seiner Gelehrsamkeit nichts weniger als ein Pedant ist. Im Gegentheil hat er immer le mot pour rire ((ein Scherzwort)) und dabei wird er im Hause wie der Engel der alten Verwandten geliebt. ... Alexander ist eher un petit esprit malin ((ein kleiner Teufel)). Uebrigens außerordentlich talentvoll, er zeichnete, schon ehe er Unterricht nahm, Köpfe und Landschaften. In der Schlafstube der Mutter hängen alle diese Produkte an den Wänden. Jetzt ist er in der gereiften Periode der aufwachenden Galanterie gegen Damen. Er trägt zwei lange stählerne Uhrketten, tanzt, macht Conversation im Cabinet seiner Mutter, kurz man sieht, er fängt an seine Rolle zu spielen. Er erinnert sehr an den Vater.“<sup>10</sup>

---

<sup>9</sup> Hanno Beck, Alexander von Humboldt, I, S. 7.

<sup>10</sup> Brief der Mutter von Caroline de la Motte-Fouqué an ihre Schwester. Aus dem Jahr 1785. Gespräche Alexander von Humboldts, H. Beck, I, 5. Auch in: Br. I, 54.

Schwerer als die Aussage dieser Quelle wiegt für die Beurteilung des Humboldtschen Elternhauses, was die Söhne über ihre Jugend festgehalten haben. Wilhelm beschreibt 1790 gegenüber Caroline die unerträgliche Situation: „Die alte Tante schmeichelt jedem, von dem etwas zu hoffen ist, weiß alle Anekdoten der Nachbarschaft, kriecht vor Maman und schreit hinterm Rücken. Meine Cousine fügt sich in die Umstände so gut es geht, ... und ist reduziert, j e d e n Mann für ein besseres Schicksal zu halten, als diese Lage. Sie wird von meiner Mutter gehaßt, die Tante verachtet.“ Der Onkel sei ein „äußerst angenehmer Tischgesellschaftler, sobald es einem daran liegt, keinen Appetit zu haben“.<sup>11</sup> Wilhelm beschreibt in diesem Zusammenhang auch den älteren Halbbruder: Er „schmeichelt Kunth und Maman, entschädigt sich für die Langeweile am Tage durch kleine Partien des Abends, ist leer, undelikat, hängt aber mit Leib und Seele an mir, weil ich ehrlicher mit ihm umgehe als Kunth und ihm hie und da einen kleinen Vorteil verschaffe.“<sup>12</sup> Das zeigt, dass Wilhelm in diesem Halbbruder kein ernst zu nehmendes Gegenüber hat.

Auf seiner Amerikareise schreibt Alexander 1801 in Santa Fé de Bogota autobiographische Notizen nieder, die besonders offen erscheinen, weil er auf keine Adressaten Rücksicht nimmt und weil er 1839 hinzufügt: „Nie drucken lassen“. Darin heißt es: „In einem jungen Gemüte, das 18 Jahre lang im väterlichen Hause gemißhandelt und in einer dürftigen Sandnatur eingezwängt worden ist, glimmt und glüht es wunderbar auf, wenn es seiner eigenen Freiheit überlassen auf einmal eine Welt von Dingen in sich aufnimmt. ... Alles was auf bürgerliche Verhältnisse Bezug hatte, wurde mir verächtlich, jede Gemächlichkeit des häuslichen Lebens und der feineren Welt ekelte mich an. Ich lebte in einer Ideenwelt, die mich von der wirklichen abzog. ... Wilhelms Abwesenheit (er war in Paris mit Campe) vermehrte die Krisis.“<sup>13</sup>

Hier erscheint Wilhelm als enge Bezugsperson, deren Abwesenheit verunsichert. Der sehr nahe Zusammenschluss von Geschwistern vollzieht sich nach Hartmut Kasten besonders dann, wenn sie einen Verlust erleiden oder von den Eltern Liebesentzug spüren.

Alexander leidet unter dem Zwang, wie gegen seinen Willen sein Beruf festgelegt wird: „Meine jugendliche Neigung war von jeher der Soldatenstand gewesen. Meine Eltern hielten mich durch Zwang davon zurück, und man bildete mir ein, dass ich Lust zu dem habe, was man in Deutschland Kameralwissenschaften nennt.“<sup>14</sup> Er fühlt sich fremdbestimmt.

<sup>11</sup> Br. I, 73.

<sup>12</sup> Ebenda.

<sup>13</sup> Alexander von Humboldt, Aus meinem Leben, hrsg. von Kurt-R. Biermann, Mü. 1989, S. 38: „Mein Weg zum Naturwissenschaftler und Forschungsreisenden 1769 – 1790“.

<sup>14</sup> Biermann, S. 33.

Auch Wilhelm behauptet: „Öde und freudenlos ist meine Kindheit dahingewelkt“ (1789).<sup>15</sup>

Er leidet vor allem unter dem frühen Verlust des Vaters im Jahr 1779. Mit ihm fehlt der Familie das belebende Element.

Zwar schreibt Wilhelm 1787 an einem Sonntag in Tegel an Henriette Herz: „...Bis in mein zwölftes Jahr war ich natürlich, wie alle anderen Kinder sind, nur ein wenig unartiger und verzogener als die gewöhnlichen. In meinem zwölften Jahre gewann ich durch die Lektüre der alten Geschichte auf einmal Geschmack an Literatur und Wissenschaften.“<sup>16</sup> Dagegen wertet er denselben Tatbestand im Brief an Caroline 1790 anders: „Ich hatte so eine traurige frühe Jugend. Die Menschen quälten mich; ich hatte keinen, der mir etwas war... Das gab mir so eine eigentliche Liebe zu den Büchern, und in das trockenste Studieren mischte sich so eine Empfindung, so eine Anhänglichkeit, die aus Bitterkeit gegen die Menschen entsprang und oft nicht ohne Tränen war. Das empfand ich beim Griechischen am meisten, weil man immer schalt, daß ich zuviel Zeit darauf verwendete, und ich wirklich viel darum litt.“<sup>17</sup>

Der Unterschied mag durch den Adressatenbezug bedingt sein: Henriette Herz gegenüber betont er seine frühe Gelehrsamkeit, bei Caroline wirbt er um die seelische Gemeinschaft, die seine frühen Wunden heilen kann. „Ich hatte keinen, der mir etwas war“ – für Alexander kann der ältere Bruder Vorbild sein, doch Wilhelm hat niemanden, an dem er sich orientiert. Die Hauslehrer haben diese Freundes- oder Vaterrolle in der Zeit nicht ausgefüllt. Wilhelm sagt nicht, wer ihn schilt. Gerade die unpersönliche Wendung zeigt die Einsamkeit, in der er diesem Druck ausgesetzt ist.

Da die Geschwister gemeinsam unterrichtet werden, ist Alexander zuweilen überfordert. Auch kommt die philologische Ausbildung mehr Wilhelms Begabung entgegen. Alexander hat das Gefühl, weniger fähig zu sein. „Ich entwickelte mich unendlich viel später als mein Bruder Wilhelm, ..., der von der ersten Kindheit an durch seine tiefe Kenntnis des Griechischen und der gesamten alten Literatur wie durch seinen Geschmack für Poesie – Fächer, in denen er seither gegläntzt hat – in Erstaunen versetzte. Bis zum Alter von 16 Jahren hatte ich wenig Lust, mich mit den Wissenschaften zu befassen...“<sup>18</sup> Dieser Vorrangigkeit des Bruders widerspricht allerdings Wilhelm, er habe als Kind im Vergleich mit seinem Bruder Alexander „für einen langsamen, wenig von der Na-

---

<sup>15</sup> An Caroline, 22. Mai 1789, Br. I, 39.

<sup>16</sup> Freese, S. 35.

<sup>17</sup> Br. I, 134.

<sup>18</sup> A. v. H., Meine Bekenntnisse. Biermann, S. 50.

tur begünstigten Kopf gegolten“.<sup>19</sup> In der Rückschau überbieten sich beide mit Hochachtung für den Bruder.

Trotz aller Klagen ist festzuhalten, dass Kunth im Auftrag der Mutter für eine umfassende Bildung der Zöglinge sorgt, sie in die aufgeklärte Berliner Gesellschaft einführt. Im Haus des Arztes Marcus Herz, des Kant-Schülers, werden ihnen nicht nur die philosophischen Ideen erläutert, sondern sie werden auch zu experimentellen Naturwissenschaften angeleitet. Hier lernen sie, sich des eigenen Verstandes zu bedienen. Im Salon seiner Frau, Henriette Herz, empfinden die Humboldt-Brüder die menschliche Wärme, die ihnen zu Hause mangelt.

Es ist eine geistige Elite, der Wilhelms und Alexanders Ausbildung anvertraut wird.

Christian Wilhelm von Dohm, Geheimer Kriegsrat im Departement für Auswärtige Angelegenheiten, vermittelt ihnen Kenntnisse in Politischer Geographie, einer Erdkunde der Staaten nach exakter statistisch-wissenschaftlicher Methode. Bei Dohm haben sie Privatvorlesung in Nationalökonomie. Wilhelm und Alexander erscheinen in jugendlichem Alter auf der Mitgliederliste der 1783 gegründeten „Mittwochsgesellschaft“, der geheimen „Gesellschaft von Freunden der Aufklärung“, die sich regelmäßig in wechselnden Privatwohnungen trifft, „um durch freundschaftlichen Gedankenwechsel sich wechselseitig den Geist aufzuklären und dadurch Begriffe mancher Art sich selbst deutlich zu machen“.<sup>20</sup>

Hier vollzieht sich derartige Selbstbildung, wie Wilhelm von Humboldt sie im Königsberger und im Litauischen Schulplan 1809 fordern wird.

Nach einem Semester in Frankfurt an der Oder, einem weiteren Jahr in Berlin schreibt Alexander aus Göttingen an seinen Jugendfreund Wegener im März 1789: „Mein akademisches Leben beginnt von neuem. Aber meine ganze Lage ist verändert. Ich bin bereit den ersten Schritt in die Welt zu thun, ungeleitet und ein freies Wesen. ... Lange genug gewohnt, wie ein Kind, am Gängelband geführt zu werden, harret der Mensch die gebundenen Kräfte nach eigener Willkür in Thätigkeit zu setzen und sich selbst überlassen der eigene Schöpfer seines Glücks oder Unglücks zu werden. Aber ich sehe mit bescheidener Zuversicht diesem Zustand entgegen.“<sup>21</sup>

„Wie ein Kind am Gängelband“ – natürlich ist es Kunth, der die jungen Humboldts in diese Kreise einführt. Aber werden ihnen nicht trotz der späteren Klagen Wege geöffnet, die andern verschlossen sind? Es ist paradox, dass sie unter dem Druck die Freiheit ihres Geistes lernen!

<sup>19</sup> W.v.H., Autobiographische Fragmente, mitget. von Albert Leitzmann. In: Deutsche Rundschau. 1916, Bd. 167, S. 392.

<sup>20</sup> zit. nach Geier, S. 39 u. Zweites Kap. Anm. 11.

<sup>21</sup> Jbr. an Wegener, S. 51.

Für die individuelle Entwicklung ist es bedeutsam, dass die Brüder sich im Alter von 18/20 Jahren differenzieren.

Alexander schreibt im Februar 1789 über seinen Bruder Wilhelm an den Studienfreund Wegener: „Er wird sich tod studiren, mein Bruder. Er hat jetzt alle Werke von Kant gelesen ((die „Kritik der Urteilskraft“ ist allerdings erst 1790 erschienen)) und lebt und webt in seinem Systeme. Ich denke viel von ihm zu lernen. Denn jetzt habe ich nicht Zeit, an so etwas zu denken. Zu sehr mit individuellen Gegenständen beschäftigt, muß ich die Spekulationen an den Nagel hängen.“<sup>22</sup> Alexander ist bereit, vom Bruder zu lernen.

Unter der Aufsicht seines Philosophielehrers Engel unterrichtet Wilhelm den Bruder so erfolgreich, dass dieser trotz seiner Beteuerung der Unfähigkeit dem Freund und Theologiestudenten Wegener eine Abhandlung über göttliche Wunder schreibt, in der er darlegt, dass es sich bei „Wirkung ohne Ursache“ um kein transzendentes Beweismittel, sondern nur um mangelhaftes Wissen hinsichtlich der endlichen Welt in ihrer allumfassenden Komplexität handele.<sup>23</sup> Alexander hat hier seinen naturwissenschaftlichen Standpunkt auf der Basis der Aufklärung formuliert.

Immer wieder erwähnt er, wie sein Bruder Wilhelm ihm in der Studienzeit Wege öffnet. „Mein Bruder Wilhelm hatte durch sein Genie die Aufmerksamkeit Jacobis und Georg Forsters erregt. Beide nahmen mich daher freundlichst in Düsseldorf und Mainz auf, da Forstern die Hoffnung, in England Geld zu gewinnen, nach London trieb, ..., so bot er mir an, ihn zu begleiten.“ Trotz einiger Vorbehalte stellt er fest: „... so hatte das Zusammenleben mit dem Weltumsegler doch großen Einfluß auf meinen Hang nach der Tropenwelt. Wie erwachte diese Sehnsucht vollends bei dem Anblick des allverbreiteten, beweglichen, länderverbindenden Ozeans, den ich bei Ostende zuerst sah...“<sup>24</sup> Demnach haben Wilhelms Kontakte Alexanders Sehnsucht in die Ferne, seinen „Wunsch nach der Tropenwelt“<sup>25</sup> bestärkt, doch seinen Weg gefunden hat er selbst.

## **Unterscheidung im jugendlichen Aufbruch**

Was Geschwister in der Phase des Erwachsen-Werdens trennt, ist die Begegnung mit Menschen, die sie lieben.

Mit dem Studienkollegen Wegener verbindet Alexander ein Freundschaftsbund, der in seiner Diktion ganz an den Tugendbund um Henriette Herz erin-

---

<sup>22</sup> Jbr. an Wegener, S. 49.

<sup>23</sup> In der Einschätzung dieser Fähigkeit Alexander von Humboldts stimme ich mit Geier, Die Brüder Humboldt, S. 49ff. überein.

<sup>24</sup> Biermann, S. 35f.

<sup>25</sup> Biermann, S.39.

ner. „Bester Bruder, lieber Bruder“ schreibt er. „Schreibe mir bald, liebes Brüderchen, und glaube mir, dass ich unter allen meinen Freunden noch keinen so innigst geliebt habe, so unveränderlich lieben werde als Dich“ (Berlin 12. Oktober 1788); und am 25. Februar 1789: „Ich widerhohle, was ich Dir schon so oft gesagt habe, dass ich keinen Menschen auf Erden, meinen leiblichen Bruder nicht, so herzlich liebe als Dich“.<sup>26</sup>

Das betrifft die emotionale Bindung. Denn intellektuell schätzt Alexander Wilhelm gerade in dieser Zeit sehr hoch ein. An Wegener schreibt er: „Ich muß gestehen, dass ich seine jezige Bildung, seine ausgebreitete Gelehrsamkeit selbst zu bewundern anfangte. Heyne hat von ihm gesagt, er habe lange keinen so treflichen Philologen aus seiner Schule entlassen. Nimm dazu seine schönen juristischen, historischen und politischen Kenntnisse, seine tiefe Einsicht in das Kantsche System ... seine italienische, französische und englische Sprachkenntniß – und Du musst gestehen dass Du wenige seines gleichen kenst, die nicht *ex professo* Gelehrte sind.“<sup>27</sup>

Aber mit Wegener stellt er sich vor: „Wir werden zusammen leben, zusammen traurig und glücklich sein.“ Was die Menschen um ihn her betrifft, beteuert er: „Keine starke Leidenschaft wird mich hinreißen. Ernsthafte Geschäfte und am meisten das Studium der Natur werden mich von der Sinnlichkeit zurückhalten. Du kenst mich, lieber Wegener, unter all meinen Freunden am besten. Du magst es selbst beurtheilen ob Du mich stark genug hältst, allein auf dem schlüpfrigen Pfade des Lebens zu wandeln. Wie glücklich, unaussprechlich glücklich würde ich sein, wenn ein Freund, wie Du, mir zur Seite ginge.“<sup>28</sup>

1796 teilt Alexander Henriette Herz einen merkwürdigen Traum mit, in dem männliche und weibliche Gestalten ineinander übergehen.<sup>29</sup> Für die homophile Neigung des Bruders hat Wilhelm kein Verständnis; er schreibt an Henriette Herz (schon 1789): „Die Mannespersonenbekanntschaften, wie Du sie sehr gut nennst, kann ich nicht ausstehen. Ich habe keine einzige der Art.“<sup>30</sup> Alexander aber erwähnt in keinem anderen Zusammenhang die Begriffe „Glück“ und „Genuss“ so oft, wie in seinen Freundesbriefen – an Willdenow genauso wie an den Offizier Reinhard von Haefthen, der ihm 1794 in Bayreuth nahe steht.<sup>31</sup>

Die Liebe zu Caroline von Dacheröden zieht Wilhelm zwar zunächst von Alexander ab, doch er bezieht den Bruder in die Überlegungen mit der Freundin ein (22. Dez. 1790): „Mein Bruder geht mir seit ein paar Tagen sehr durch

<sup>26</sup> Jbr. Wegener, S. 29 u. S. 41.

<sup>27</sup> Jbr. Wegener, S. 69.

<sup>28</sup> Jbr. Wegener, S. 51.

<sup>29</sup> Geier S. 59. Geier gelingt eine sehr klare und angemessene Darstellung des Sachverhaltes.

<sup>30</sup> Freese, S. 69.

<sup>31</sup> Geier, S. 61f.

den Kopf. Ich besorgte lang, er wäre nicht ganz, wie es seiner wert ist zu sein, ... mir kam's schon lang vor, als verführte ihn manche kleine Eitelkeit... Es tut mir weh, daß ein Mensch von Alexanders Kopf und Herz an so etwas Freude finden kann. ... Verzeih, meine Li, daß ich Dir so lang davon rede. Aber ich lieb ihn unendlich und fühle oft, daß er so nicht glücklich sein, wenigstens nicht bleiben kann.<sup>32</sup> Wilhelm fühlt sich verantwortlich für den Bruder, will ihn leiten, erziehen und bittet Li, der er die größere emotionale Kompetenz zutraut, Alexander zu schreiben. Der Bruder wird in die Gemeinschaft einbezogen, auch von Caroline.

Dass die Intervention Resonanz hat, zeigt Wilhelms Brief einen Monat später: Alexander lässt Caroline für ihren Brief danken; „Er hat sich erstaunlich damit gefreut. ... Er ist ein trefflicher Mensch, vorzüglich um dieser schönen jugendlichen Wärme willen.“<sup>33</sup>

### **Selbsterkenntnis und gegenseitige Einschätzung der erwachsenen Brüder**

„Du kennst mich noch nicht, Lina, und der Gedanke quält mich schon lang“, schreibt Wilhelm im Mai 1789.<sup>34</sup> Er wirbt für sich, indem er sich schonungslos selbst betrachtet. „Wenn ich es mir denke, daß es Seiten in mir gäbe, die nicht harmonierten mit Deinem Wesen, daß Deine Liebe sich getäuscht fühlte – o! – laß ihn mich nicht vollenden den grauenvollen Gedanken. ... Es gibt Menschen, die mich fühllos, mürrisch, menschenfeindlich nennen, und wenn ich dann manchmal denke: und wer weiß, vielleicht haben sie recht, dann gesellt sich der Gedanke hinzu, Eurer Liebe nicht wert zu sein, und stürzt mich in tiefe Melancholie. Aber dann rechne ich wieder auf Eure Verzeihung, rechne auf das volle, selige Gefühl inniger Liebe, das mich für Euch alle füllt, und nach und nach kehren Ruhe und Frieden in meine Seele zurück. ... Wie werden die Tage des Mannes sein? Ich werde glücklich sein, wenn ich Gutes wirken kann, denn ich werde dann zufrieden mit meiner Existenz sein. ... Gibt mir das Schicksal mehr, schenkt es mir die Wonne, einmal glücklich zu sein im Kreise einer glücklichen Familie, in Deiner und unsrer übrigen Lieben Nähe, o! dann soll mein warmer Dank hinaufglühen zum Vater, der mir das gab.“<sup>35</sup>

Ende 1790, als Wilhelm mit Caroline verlobt ist, kommen ihm Bedenken über seine eigene Existenz, die er mit dem Bruder vergleicht. Um Caroline glücklich zu machen, müsse er freier leben. „Indes, dazu gehört mehr Genie, wenigstens eine außerordentliche Kraft, und die ... war nicht in mir, da wählt

---

<sup>32</sup> Br. I, 341f.

<sup>33</sup> Br. I, 376 (22. Jan. 1791).

<sup>34</sup> Br. I, 39.

<sup>35</sup> Ebenda.

ich, wahrlich mit reifer Überlegung, diesen Weg, weil ich gewiß war, auch mit mittelmäßigen Talenten und mit Fleiß und Ordnung könnte man da nützlich wirksam sein. ... ich gewöhnte mich an die strengste Ordnung, den sklavischsten Fleiß. Noch zu der Zeit, wie ich mit Alexander hier zusammen war, sah ich in ihm nun das alles anders. Er trieb, wozu er Neigung hatte, aber er hatte nur innere Neigung zu den Dingen, die den Kopf edel und schön beschäftigen, er räsionierte (sic!) so fein und durch keine Rücksicht gebunden und lebte, mit einem Wort, in zehnfach größerer innerer Freiheit. Ich freute mich des Anblicks, ich sah das wirklich große Genie ... in ihm, ich ahndete, sein Kreis würde größer und mit höherer Energie ausgefüllt sein. Allein mich machte das nicht irre, selbst meines Bruders Spott hatte die Wirkung nicht, ob ich wohl sah, wie er mich an leichtem, schnellem Ideengang überflügelte. Ich wählte die sichere Laufbahn und ging ohne Änderung fort.<sup>36</sup>

Es ist erstaunlich, da man ja Wilhelms spätere Wirksamkeit im Kopf hat, wie ängstlich, geradezu menschen scheu er sich sieht, als habe er sich deswegen in die Sprachwissenschaft gerettet. Dabei gibt es eine Fülle von Belegen, die sein anthropologisches Interesse beweisen. „...Im Grunde sind es doch die Verbindungen mit Menschen, welche dem Leben seinen Werth geben,...“ wird er 1827 an Charlotte Diede, die Freundin seines Alters, schreiben.<sup>37</sup>

Seine Sprachwissenschaft verknüpft er mit dem Interesse an den Menschen.

Alexanders Briefe von der amerikanischen Reise berichten für Wilhelm mit feinem Adressatenbezug immer besonders über die Menschen und ihre Sprache, sie belegen gleichzeitig auch Alexanders wissenschaftliches Gesamtinteresse: „Die Sprache der Kariben ist zugleich reich, schön, kräftig und zart, ihr fehlt es nicht an Ausdrücken für abstrakte Begriffe. Man spricht hier von Zukunft, Ewigkeit, Dasein usw.“, schreibt Alexander an Wilhelm aus Lima am 25.11.1802.<sup>38</sup> Neben seinen anstrengenden Erkundungen, Messungen, Versuchen versäumt er nicht, mit sichtlichem Vergnügen die Gesellschaft zu beobachten: „Besonders beschäftige ich mich mit der Inka-Sprache. Man spricht sie hier gewöhnlich in der Gesellschaft, und sie ist so reich an feinen und mannigfaltigen Wendungen, daß die jungen Herren, um den Damen Schmeicheleien zu sagen, Inka zu sprechen beginnen, wenn sie die ganzen Schätze des Kastiliani-schen ausgeschöpft haben.“<sup>39</sup>

Alexanders außerordentliche Vielfalt des Interesses und der Fähigkeiten sieht Wilhelm voraus und beweist damit seine Menschenkenntnis und brüderli-

<sup>36</sup> Br. I, 343.

<sup>37</sup> Briefe an eine Freundin, hrsg. von Leitzmann, Bd. I, S. 330.

<sup>38</sup> Das Gute und Große wollen. A. v. H.'s amerikanische Briefe, hrsg. von Ulrike Moheit, Berlin 1999, S. 154.

<sup>39</sup> Ebenda.

che Einfühlung, als er 1793 an den schwedischen Diplomaten und Freund Karl Gustav von Brinkmann schreibt (Alexander hat zu dem Zeitpunkt noch nicht einmal seinen Dienst als Oberbergmeister in Franken angetreten):

„Über meinen Bruder bin ich neugierig, Sie zu hören. Ich halte ihn unbedingt und ohne alle Ausnahme für den größten Kopf, der mir je aufgestoßen ist. Er ist gemacht, Ideen zu verbinden, Ketten von Dingen zu erblicken, die Menschenalter hindurch ohne ihn unentdeckt geblieben wären. Ungeheure Tiefe des Denkens, unerreichbarer Scharfblick und die seltenste Schnelligkeit der Kombination, welches alles sich in ihm mit eisernem Fleiß, ausgebreiteter Gelehrsamkeit und unbegrenztem Forschungsgeist verbindet, müssen Dinge hervorbringen, die jeder andere Sterbliche sonst unversucht lassen müßte. ... ich bin fest überzeugt, daß die Nachwelt (denn sein Name geht gewiß auf eine sehr späte über) mein jetziges Urteil buchstäblich wiederholen wird. ... ich habe mich, sooft ich meinen Bruder von seinen eigentlichen Ideen reden hörte, nie inniger Bewunderung erwehren können. ... Eine völlige Restauration der Wissenschaften und mehr als dies, alles menschlichen Bemühens ist seit Jahrhunderten notwendig, und die Notwendigkeit wächst mit jedem Jahre... Zu dieser Restauration ist der wichtigste Schritt, Einheit in alles menschliche Streben zu bringen, zu zeigen, daß diese Einheit der Mensch ist, und zwar der innere Mensch. ... Das Studium der physischen Natur nun mit dem der moralischen zu verknüpfen und in das Universum, wie wir es kennen, eigentlich erst die wahre Harmonie zu bringen, ... dazu, sage ich, hat mir unter allen Köpfen, die ich historisch und aus eigener Erfahrung in allen Zeiten kenne, nur mein Bruder fähig geschienen. ... Ich hoffe und weiß gewiß, er wird sein Leben allein diesem Studium weihen, er wird keine Verhältnisse eingehen, die, wie schön sie an sich sein mögen, immer hindern, die Kräfte ungeteilt einem Zweck zu geben, und da er zugleich in die äußere Lage gesetzt ist, die es ihm möglich macht, seine Absichten ganz dem Bedürfnis der Beschäftigungen gemäß unter allen Himmelsstrichen zu verfolgen, so erwarte ich mit der festesten Gewißheit etwas Großes von ihm.“<sup>40</sup>

Diese Erwartung der wissenschaftlichen und gesellschaftlichen Veränderung erfüllt nicht nur Alexander; im Grunde entwirft Wilhelm als Privatgelehrter ein Programm, das auch er in Preußen selbst verwirklichen wird.

Das Lebensende der Mutter führt die Brüder nahe zusammen, nicht in Sorge und Trauer, sondern in fast zweijähriger Verantwortlichkeit. Wilhelm zieht im Juli 1795 mit Caroline und den Kindern nach Tegel. In seinen „Bekanntnissen“ schreibt Alexander, dass er lange den Entschluss gefasst hatte, Europa zu verlassen, „aber ich war ein zu guter Sohn, um an die Verwirklichung zu Lebzeiten meiner Mutter zu denken.“<sup>41</sup>

---

<sup>40</sup> Freese, S. 171ff.

<sup>41</sup> Biermann, S. 51.

Marie Elisabeth von Humboldts Tod 1796 beendet nicht nur ihr Leiden, sondern auch eine unglückliche Familienkonstellation. Die neue Freiheit und das Erbe geben den Brüdern die Möglichkeit zu vielfältigen, z.T. gemeinsamen Reiseplänen.

Im April 1798 reist Alexander zur Familie seines Bruders nach Paris. Wie er in Salzburg mit dem alten Studienkameraden Leopold von Buch aus Freiberg die Alpenregion erkundet und wissenschaftliche Geräte getestet hat, so knüpft er in Paris Verbindungen zu wichtigen Wissenschaftlern, hält Vorträge im Institut de France, nimmt mit Wilhelm zusammen am kulturellen Leben teil. Es ist ein glücklicher Zufall, der ihn den Mediziner und Botaniker Aimé Bonpland begegnen lässt, mit dem er seine eigene Expedition wagt.

Wilhelm versucht, ihm den Abschied am 20. Oktober 1798 nicht schwer zu machen, doch an Friedrich August Wolf, den klassischen Philologen, schreibt er: „Mein Bruder ist leider vorgestern von hier abgereist. Seine Abreise hat mich unendlich geschmerzt. Wir hatten die letzten Monate hier in demselben Haus gewohnt, alle Mittag zusammen gegessen, meist dieselben Gesellschaften besucht, kurz im eigentlichen Verstande miteinander gelebt, und nachdem wir so alles Angenehme des ungestörten Beisammenseins in vollem Masse genossen hatten, musste diese Trennung folgen, die noch dazu höchst wahrscheinlich nicht weniger als kurz sein dürfte.“<sup>42</sup>

Und Alexander an Carl Freiesleben: „Welch ein Glück ist mir eröffnet! ... Der Mensch muß das Gute und Große wollen. Das Uebrige hängt vom Schicksal ab.“<sup>43</sup>

((HANNO BECK: Alexander von Humboldt, Amerikanische Reise, rekonstruiert und kommentiert von H. B., 6. Aufl., 2009))

## Die Brüder in der Zeit ihrer öffentlichen Wirksamkeit

Als Alexander am 1. August 1804 mit Bonpland bei Bordeaux anlandet, ist ihm das Glück der gelungenen Expedition bewusst. Er, der Botanik nicht in der Studierstube lernen wollte, hat seinen Forschertraum von den Tropen verwirklicht und hat nun die Aufgabe, seine Schätze zu sichern und zu systematisieren.

Noch von Bord der „Favorite“ schreibt er an Kunth wegen seiner Finanzen und betont: „Ich habe den lebhaftesten Wunsch, meinen Bruder zu sehen, den ich in Rom vermute, wo ich wahrscheinlich den Winter verbringen werde.“<sup>44</sup>

Wilhelm, der seit 1802 als preußischer Resident beim Vatikan in Rom lebt, erfährt Alexanders Rückkehr, seine ruhmvolle Aufnahme in Frankreich durch

<sup>42</sup> zit. nach Geier, S. 210.

<sup>43</sup> Jbr., S. 680.

<sup>44</sup> Ulrike Moheit, Amerikanische Briefe, S. 232.

den Bericht seiner Frau. Caroline hat nach dem tief berührenden Tod des ersten Sohnes Wilhelm wegen der klimatischen Gefährdung der anderen Kinder Rom verlassen und ist vor dem Starrsinn ihres Vaters aus Burgörner weiter nach Paris geflohen. „Alexandern in Paris ankommen zu sehen, muß himmlisch sein“, schreibt Wilhelm.<sup>45</sup> „Er ist so unbeschreiblich noch derselbe in Manieren, Mienen, Gestikulationen und Tournüren, so daß ich meine, er wäre vorgestern erst von uns gereist.“ Aber er „ist viel fetter geworden“, erwähnt Caroline auch.<sup>46</sup>

Caroline wie auch Alexander genießen das familiäre Zusammensein, soweit Alexanders ruhmvolle Aufnahme in Paris Zeit dafür lässt. Doch sie vermisst seine innere Teilnahme an dem Leid, das sie und Wilhelm getroffen hat. Als Caroline ihre Tochter Louise zur Welt bringt, beteiligt Alexander sich als Pate sogar an der Namenfindung (er will sie Mathilde nennen), er fühlt sich in seiner Familie, doch als die Kleine nach einem Vierteljahr stirbt, vermisst Caroline sein Mitgefühl. Wilhelm hatte vorausgesehen, dass „den Verlust eines Kindes der nicht empfinden kann, der nie Vater war“.<sup>47</sup> Und Caroline klagt: „Über Wilhelm und Louisen kann ich mit Alexander nicht reden, er versteht kein Mutterherz.“<sup>48</sup>

Auf der öffentlichen Ebene ergreift Caroline eine wichtige Aufgabe in Wilhelms Sinn.

Im September 1804 fordert Wilhelm seinen Bruder brieflich auf, an den preußischen König zu schreiben und seine Verhältnisse in Deutschland namentlich in Berlin nicht zu vernachlässigen. „Für Alexander“, schreibt Caroline, „ist es ein reelles Glück gewesen, mich hier in Paris gefunden zu haben, er hätte sich sonst so tief hier eingelassen, dass er nie wieder herausgekonnt hätte. ... Wegen Berlin muß ich den Alexander beständig zügeln, ich spiele mit ihm eine ordentliche Hofmeisterrolle.“<sup>49</sup>

Das *Deutsch- oder Französisch-Sein* wird zum Zankapfel der nächsten rund 15 Jahre. Dabei fallen die private und die öffentliche Sphäre auseinander. Als Alexander im April 1805 nach Rom kommt, beginnt eine Zeit brüderlichen Glücks, in der die beiden zusammen arbeiten.

Wegen Alexanders „Deutschheit“ bestehen zunächst keine Bedenken, da er im November 1805 nach Berlin geht, als Mitglied der Königlich Preussischen Akademie der Wissenschaften begrüßt, mit dem Titel des königlichen „Kammerherrn“ versehen und mit einer stattlichen Pension ausgestattet wird – ohne Gegenforderungen. Das alles und auch den Ruhm in Berlin erreicht er mit

---

<sup>45</sup> Br. II, 232.

<sup>46</sup> Paris, 28. August 1804; Br. II, 231.

<sup>47</sup> Br. II, 233.

<sup>48</sup> Paris, 17. Dez. 1804; Br. II, 287.

<sup>49</sup> Br. II, 249f.

leichter Hand, aber es stellt ihn nicht zufrieden. Goethe gegenüber klagt er über „die Pflanzenöde und den blechernen Himmel“<sup>50</sup>. Dieses Unglück und Krankheiten hindern ihn nicht, bei großem öffentlichem Interesse seine *Ideen zu einer Physiognomik der Gewächse* zu entwickeln. Was er vermisst, ist der Ideenzusammenhang mit den Pariser Wissenschaftlern.

Er, der französisch Gesinnte, erlebt die preußische Niederlage von Jena und Auerstedt in Berlin, Wilhelm in Rom. So hat es eine gewisse Brisanz, wenn Alexander seine *Ansichten der Natur* mit folgender Widmung versieht:

Seinem theuren Bruder  
Wilhelm von Humboldt,  
in Rom,

Berlin, im Mai 1807

*der Verfasser*<sup>51</sup>

Bei Alexanders Hang zur Ironie ist die Spannung zwischen den beiden Orten spürbar.

Was bedeutet Wilhelms „Deutschheit“?

Schiller schreibt am 2. April 1805 in seinem letzten Brief an Wilhelm von Humboldt: „Und am Ende sind wir ja beide Idealisten und würden uns schämen, uns nachsagen zu lassen, daß die Dinge uns formten und nicht wir die Dinge. ...Der deutsche Geist sitzt Ihnen zu tief, als daß Sie irgendwo aufhören könnten, deutsch zu empfinden und zu denken. Frau von Staël hat mich bei ihrer Anwesenheit in Weimar aufs neue in meiner Deutschheit bestärkt, so lebhaft sie mir auch die vielen Vorzüge ihrer Nation vor der unsrigen fühlbar machte. Im philosophieren (sic!) und im poetischen Sinne haben wir vor den Franzosen einen entschiedenen Schritt voraus, wieviel wir auch in allen andern Stücken neben ihnen verlieren mögen.“<sup>52</sup>

Schiller verweist hier auf die Kulturnation, die er mit Goethe, den beiden Humboldts und anderen Persönlichkeiten in seiner Monatsschrift „Die Horen“ 1795 vereint hat. Und er empfindet Deutschheit in der Gegenüberstellung zum Französischen vor allem als ein Phänomen der Philosophie, der Dichtung und Sprache.

Das Französische ist das Kontrastbild. Schon 1797 schreibt Wilhelm v. Humboldt an Schiller aus Paris: „In der That rechne ich es zu den Vorzügen meines hiesigen Aufenthalts, daß mir die Deutsche Natur in ihrem Adel und ihrer Vortreflichkeit erst hier recht klar werden wird.“<sup>53</sup>

<sup>50</sup> Goethes Briefwechsel mit W. u. A. v. Humboldt. Hrsg. von Ludwig Geiger. Berlin 1909, S. 298, zit. nach Geier, S. 252.

<sup>51</sup> Darauf weist auch Geier hin, S. 255.

<sup>52</sup> NA 32, 206ff.

<sup>53</sup> NA 37/I, S. 197.

Seit seiner Jugend auf Innerlichkeit eingestellt, befremdet ihn die französische Haltung: „Bei den Franzosen ist es gerade das Gegentheil, sie berechnen alles auf die Wirkung, und dies ist es, was im großen und kleinen ihnen die politischen und gesellschaftlichen Vortheile über ihre Nachbarn giebt.“<sup>54</sup>

Was ursprünglich ein Temperamentsunterschied in Wilhelms und Alexanders Natur ist, entwickelt sich zu einem politischen Gegensatz. In Deutschland regiere „ein gewisser Furor gegen alles, was französisch ist“, schreibt Alexander am 24. Dezember 1805, so dass man fast nicht wage, „laut zu sagen, was man in seinem Innern denkt“. <sup>55</sup> Daher ist es für ihn eine Erlösung, dass er im November 1807 Prinz Wilhelm von Preußen in diplomatischer Mission nach Paris begleiten kann mit dem Auftrag, die Bedingungen des Tilsiter Friedens zu mildern. Nach der ergebnislosen Beendigung der Mission bleibt Alexander in Paris und arbeitet bis 1827 an der Ordnung und Veröffentlichung seines großen Reisewerkes weiter.

Als sich Preußens Katastrophe ereignet, erwähnt Wilhelm gegenüber dem Erbprinzen Georg von Mecklenburg-Strelitz, dass er sich „aufopfern“ würde, wenn man ihn in der Heimat benötige.<sup>56</sup> Wilhelm kommt 1808 zur Regelung von Erbangelegenheiten nach Preußen. Es drängt ihn in kein neues Amt, aber er wird Italien nicht wieder sehen. Er versteht sein Deutschsein jetzt auch als politische Aufgabe. Der Freiherr vom Stein beruft ihn innerhalb des Innenministeriums als Chef der „Sektion des Kultus und des öffentlichen Unterrichts“. Als Geheimer Staatsrat ist er zum Immediatvortrag beim König berechtigt und hat gleiches Stimmrecht wie die Minister. Wilhelm von Humboldt zögert: „Was lässt sich jetzt im Preußischen tun, wo man so wenig Mittel hat? Gelehrte dirigieren ist nicht viel besser, als eine Komödiantentruppe unter sich zu haben, ...“<sup>57</sup>

Zur Annahme der politischen Aufgabe entschließt er sich, weil er meint, Caroline das zumuten zu können: „Ich habe so oft und tief gefühlt, wie im edelsten Sinne des Wortes *d e u t s c h* Du bist, ... daß sich nie vielleicht eine allgemeine Form in einem Einzelnen so rein und vollkommen ausgesprochen hat, als deutsche Weiblichkeit in Dir.“<sup>58</sup> Hier steht wieder Deutschheit recht pathetisch an einer Humboldtschen Schaltstelle.

Wilhelm von Humboldt bleiben nur 16 Monate, um Preußens Bildungswesen neu zu ordnen. Die eigene geistige Entwicklung in seinem Individualismus der

---

<sup>54</sup> Wilhelm an Jacobi, zit. nach Geier, S. 245.

<sup>55</sup> A. an Cuvier. Ernest-Theodore Hamy: *Lettres américaines d'Alexandre de Humboldt*, S. 201, zit. nach H. Beck, Alexander, S. 201.

<sup>56</sup> vgl. Geier, S. 258.

<sup>57</sup> Br. III, S. 19.

<sup>58</sup> Ebenda, S. 13.

90er Jahre kann er auf staatlicher Ebene in seinen Bildungsplänen umsetzen. Als größte Leistung sieht er selbst die Gründung der Berliner Universität an.

Sein Entlassungsgesuch reicht Humboldt 1810 ein, weil unter Kanzler Hardenberg die Kompetenz der Staatsräte auf eine beratende Stimme beschnitten wird. Unter den Umständen fühlt sich Humboldt herabgesetzt und gekränkt. Dennoch schreibt er an Caroline in Rom: „Es gibt doch nie ein Vaterland, dem man lieber angehören möchte, als Deutschland.“<sup>59</sup> Als außerordentlicher Gesandter und bevollmächtigter Minister wird er nach Wien versetzt.

Das Jahrzehnt von 1810 bis 1820 bringt eine *Entfremdung* zwischen den Brüdern, jedenfalls aus Wilhelms Sicht. Wilhelm ist kein Nationalist, der Preußen oder Deutschland eine Vormachtstellung erwerben will, er will vielmehr den freiheitlichen Ideen, wie er sie von der Aufklärung übernommen hat, in einem nationalen Gefüge einen sicheren Raum schaffen.

Alexander hingegen denkt in einem Weltbewusstsein, in dem sich seine Wissenschaften nicht an Grenzen aufhalten lassen.

Der brüderliche Unterschied in den Lebensansichten wirkt anekdotisch, obwohl ich Tatsachen berichte:

Am 16. Juli 1799 teilt Alexander seinem Bruder sein Glück über die üppige Natur in Cumaná (an der Nordküste des heutigen Venezuela) mit: „Man muss genießen, was man nahe hat.“<sup>60</sup> ... Nachts den 4. Juli (1799) sah ich zum erstenmal das ganze südliche Kreuz vollkommen deutlich.“<sup>61</sup>

Als 1814 Wilhelm von Humboldt das Eiserne Kreuz erster Klasse verliehen bekommt, bemerkt Alexander, ihm wäre das Kreuz des Südens lieber gewesen.<sup>62</sup> Nicht, dass Wilhelm die Auszeichnung, die im zivilen Bereich außer ihm nur Hardenberg bekommen hat, gewünscht hätte, aber er nimmt sie an. Das quittiert Alexander mit Ironie.

Umgekehrt erheben Wilhelm und Caroline Alexander gegenüber immer wieder den Vorwurf der Extrovertiertheit. Vor Napoleons Kaiserkrönung bemängelt Caroline: „Er gibt sehr viel Geld für seine Garderobe aus. Kleider bis jetzt, nicht etwa Wäsche, für 1200 Francs, und heute kauft er einen gestickten Samtrock, der wenigstens 800 Francs kosten muß.“<sup>63</sup> Auf der Rückseite desselben Blattes schreibt Alexander an seinen Bruder: „Ich bin gezwungen gewesen,

<sup>59</sup> Br. III, 407.

<sup>60</sup> Hier lässt sich eine Verbindung zu Novalis knüpfen: Novalis, *Die Lehrlinge von Sais*, Bd. 1, S. 229:

„Wer aber einen richtigen und geübten Natursinn hat, der genießt die Natur, indem er sie studirt, und freut sich ihrer unendlichen Mannichfaltigkeit ..., ihrer Unerschöpflichkeit im Genusse...“.

<sup>61</sup> Moheit, S. 26.

<sup>62</sup> Br. IV, 343.

<sup>63</sup> Br. II, 264.

mir für 70 Louisdor samtene gestickte Kleider machen zu lassen, um in aller Pracht zu erscheinen. *Man muß nach solcher Reise nicht scheinen auf den Hund gekommen zu sein.*“

Alexander beherrscht das *savoir vivre*!

Die Fülle von Wilhelms Beteuerungen im Jahrzehnt 1810 bis 1820, „wie sehr ich ihn liebe“<sup>64</sup> zeigt beinahe verräterisch, wie sehr er sich darum bemüht, ihn zu lieben! Zuweilen sind diese Aussagen auch nur konzessiv: „Ich hätte, so unendlich gern ich ihn sehe, lieber gehabt, er wäre später gekommen, wo ich besser eingerichtet gewesen wäre“.<sup>65</sup>

Andererseits schätzt er: „Wir sind sehr gut miteinander, er ist, außer der gewöhnlichen Zärtlichkeit, sehr gut und sanft und aufgeweckt und lustig.“<sup>66</sup> Doch dann entsetzt sich Wilhelm wieder, weil der Bruder „in allen Kleinigkeiten pariserisch geworden ist“.<sup>67</sup>

In der patriotischen Zeit, als Wilhelm 1815 in Paris auf die politische Ordnung Europas nach Napoleon einwirkt, nennt er Alexanders „Überzeugungen flach und schal“<sup>68</sup>, und 1817 schreibt er Caroline aus London die härteste Kritik über seinen Bruder, die ich gefunden habe: „Du kennst Alexanders Ansichten. Sie können nie, so sehr ich ihn liebe ((wieder konzessiv)), die unsern sein. Unser Umgang ist wirklich oft komisch. Ich lasse ihn immer sprechen und gewähren, was hilft das Streiten, wo die ersten Basen aller Grundsätze verschieden sind. Alexander ist nicht bloß von einzig seltener Gelehrsamkeit und wahrhaft umfassenden Ansichten, er ist auch überaus gut von Charakter, weich, hilfreich, aufopfernd, uneigennützig – aber es fehlt ihm nun einmal das stille Genügen an sich und dem Gedanken, und daraus entspringt alles übrige. Darum versteht er *nicht die Menschen*, obgleich er immer mit ihnen lebt und sich sogar vorzugsweise mit ihren Empfindungen beschäftigt, *nicht die Kunst*, obgleich er alles Technische daran recht fertig versteht und ganz leidlich selbst malt, *nicht*, so kühn und schrecklich das zu sagen ist, *die Natur*, in der er täglich Entdeckungen macht. Von Religion wird es weder sichtbar, daß er eine hat, noch daß ihm eine mangelt. Sein Kopf und sein Gefühl scheinen nicht bis an die Grenze zu gehen, wo sich dies entscheidet. Dabei ist nichts mehr über diese Hauptsachen der Menschheit beweglich in ihm, sondern alles mit eisernen Schranken abgetrennt und eingezwängt.“<sup>69</sup> Ihre politischen Einstellungen stellt Wilhelm im gleichen Ton gegenüber und kommt dann zu der am Anfang zitierten Aussage über die Polarität der Brüder.

---

<sup>64</sup> Br. VI, 46.

<sup>65</sup> Br. VI, 25. (London, 29. Okt. 1817).

<sup>66</sup> Br. VI, 324.

<sup>67</sup> Br. VI, 64.

<sup>68</sup> Br. V, 143.

<sup>69</sup> Br. VI, 46.

Man darf an der Stelle kritisch anmerken, dass Wilhelm in dieser Einschätzung sich selbst zum Maßstab nimmt. Caroline bekennt er seine Verärgerung, aber den Bruder lässt er in seinem munteren Plaudern gewähren. Das zeigt, dass es ihm darauf ankommt, die unterschiedliche Denkungsart nicht auf einen Bruch zutreiben zu lassen.

„Weder er noch ich werden uns je ändern, und es kommt unstreitig daher, daß man uns bis in eine sehr späte Jugend ein so einsames und ernstes Leben hat führen lassen, daß der natürliche Einfluß der Lebensalter und ihr eigentlicher Wechsel für uns null geworden ist.“<sup>70</sup> Das behauptet Wilhelm schon 1804.

## Die Altersphase

Nach der „Zerreißprobe der brüderlichen Polarität 1818/19“, über die Hanno Beck im ersten Band „Dioskuren“ geschrieben hat, bringt dennoch das Alter eine Milderung im brüderlichen Verhältnis. Beide finden sich wieder in Berlin ein.

Nach seiner selbst gewünschten Entlassung aus dem preußischen Staatsdienst wohnt Wilhelm mit Caroline in Schloss Tegel und nimmt seine sprachwissenschaftlichen Studien auf, deren Ergebnisse er in den Akademie-Reden vorträgt. Manfred Geier schreibt zu Recht: „Je mehr sich Wilhelm von Humboldt als Gelehrter mit fremden Sprachen und Kulturen beschäftigt, desto schwächer wird seine Deutschheit. ... Der tief empfundene Riss zwischen den brüderlichen Ansichten und Lebensformen kann überwunden werden.“<sup>71</sup>

Alexander sagt: „Der Wunsch des Monarchen, mich in seiner Umgebung zu behalten und mich für das Vaterland bleibend wiederzugewinnen, konnte erst im Frühjahr 1827 erfüllt werden. Ich ging damals ... nach Berlin, wo ich endlich das so lang entbehrete Glück genoß, mit meinem Bruder an einem Orte zu leben und vereint wissenschaftlich zu arbeiten.“<sup>72</sup> Er kann aber auch ein Jahresgehalt von 5000 Talern nicht verschmähen.

Schon bei dem Besuch 1822 schreibt Caroline an ihre Tochter Adelheid: „Die Masse von *Wissen aller Art*, die da zur Sprache unter den beiden Brüdern kommt, ist wirklich einzig.“<sup>73</sup>

Goethe, der in den 1790er Jahren die Brüder Humboldt als Dioskuren zwar rühmte, sie aber nicht differenzierte, lässt im Alter beiden einzeln Gerechtigkeit widerfahren: Wilhelm ist es, dem er vor seinem Tod 1832 im letzten Brief ver-

<sup>70</sup> Br. II, 252f. (18. Sept. 1804).

<sup>71</sup> Geier, S. 283.

<sup>72</sup> Biermann, S. 115f, „Aus meinem Leben“.

<sup>73</sup> Br. VII, 126.

traut als Freund über den Abschluss von Faust II schreibt; doch Alexander setzt er ein Denkmal mit der Bewunderung, die Eckermann im Dezember 1826 notiert:

„*Alexander von Humboldt* ist diesen Morgen einige Stunden bei mir gewesen, ... Was ist das für ein Mann! – Ich kenne ihn so lange und doch bin ich von neuem über ihn in Erstaunen. Man kann sagen, er hat an Kenntnissen und lebendigem Wissen nicht seines Gleichen. Und eine Vielseitigkeit, wie sie mir gleichfalls noch nicht vorgekommen ist! Wohin man rührt, er ist überall zu Hause und überschüttet uns mit geistigen Schätzen. Er gleicht einem Brunnen mit vielen Röhren, wo man überall nur Gefäße unterzuhalten braucht und wo es uns immer erquicklich und unerschöpflich entgegenströmt. Er wird einige Tage hier bleiben und ich fühle schon, es wird mir sein, als hätte ich Jahre verlebt.“<sup>74</sup>

Ein Verlust bringt Wilhelm und Alexander in ihrer brüderlichen Liebe am nächsten. Zwei Wochen bevor Alexander zu seiner lange geplanten Asienreise aufbrechen muss, stirbt am 26. März 1829 Caroline von Humboldt. Da schreibt Alexander seinem Bruder: „Niemand liebt Dich so zärtlich wie ich. Meine Existenz wird für immer an die Deine geknüpft sein; und wir wollen uns niemals mehr auf lange trennen.“<sup>75</sup>

Im Alter entsteht zwischen ihnen eine Nähe, die seit der Jugend so nicht vorhanden war. Damals strebten sie auseinander, jetzt bringen ihre Forschungen und das Leid sie näher zusammen. Als Alexander auf seiner Reise in Jekaterinburg am 14. Juli 1829 vier Briefe von seinem Bruder vorfindet, antwortet er: „Zu keiner Zeit meines Lebens war ich für diese Art Glück empfänglicher. Wir sind einander so nahe getreten; ich habe so ganz kennengelernt, wie voller Liebe und Güte Deine Seele ist, dass ich Dir die Freude, mitten in dieser geistigen Einöde von Dir Nachrichten zu erhalten, gar nicht beschreiben kann, mein teurer Freund. ... Zu keiner Zeit meines Lebens war mir Deine Existenz nötiger.“<sup>76</sup>

„Mein teurer Freund“ schreibt er, nicht: „mein Bruder“ – das ist eine höhere Stufe der Verbundenheit als je zuvor, so dass die Nachwelt Grund hat, in ihnen die Dioskuren zu sehen, die mit ihrem Wissenschaftsleben Deutschland geprägt haben.

---

<sup>74</sup> Goethe, *Sämtliche Werke*, MA, Bd. 19, Gespräche mit Eckermann, S. 168.

<sup>75</sup> zit. nach Geier, S. 292, dort zit. nach Ralph Rainer Wuthenow: *Wilhelm und Alexander von Humboldt*. In: *Deutsche Brüder. Zwölf Doppelporträts*. Berlin 1999, S. 160.

<sup>76</sup> Geier, S. 292.

## Literaturverzeichnis

- Alexander von Humboldt, *Aus meinem Leben*, zusammengestellt und erläutert von Kurt-R. Biermann, München 2. Aufl. 1989.
- Alexander von Humboldt, *Ansichten der Natur*, hrsg. von Hans Magnus Enzensberger, Frankfurt 2004.
- Alexander von Humboldt, hrsg. und kommentiert von Hanno Beck, Darmstädter Ausgabe 2008, 10 Bde.
- Beck, Hanno: Alexander von Humboldt, Bd. 1 Von der Bildungsreise zur Forschungsreise, 1769 – 1804, Wiesbaden 1959.
- Beck, Hanno: Alexander von Humboldt, Bd. 2 Vom Reisewerk zum Kosmos, 1804 – 1859, Wiesbaden 1961.
- Beck, Hanno: Wilhelm, Caroline und Alexander von Humboldt – Zur Erhellung einer Polarität. in: *Die Dioskuren, Probleme in Leben und Werk der Brüder Humboldt*, Abhandlungen der Humboldt-Gesellschaft, hrsg. von Herbert Kessler, Mannheim 1986.
- Beck, Hanno: Zu Erkenntniserweiterungen des jungen Alexander v. Humboldt, in: *Die Dioskuren II, Annäherungen an Leben und Werk der Brüder Humboldt*, hrsg. von Detlef Haberland, Mannheim 2000.
- Beck, Hanno: Alexander von Humboldt, Amerikanische Reise, rekonstruiert und kommentiert von H. B., 1799 – 1804, Wiesbaden 6. Aufl., 2009.
- Briefe von Alexander von Humboldt an Varnhagen von Ense, 1827 – 1858. Leipzig 1860.
- Briefwechsel zwischen Karoline von Humboldt, Rahel und Varnhagen, hrsg. von Albert Leitzmann, Weimar 1896.
- Briefwechsel zwischen Schiller und Wilhelm von Humboldt, hrsg. von Albert Leitzmann, Stuttgart 1900.
- Gespräche Alexander von Humboldts, hrsg. im Auftrag der Alexander von Humboldt-Kommission der Deutschen Akademie der Wissenschaften zu Berlin von Hanno Beck, Berlin 1959.
- Geier, Manfred: *Die Brüder Humboldt, eine Biographie*, Hamburg 2009.
- Goethe, *Sämtliche Werke*, Münchner Ausgabe, 1985ff., Bde 12, 19.

- Jugendbriefe Alexander von Humboldts an Wilhelm Gabriel Wegener, hrsg. von Albert Leitzmann, Leipzig 1896. (zit. Jgb. an Wegener S. X)
- Jugendbriefe Alexander von Humboldts, hrsg. von Ilse Jahn und Fritz G. Lange, Berlin 1973 (zit. nach Biermann).
- Kaehler, S. A.: Wilhelm von Humboldt und der Staat, München und Berlin 1927.
- Kasten, Hartmut: Geschwister – Vorbilder, Rivalen, Vertraute, München 1999.
- Kehlmann, Daniel: Die Vermessung der Welt, Hamburg 2005.
- Moheit, Ulrike (Hrsg.): Das Gute und Große wollen, Alexander von Humboldts amerikanische Briefe, Berlin 1999.
- Scuria, Herbert: Alexander von Humboldt, Sein Leben und Wirken, Berlin 1955.
- Schillers Werke, Nationalausgabe, Weimar 1992ff., Bd. 32.
- Spitta, Dietrich: Menschenbildung und Staat, Stuttgart, Berlin 2006.
- Steinberg, Heinz: Wilhelm von Humboldt – Preußische Köpfe, Stapp Verlag, o. O. o. J.
- Wilhelm und Caroline von Humboldt in ihren Briefen. 7 Bde, hrsg. von Anna von Sydow, Berlin 1910. (zit. Br. mit Zahl des Bandes und der Seite.)
- Wilhelm von Humboldt, Werke in fünf Bänden, Darmstadt 1980.
- Wilhelm von Humboldts Briefe an Karl Gustav von Brinkmann, hrsg. von Albert Leitzmann, Leipzig 1939.
- Wilhelm von Humboldt, Tagebücher Bd. 1, hrsg. von Albert Leitzmann, Berlin 1916.
- Wilhelm von Humboldt, Sein Leben und Wirken, dargestellt in Briefen, Tagebüchern und Dokumenten seiner Zeit, ausgewählt und zusammengestellt von Rudolf Freese, Verlag der Nation, o. J. (zit. Freese, S. X).
- Wilhelm von Humboldt, Autobiographische Fragmente, mitgeteilt von Adolf Leitzmann. In: Deutsche Rundschau 1916, Bd. 167.
- Dem Deutschen Literaturarchiv in Marbach am Neckar danke ich für die Bereitstellung der eingefügten Bilder.



# Alexander von Humboldts kulturelle Übersetzungsleistung und ihre Aktualität

von ULRIKE ZEUCH

## Eine persönliche Begegnung

Neulich stieg ich in den ICE von Köln nach Berlin, setzte mich im Großraumwaggon jemandem gegenüber, den ich beim ersten flüchtigen Hinsehen als Asiaten einschätzte, aus Nord-China oder Nord-Japan, begann zunächst, eine Zeitschrift „Psychologie heute“ zu lesen, aber bald kamen wir ins Gespräch, auf Deutsch. Bald auch erfuhr ich auf Nachfrage: Er ist Mongole, Professor für Kartographie und Geodäsie an der Universität in Ulan Bator, hat in Speyer u.a. Psychologie studiert, vermisst Landstriche in der Mongolei für ökonomische Nutzbarmachung und versucht zugleich, den Nomaden in seinem Land ihre Bewegungsfreiheit und Unabhängigkeit zu bewahren, sie vor dem Zwang zur Sesshaftigkeit zu schützen und nimmt mit Besorgnis die Folgen der Klimaveränderung in seinem Land wahr: Die Nivellierungen der Temperaturunterschiede, kaum mehr Sommer über 20 Grad und höchstens sechs Wochen während, keinen Frost mehr unter minus 40 Grad im Winter, sondern lediglich um die 20 Grad minus.

Er selbst ist als Nomadenkind im Altai-Gebirge groß geworden, 30 Kilometer zur Schule auf dem Pferd im Sommer, im Winter auf dem Kamel. Wir sprachen über die Qualität des Nomadentums, und er sagte, dass die Mongolen sich dank dieser Lebensweise ihre geistige Beweglichkeit, die Fähigkeit, loszulassen, sich auf das Nötigste zu beschränken und damit achtsam umzugehen, das soziale Umfeld zu pflegen und nachhaltig die Ressourcen zu nutzen, erhalten hätten, auch in politisch und gesellschaftlich schweren Zeiten. Daher rühre ihre Kraft und Entschlossenheit: 7000 Klöster seien in den 30er Jahren des 20. Jahrhunderts, der Zeit des Stalinismus, zerstört, die geistige Elite des Landes, die geistlichen Führer, die Mönche, ermordet worden, wie sein Großonkel. Sein Vater habe in ihm eine Reinkarnation dieses Großonkels gesehen und ihn deshalb, obwohl strengstens verboten, buddhistisch erzogen. Wir sprachen über den Gedanken der Reinkarnation, dass für die Anhänger dieser Vorstellung mehr als für die Christen die Bewahrung der Erde im Blick sein müsse; denn auf diese komme man zurück, in anderer Gestalt, an anderem Ort und zu anderer Zeit. Aber man komme zurück und könne nicht „nach mir die Sintflut“ denken. Und wir sprachen über die Yaks und ihre warme Wolle, die seine Kindheit begleiteten, die Yakbutter usf.

Ich sagte ihm, er solle das alles aufschreiben; ich würde ihm gerne dabei helfen, seine Autobiographie zu redigieren. Er solle seine Mutter, die noch im Al-

tai-Gebirge wohnt, interviewen, solange sie noch lebe, als Zeuge einer Zeit, die, wie er selbst sagt, bald aus dem Gedächtnis gelöscht sein wird. Schon seine Söhne, sagte er, würden sich ein Leben außerhalb von Ulan Bator nicht mehr vorstellen können. Dabei sei diese Stadt tot – für ihn und gemessen an der früheren Lebensweise, die auf sozialer Überschaubarkeit, direkter Kommunikation und auf Verlässlichkeit im Kleinen basiert habe.

### **Kulturtransfer, kulturelle Begegnung, kulturelle Übersetzung, interkulturelles Verstehen**

Die Begegnung, die ich hier narrativ skizziert habe – als was würde man sie nach zeitgenössischem Verständnis kulturwissenschaftlicher Hermeneutik fassen: Als Ansätze für *Kulturtransfer*, *kulturelle Begegnung*, *kulturelle Übersetzung* und/oder *interkulturelles Verstehen*?

#### *Kulturtransfer*

geht diesem Gespräch voraus, hat es allererst möglich gemacht: Die Kartographie als Vermessungskunst ist eine europäische Wissenschaft, die ihre disziplinäre Eigenständigkeit im 18. Jahrhundert zu gewinnen beginnt. Der Mann, den ich im Zug traf, hat Kultur transferiert von Deutschland, wo er studiert hat, zurück in seine Heimat, die Mongolei, ist selbst zum Kulturträger, genauer zum Importeur europäischer Kultur geworden und ist dabei in einen Konflikt geraten: Durch das wissenschaftliche Knowhow, das er sich in Europa erworben hat, macht er die Mongolei ökonomisch interessant, anschlussfähig an den globalen Markt. Erst ein vermessenenes Land ist verfügbares Land, ist nutzbares Land – nach europäischen Maßstäben, auch sie ein Transferprodukt seit der frühen Neuzeit und der Entdeckung der sogenannten Neuen Welt. Aber eben diese Anschlussfähigkeit, zu der er mithilfe der Landvermessung seinen Beitrag leistet, droht das zu zerstören, was für ihn ebenfalls einen Wert darstellt: Die Nichtverfügbarkeit eines Landes, das lediglich von Nomaden als Weideland genutzt ist – ein Konflikt mithin, der in der abendländischen Kultur seit der Antike spätestens reflektiert wird.

#### *Kulturelle Begegnung*

Sie fand statt, ohne dass – gadamersch gesprochen – ein wirkungsgeschichtlicher Nexus bestünde zwischen der Kindheit dieses Mannes in der Mongolei und meiner Kindheit, die ich in den 1960ern im westlichen Teil von Deutschland zu Zeiten der *bubble economy* groß geworden bin. Es ist tatsächlich eine Begegnung kultureller Art, da wir uns austauschen über Anschauungen und

Werte, da wir über Erfahrungen sprechen, die wenigstens ich bislang nicht aus der Autopsie kenne, aber manches schon darüber gelesen habe: Über die Nomaden der Mongolei dank der Bücher von Galsan Tschanag, über den Tibetischen Buddhismus. Ich weiß aus Büchern, dass das nomadische Leben außer in der Mongolei heute kaum noch praktiziert und gelebt werden kann; in manchen Teilen Asiens und Afrikas politisch ungern gesehen wird, weil Nomaden staatlich schwer kontrollierbar sind. So findet eine Begegnung zwischen Menschen zweier ‚Kulturen‘ statt, die, was mich betrifft, maßgeblich in ihrem Gelingen durch angelesenes Wissen bestimmt ist; wenn auch nicht vollständig. Immerhin habe ich meinen Gesprächspartner geographisch näherungsweise verortet. Da ich 2 Jahre in Japan gelebt habe, kann ich mir aus demselben Grund unter den Praktiken des Buddhismus und seiner Ikonographie etwas vorstellen – mehr aber auch nicht.

### *Kulturelle Übersetzung*

Was aber habe ich von diesem Mann wirklich verstanden, was habe ich in meine Vorstellungen, meine Begrifflichkeit übersetzt oder rückübersetzt bzw. in einen Menschen projiziert, der in seiner Lebens- und Denkweise für etwas steht, das es im zivilisierten Europa nicht gibt oder nicht mehr gibt, unwiederbringlich verloren ist und das insofern leicht zur Projektionsfläche für Sehnsüchte werden kann, die ein derartiges Leben idealisieren und als sozial überschaubar, frei und nahe der Natur imaginieren? Kann ich mir vorstellen, was es heißt, über Monate in der Jurte zu sitzen, bei 3 Meter Schnee im Winter, abgeschnitten von der Außenwelt, nur Nudeln zu essen? Kann ich mir vorstellen, was es bedeutet, im Herbst nach den im Frühjahr frei laufen gelassenen Kamelelen zu forschen, ihren Standort zu ermitteln, mithilfe der Windrichtung, dem Nachfragen bei Nomaden in der Nachbarschaft, ein Leben ohne Schilder, befahrbare Straßen etc.? Ich meine eher, dass ‚nein‘ die richtige Antwort ist. Alles andere ist Übersetzung, ein Schließen von dem, was ich kenne oder gelesen habe, auf etwas, das ich mir lediglich vorstellen kann; alles andere ist Übersetzung vom Fremden in Eigenes, weniger Verstehen als kulturelle Aneignung, nicht zu vergessen möglicherweise vermischt mit der Faszination durch Exotisches, Seltenes, Fremdes.

Doch mit einer bloß subjektiven kulturellen Übersetzung *in meine Vorstellungswelt* wäre unser Gespräch unzureichend charakterisiert. Doris Bachmann-Medick versteht den Begriff ‚kulturelle Übersetzung‘ als „Übersetzung von und zwischen den Kulturen“.<sup>1</sup> Dabei geht es nicht um eine philologische, sondern

---

<sup>1</sup> Doris Bachmann-Medick: Cultural turns. Neuorientierungen in den Kulturwissenschaften, Reinbek bei Hamburg 2006, S. 239.

kulturelle Tätigkeit. Diese ist dadurch gekennzeichnet, dass der Übersetzungsprozess als in beide Richtungen verlaufend betrachtet wird, also nicht als Einbahnstraße, als Übersetzung des Fremden bzw. Anderen ins Eigene, als „Aneignungen westlicher Konzepte im Modernisierungsprozess nichteuropäischer Gesellschaften“<sup>2</sup> beispielsweise. Sie ist vielmehr als Interaktion zweier gleichberechtigt am Prozess Beteiligter zu verstehen, die einander begegnen und in dieser Begegnung deuten. Das Resultat dieser Deutung ist kein authentischer Zugang zum Anderen, sondern „Repräsentation von Repräsentationen“.<sup>3</sup>

Dieser Ansatz, der nach Momenten der Interaktion zweier gleichwertiger Partner sucht, ist eines der Resultate der *postcolonial studies*. Vorausgesetzt bei diesem Ansatz ist die Gleichwertigkeit der Kulturen, nicht die Gleichheit. Durch die Annahme der Gleichwertigkeit als Voraussetzung öffnet sich der Blick dafür, dass die Kategorien, gemäß derer üblicherweise übersetzt wird, europäisch dominiert sind. Zwar werden diese Kategorien als universal gültig angesehen, sie sind aber weder stabil noch kulturübergreifend gültig.<sup>4</sup>

Durch die Annahme der Gleichwertigkeit als Voraussetzung öffnet sich der Blick ferner dafür, dass Kultur nicht gegeben und statisch ist, sondern sich im Moment der Interaktion generiert, konstituiert, modifiziert, dass Kultur dynamisch zu fassen ist.<sup>5</sup> Schließlich wird sichtbar, dass Übersetzen eher als „kulturelle Handlungsform“<sup>6</sup> zu begreifen ist, die Bedeutungszuschreibungen und Identitäten in der Interaktion in Frage stellt, dabei auftretende Irritationen, Ambivalenzen, Antagonismen, Brüche zulässt und durch die damit einhergehende Destabilisierung vertrauter Erwartungen die Chance eröffnet für einen bis dahin nicht dagewesenen „vielschichtigen Vorgang interkultureller Kommunikation“.<sup>7</sup>

### *Interkulturelles Verstehen durch Kommunikation*

Und eben dies: Interkulturelles Verstehen als Verstehen fremdkultureller Zusammenhänge fand zwischen uns im ICE jenseits aller durchaus möglichen Projektionen und eurozentrischer Vergleichsmuster ebenfalls statt. Wir sprachen über die Folgen der Klimaveränderungen für die Mongolei und das Problem fortschreitender Abholzung – ein Thema, dessen sich seine Frau ange-

<sup>2</sup> Ebenda, S. 258.

<sup>3</sup> Ebenda, S. 261.

<sup>4</sup> Ebenda, S. 259.

<sup>5</sup> Ebenda, S. 247.

<sup>6</sup> Ebenda, S. 250.

<sup>7</sup> Ebenda, S. 263.

nommen hat. Sie sei Journalistin und publiziere überregional zu diesem in der Mongolei ebenfalls brisanten umweltpolitischen Thema – auf Mongolisch. Die kurzfristige Nutzung natürlicher Ressourcen, in diesem Fall des Holzes, ohne auf Nachhaltigkeit und negative Folgen für die nachfolgende Generation zu achten, ist ein in Europa seit Jahrtausenden bekanntes Phänomen. Die für die Mongolei spezifischen Zusammenhänge, wie Flora, Fauna, Höhenlage, Nomadentum, hat ein Schweizer Team untersucht, wie mein Gesprächspartner erzählte, und entwickelt Projekte, die ein an den für die Mongolei spezifischen Ressourcen orientiertes ökonomisches Handeln fördern. Um diese Bemühungen bekannt zu machen, sollte seine Frau, legte ich nahe, auf Englisch publizieren und für ihr Anliegen internationale Plattformen, wie die von Greenpeace, nutzen.

Die Bedingungen dafür, einen interkulturellen Dialog zu führen, waren in diesem Fall ausgesprochen günstig: Eine gemeinsame Sprache, Deutsch, beide Akademiker, beide mit den Grundlagen der zeitgenössischen westlichen Psychologie wie des tibetischen Buddhismus vertraut, im Dialog thematisch bezogen auf globale Probleme, beide fähig, sich in den anderen hineinzuversetzen und, was gewiss eine ebenso wesentliche Rolle gespielt hat: Interesse und Neugier – ‚interkulturelle Kompetenz‘ würde das heute heißen.

Doch der Vorgang der interkulturellen Kommunikation, die zwischen uns stattfand, ist vielschichtiger.

### *Kulturelle Übersetzung zwischen Essentialismus und Konstruktivismus*

Ich behauptete oben, interkulturelles Verstehen habe zwischen mir und dem Landvermesser aus der Mongolei stattgefunden. Dabei habe ich Ratschläge an seine Frau erteilt, ihn selbst dazu aufgefordert, seine Biographie zu schreiben, und ihm meine Hilfe bei der Redaktion angeboten. Indem ich das tat, habe ich mich selbst in eine übergeordnete Position gesetzt, so als sei ich dazu befugt bzw. überhaupt imstande, Ratschläge zu erteilen, zu helfen etc., ohne den Kontext von Öffentlichkeitsarbeit in der Mongolei hinreichend zu kennen – eine Anmaßung. Ich bin dabei von Werten ausgegangen, die in der westeuropäischen Kultur als essentiell behandelt werden, wie etwa Schriftlichkeit, kritische Öffentlichkeit, Authentizität von Erfahrungsberichten etc. Dabei sind diese ‚Werte‘ weder universal noch transkulturell oder gar überzeitlich gültig, sondern funktionieren als Konstruktionen innerhalb einer sogenannten Wertegemeinschaft.<sup>8</sup> Diese Wertegemeinschaft ist aber weder zeitlos, noch ewig, noch einheitlich; vielmehr konstruiert und rekonstruiert sie sich immer wieder neu.

---

<sup>8</sup> Boris Buden: Kulturelle Übersetzung, <http://igkultur.at/igkultur/kulturrisse>.

Auch solche Begriffe, wie ‚westeuropäische Kultur‘, vereinheitlichen eine unendliche Vielheit, gehen von binären Oppositionen (West / Ost z.B.) und Antagonismen aus, bilden Exklusionen und Inklusionen.

Erschwerend für ein interkulturelles Verstehen kommt hinzu, dass Deutsch zwar meine Muttersprache, nicht aber die meines Gesprächspartners ist. Er muss folglich das von mir Gesagte in seine Sprache übersetzen.

Walter Benjamin hat, darauf weist Boris Buden hin, als einer der Ersten im 20. Jahrhundert in seinem Essay *Die Aufgabe des Übersetzers*<sup>9</sup> die von Schleiermacher tradierte Übersetzungstheorie radikal kritisiert. Benjamin vertritt den Gedanken, es gebe zwar eine gemeinsame Basis zwischen den Sprachen, eine Konvergenz *a priori*, „von allen historischen Beziehungen abgesehen“<sup>10</sup>, eine „überhistorische Verwandtschaft“.<sup>11</sup> Diese Konvergenz sei aber weder inhaltlicher Natur noch als Übereinstimmung von Meinungen zu verstehen, etwa dass ein dem Original eigener Sinn in der Übersetzung möglichst *treu*<sup>12</sup> nachgebildet würde. Die Konvergenz bestehe in der „reine[n] Sprache“<sup>13</sup>, in der „wahre[n] Sprache“<sup>14</sup> an sich, wie er das nennt. In der absoluten Sprache sei das Gemeinte identisch, harmonisch übereinstimmend mit dem jeweils Gemeinten partikulärer Bedeutungszuschreibungen als notwendigen Ergänzungen; in den Übersetzungen hingegen differierten die Meinungen.

Die von Benjamin angenommene Konvergenz kann insofern auch nicht die Grundlage inhaltlichen Verstehens sein: Es gebe, so Benjamin, kein Original, zu dem sich die Übersetzung so verhalte, dass möglichst viele inhaltliche Schnittmengen entstünden. Denn das würde voraussetzen, dass es einen Maßstab gäbe: Den Sinn des Originals, dem sich die Übersetzung so gut wie möglich anzunähern habe. Vielmehr verhalte sich die Übersetzung zum Original wie die Tangente zum Kreis.<sup>15</sup>

Die reine Sprache selbst, welche sichtbar zu machen die Aufgabe und Intention jeder wahren Übersetzung sei, hingegen drücke nichts aus, sondern sei „als ausdrucksloses und schöpferisches Wort das in allen Sprachen Gemeinte“.<sup>16</sup> Was jedoch dieses in allen Sprachen Gemeinte ist, lasse sich begrifflich nicht fassen; noch viel weniger lasse sich darüber kommunizieren, da es sich der

<sup>9</sup> Walter Benjamin: *Die Aufgabe des Übersetzers*. In: Ders., *Gesammelte Schriften* Bd. IV/1, Frankfurt a. M. 1972, S. 9–21.

<sup>10</sup> Ebenda, S. 12.

<sup>11</sup> Ebenda, S. 13.

<sup>12</sup> vgl. ebenda, S. 17f.

<sup>13</sup> Ebenda, S. 14.

<sup>14</sup> Ebenda, S. 16.

<sup>15</sup> Ebenda, S. 19f.

<sup>16</sup> Ebenda, S. 19.

Mitteilung entziehe<sup>17</sup>, weswegen Benjamin auch vom „Gefühlston“<sup>18</sup> des Wortes, dem die Übersetzung gelte, spricht; der Akt des Übersetzens sei weder naiv noch anschaulich, sondern abgeleitet und ideenhaft.<sup>19</sup>

Aus Benjamins Annahmen, dass es einen *inhaltlich bestimmten* Bezugspunkt für die Diversität der Meinungen nicht gebe und jede in Benjamins Sinn verstandene Übersetzung ein Akt der Befreiung vom festgeschriebenen Sinn sei, folgt: 1. Ein Kriterium dafür, dass ich das, was ‚Übersetzung‘ Benjamin zufolge meint, richtig verstanden habe, gibt es nicht. 2. Nimmt man Benjamins Forderung einer immer weiter fortschreitenden Übersetzung des Originals in Richtung ‚reine Sprache‘ ernst, würde es gelten, auch Benjamins Begriff der Übersetzung von dem durch ihn diesem zugeschriebenen Sinn oder Gemeinten zu befreien.

Die aus seinen Annahmen abgeleiteten Folgen machen auf ein grundsätzliches Problem aufmerksam, das mit dem Terminus ‚kulturelle Übersetzung‘ zusammenhängt: Der Begriff ‚kulturelle Übersetzung‘ steht für eine unendliche Vielheit multikultureller Konzepte oder Bedeutungszuschreibungen, die durchaus nicht nur liberal als *interkulturelle* Übersetzung verstanden werden müssen.

### *Schlussfolgerungen*

Sei es *Kulturtransfer*, *kulturelle Begegnung*, *kulturelle Übersetzung* oder *interkulturelles Verstehen* – alle haben mit Werten und mit Bewertungen zu tun. *Kulturtransfer* findet von Seiten des Kulturträgers statt, wenn er sich in der – komparatistisch gesprochen – überlegeneren, machtvolleren, innovativeren etc. Position sieht. Von Seiten des Empfängers gilt Analoges, nur umgekehrt. *Kulturelle Begegnung* betont mehr als Kulturtransfer die Interaktion. In einem bestimmten Wertekontext politisch korrekt würde man annehmen: Eine Begegnung zwischen gleichwertigen Partnern. Aber eigentlich ist nichts darüber gesagt, wie diese Begegnung statt findet, ob in gegenseitiger Wertschätzung oder als Begegnung ungleicher Partner, ob friedlich oder gewaltsam. Selbst scheinbar rein deskriptive Beschreibungen von kultureller Begegnung sind nicht ohne Wertung.

Die kritische Reflexion von Benjamin auf den Terminus *Übersetzung* macht deutlich, auch wenn Benjamin speziell die schriftliche Übersetzung dichterischer Texte im Blick hat, dass jede gedeutete Begegnung eine subjektive Interpretation, welcher Art auch immer, zur Folge hat, und ein Verstehen immer nur näherungsweise, im Überschreiten der eigenen Grenze, möglich ist. Die Forde-

---

<sup>17</sup> Ebenda, S. 19.

<sup>18</sup> Ebenda, S. 17.

<sup>19</sup> Ebenda, S. 16.

zung *interkulturellen Verstehens* schließlich legt, wenn man sie kritisch auf die Möglichkeiten ihrer Einlösung hin betrachtet, offen, dass die dafür entscheidende *conditio sine qua non*, d.h. eine gemeinsame Basis, sei es in Gestalt einer anthropologischen Konstante oder einer Essenz dessen, was Kultur ist, sei es in Gestalt einer Gegensätze dialektisch vermittelnden und diese harmonisch auflösenden, übergeordneten Einheit einer Metakultur, kaum vorhanden ist.

Die aktuelle kulturwissenschaftliche Forschung geht, wie sich gezeigt hat, mit den Möglichkeiten und Grenzen kultureller Übersetzung hoch reflexiv um. Bereits Walter Benjamin zu Beginn des 20. Jahrhunderts sieht kaum Schnittmengen zwischen Original und Übersetzung. Ist diese Skepsis eine genuine Position der Moderne? Oder zieht bereits Alexander von Humboldt Grenzen des Verstehens? Wenn ja, welche? Und worauf bezieht er sich, um diese Grenzen zu überwinden? Worin besteht Alexander von Humboldts kulturelle Übersetzungsleistung?

## Humboldts kulturelle Übersetzungsleistung

### *Adressatenbezogene Übersetzung*

Humboldt nennt eine erste für das Gelingen kultureller Übersetzung entscheidende Voraussetzung: Er hat den Adressaten seiner Übersetzung im Blick.

„Ich bin überzeugt“, schreibt Humboldt in seinem *Mexico-Werk Politische Ideen zu Mexico*,<sup>20</sup> dass „eine ausführliche Beschreibung der Sitten, des Charakters, des physischen und intellektuellen Zustands der Ureinwohner von Mexico, die die spanischen Gesetze mit dem Namen Indianer bezeichnen, viel Anziehendes für die Leser haben würde. [...] Ganz anders als die Chinesen und Japaner fesseln die Bewohner von Mexico und Peru und die Inder am Ganges die Aufmerksamkeit des gefühlvollen Beobachters; denn so groß ist das Interesse, welches das Unglück eines besiegten Volks einflößt, daß es oft sogar gegen die Abkömmlinge seiner Sieger ungerecht macht. Um die ursprünglichen Einwohner von Neu-Spanien kennenzulernen, dürfte man sie nicht nur in ihrem gegenwärtigen Zustand von Geistesversunkenheit schildern, sondern müßte zu der entfernten Epoche aufsteigen, wo diese Nation unter der Herrschaft ihrer eigenen Gesetze all ihre eigentümliche Energie entwickeln konnte.“

---

<sup>20</sup> Alexander von Humboldt: Werke. Darmstädter Ausgabe, 7 Bde. Hrsg. von Hanno Beck, Darmstadt 2008, Bd. 4, S. 168.

Humboldt holt den Rezipienten an dem Punkt ab, da er Interesse wecken und an das Mitgefühl, ja das Mitleid bzw. die Solidarität auf Seiten des Adressaten, in diesem Fall des europäischen Publikums, appellieren kann. Ob dieses Interesse bereits vorauszusetzen ist, ob Humboldt durch sein Werk allererst dieses Interesse weckt, ob er an ein bereits vorhandenes Interesse anknüpfen und dieses für sich bzw. sein Anliegen zu nutzen versteht, um *seine* Übersetzung und damit *seine* Sichtweise zu vermitteln, von diesen 3 Möglichkeiten scheint mir letztere am wahrscheinlichsten zu sein.

Während Humboldt mit dem Interesse und dem Mitgefühl den Rezipienten dort abholt, wo dieser steht (bzw. wo dieser Humboldts Vermutung zufolge steht), verfährt er bei der Art, wie er seine Schilderung einführt, umgekehrt: Indem er sein Anliegen offenlegt, der kulturellen Leistung eine angemessene Würdigung zuteil werden zu lassen und als Maßstab in diesem Fall die Kulturzeugnisse der sogenannten zivilisierten Welt nennt, gibt er zu erkennen, dass er von der prinzipiellen Vergleichbarkeit und – als ein mögliches Ergebnis – der Gleichwertigkeit kultureller Zeugnisse ausgeht. Damit gibt er ein deutliches Signal: Er bricht mit der stereotypen Sichtweise europäischer Völkerkunde um 1800, die historisch weit zurückliegende außereuropäische Hochkulturen nicht in ihr genealogisches Entwicklungsschema einfügen kann und, statt das Schema zu revidieren, dazu tendiert, die kulturelle Hochleistung zu ignorieren.<sup>21</sup>

Da Humboldts Würdigung darauf abzielt, die Gleichwertigkeit zu behaupten, muss er, wie er selbst sagt, eine Beschreibung des Ist-Zustandes, die autoptisch beglaubigt ist, ergänzen durch einen Blick in die Vergangenheit, da die Ureinwohner Mexikos selbstbestimmt handelten und in dieser Selbstbestimmtheit kulturelle, mit Europa ebenbürtige Kunst hervorbrachten.

Doch damit nicht genug: Der Begriff ‚Schilderung‘ ist der Diskussion der Schweizer Johann Jakob Bodmer und Johann Jakob Breitinger in den 1730ern um die Legitimität des Wunderbaren bzw. der Fiktion entnommen, welcher die Wirklichkeitstreue entgegengesetzt wird.<sup>22</sup> Diese wiederum wird im Zuge der in der Nachfolge polemischer werdenden Auseinandersetzung auch als Schilderungssucht abgewertet.<sup>23</sup> Zu schildern heißt, treu das wiederzugeben, was ist. Humboldt wird sich der Bedeutung und Signalwirkung dieses Begriffs voll bewusst gewesen sein; und bricht ein zweites Mal an dieser eben zitierten Stelle mit der Erwartungshaltung des Adressaten. Denn das europäische Publikum um

<sup>21</sup> Vgl. Hendrik Frederik Vermeulen: Early history of ethnography and ethnology in the German Enlightenment: anthropological discourse in Europe and Asia, 1710 – 1808, Leiden 2008.

<sup>22</sup> Ulrike Zeuch: Dichtungstheorie der Frühaufklärung, in: Aufklärung 17 (2005), S. 117–140, hier S. 127 f.

<sup>23</sup> Nicholas Rennie: „Schilderungssucht“ and „historische Krankheit“. Lessing, Nietzsche, and the body historical. In: The German quarterly 74. (2001) 2, S. 186–196.

1800 erwartet von der Literatur die Entfaltung fiktionaler Möglichkeitswelten durchaus, nicht aber vom Erfahrungsbericht eines Naturforschers; dieser soll schildern, wie es ist.

Nur: Wie ist das, was ist, beschaffen? Es gibt keine Objektivität in der Wahrnehmung dessen, was ist. Humboldt sagt nicht nur, dass er dem ersten Augenschein misstraut und stattdessen auf den vielfältig erfahrenen Blick setzt, sondern er legt darüber hinaus – was an dieser Stelle entscheidender ist – auch dem Adressaten nahe, dies zu tun. Dabei herauskommen soll nicht eine bloß der Imagination entsprungene Repräsentation, sondern eine durch kritische Reflexion abgesicherte Sichtweise, die zwar *qua* Sichtweise perspektivisch und subjektiv ist, aber ein *fundamentum in re* hat.

Als Beleg für die Berechtigung, dem ersten Augenschein zu misstrauen, führt Humboldt gleich im Anschluss an die zitierte Stelle folgendes Beispiel an:

Überdies ist der Europäer bei seinem Urteil über die große Ähnlichkeit der Rassen mit schwarzbrauner Haut einer besonderen Täuschung ausgesetzt; indem er sich durch eine von der unsrigen so verschiedene Hautfarbe überrascht findet und die Gleichstimmigkeit des Kolorits die Verschiedenheit der individuellen Züge lange Zeit in seinen Augen verschwinden macht. Der neue Kolonist unterscheidet daher die Eingeborenen mit Mühe voneinander, indem sein Blick weniger durch den sanften, melancholischen oder wilden Ausdruck der Gesichter als durch die kupferrote Farbe [...] gefesselt wird.<sup>24</sup>

Der erste Blick, der „nur nach der Physiognomie der Indianer“<sup>25</sup> urteilt, erkennt bloß Gemeinsamkeiten, Übereinstimmungen und schätzt grob ein: Der erfahrene Blick hingegen sieht die Verschiedenheiten. Humboldt wendet sich explizit gegen die Oberflächlichkeit und Einmaligkeit des Blicks und dagegen, beim ersten Eindruck stehen zu bleiben, statt mehrmals zu schauen und zu vergleichen. Der Gewinn des mehrmaligen und vergleichenden Blicks ist, einerseits „Verschiedenheit“ und Individualität, wie Humboldt immer wieder betont<sup>26</sup>, wahrzunehmen, andererseits die größere Gewissheit, in den Fällen, da Gemeinsamkeiten festgestellt werden, nicht vorschnell geurteilt zu haben.

Indem Humboldt explizit auf die Anfälligkeit des ersten Blicks für Täuschung eingeht, macht er den Adressaten seines Berichts darauf aufmerksam, dass der Blick für das Individuelle, für die Besonderheiten sich erst entwickeln,

<sup>24</sup> Alexander von Humboldt, Werke, Bd. 4, 2008, S. 169 f.

<sup>25</sup> Ebenda, S. 174.

<sup>26</sup> Ebenda, S. 170.

geschult werden muss, und dass es gilt, misstrauisch zu sein gegenüber den gewohnten europäischen Sichtweisen. Aber auch der vergleichende Blick kann irren: Die Merkmale des natürlichen Alterungsprozesses sind bei den Europäern des 18. Jahrhunderts anders zu lesen als bei den Indios in Mexiko. Während jene ergrauen, die Haut runzelig wird und die Muskeln erschlaffen, zudem auch jeder weiß, wann er geboren ist, und wenn nicht, es im Taufregister der Kirche nachschauen kann, gilt das nicht für die Indios.<sup>27</sup>

Zur Methode seiner empirischen Beobachtungen gehört für Humboldt neben der Wiederholung derselben Erfahrung und dem Vergleich mit differierenden Erfahrungen die Angabe von Gründen für die jeweils beobachteten Phänomene, die – daran lässt Humboldt seinem Adressaten gegenüber keinen Zweifel – mit Gewissheit zutreffen, sowie schließlich die Bewertung der Ergebnisse. So wertet Humboldt den seiner Beobachtung zufolge weniger rasanten Alterungsprozess der Indios als deren „physischen Vorteil“<sup>28</sup> und begründet den Vorteil mit der einfacheren Lebensweise seit vielen Generationen. Mit der einfacheren Lebensweise erklärt er auch seine Beobachtung, dass es unter den Indios kaum körperliche Missgestaltung gebe.

Noch in anderer Weise räumt Humboldt, wie vor ihm sein Lehrer Georg Forster<sup>29</sup>, mit stereotypen Vorstellungen der zeitgenössischen Völkerkunde auf, nämlich hinsichtlich der Frage nach den Ursachen für die konstatierte Verschiedenheit und Individualität der physischen Erscheinung. Zu den vertrauten Mustern zählt die bis gegen Ende des 18. Jahrhunderts als Erklärung für Unterschiede der Hautfarbe u.a. einschlägige Klimatheorie.<sup>30</sup> Humboldt führt im Anschluss an das obige Zitat eine ganze Reihe von Beispielen an, die den Schluss nahelegen, dass die Klimatheorie die Gemeinsamkeiten und Verschiedenheit nicht nur nicht hinreichend erklären kann, sondern auch zu Widersprüchen führt. Humboldt selbst setzt an die Stelle der Klimatheorie die Typologie von Rassen in Anlehnung an Johann Friedrich Blumenbach, nicht Christoph Meiners, Forsters Gegenspieler in Göttingen.<sup>31</sup> Dies zeigt, dass selbst für Humboldt gilt, nur zu sehen (d.h. darauf zu achten), was er schon weiß bzw. kennt, und auf dem einen Auge (in Bezug auf die Klimatheorie) kritisch und scharf zu unterscheiden und auf dem anderen (in Bezug auf die Rassentheorie) einer theore-

<sup>27</sup> Ebenda, S. 174.

<sup>28</sup> Ebenda, S. 174.

<sup>29</sup> Tanja van Hoorn: *Physische Anthropologie und normative Ästhetik. Georg Forsters kritische Rezeption der Klimatheorie in seiner „Reise um die Welt“*, Kassel 2003.

<sup>30</sup> Maureen Maisha Eggers, Grada Kilomba, Peggy Piesche, Susan Arndt (Hrsg.): *Mythen, Masken und Subjekte. Kritische Weißseinsforschung in Deutschland*, Münster 2005.

<sup>31</sup> Sabine Vetter: *Wissenschaftlicher Reduktionismus und die Rassentheorie von Christoph Meiners. Ein Beitrag zur Geschichte der verlorenen Metaphysik in der Anthropologie*, Aachen : Mainz, 1997.

tischen Vorgabe wissenschaftlicher Klassifikation zu folgen, die kaum auf vergleichender Anatomie und Osteologie beruht und die Verschiedenheit des menschlichen Körpers auf 5 Rassen reduziert. Diese einäugige Blindheit ist aber kein Spezifikum Humboldts, sondern ein allgemeines, gesamtkulturelles Phänomen: Die Rassentheorie gewinnt zu Beginn des 19. Jahrhunderts enorm an Attraktivität<sup>32</sup> und hält sich, vor allem in ihrer nationalistisch-eurozentrischen Variante, über 150 Jahre in den Human- und Naturwissenschaften.<sup>33</sup>

Mehr als die Wahrnehmung, Bewertung und Erklärung des physischen Zustandes ist Humboldt die des, wie er es formuliert, intellektuellen Zustandes ein Anliegen. Auch in dieser Hinsicht warnt er den Adressaten seines Berichts vor einem vorschnellen Urteil. Humboldt blendet einen historischen Exkurs ein, in dem er erläutert, dass die jetzige Zusammensetzung der indianischen Bevölkerung nicht repräsentativ, sondern das Ergebnis eines von den Europäern gezielt vorgenommenen Genozids sei: Die gesamte Intelligenz der Bevölkerung Mexikos und damit die als einzige des Lesens und Schreibens kundige Schicht vor der Invasion der Spanier sei von diesen grausam ermordet<sup>34</sup> worden, entweder, weil sie wohlhabend und einflussreich und/oder kenntnisreich in Astronomie und Geschichte gewesen sei – den für die vorkoloniale Gesellschaft entscheidenden Schlüsselkompetenzen für die Ausübung politischer Herrschaft. Denn das Wissen um die eigene Geschichte verleiht Identität, die Astronomie erlaubt Prognostik und macht insofern zukünftiges (politisches) Handeln planbar.

Die mit Hieroglyphen versehenen Gemälde seien von den christlichen Mönchen verbrannt worden mit der Folge, dass sich Unwissen unter den Indios und Desorientiertheit breit gemacht hätten. Die Frauen seien von den Eroberern zur Heirat gezwungen worden, so dass am Ende der Selektion nur die Handwerker, Lastenträger und die Verlierer des Feudalsystems, die Bettler, übrig geblieben seien.<sup>35</sup> Sowohl der Genozid an der Intelligenz der Indios als auch – und das sagt Humboldt ganz deutlich – die Fortsetzung der großen „Ungleichheit des

---

<sup>32</sup> Maurice Olender: Die Sprachen des Paradieses. Religion, Philologie und Rassentheorie im 19. Jahrhundert / Maurice Olender, mit einem Vorwort von Jean-Pierre Vernant und einem Nachwort von Jean Starobinski, aus dem Französischen von Peter D. Krumme, Frankfurt a.M. u.a. 1995.

<sup>33</sup> Heidrun Kaupen-Haas, Christian Saller: Wissenschaftlicher Rassismus. Analysen einer Kontinuität in den Human- und Naturwissenschaften, Frankfurt a. M. 1999; Alfons Schanse: Evolutionäre Erkenntnistheorie und biologische Kulturtheorie. Konrad Lorenz unter Ideologieverdacht, Würzburg 2005; Dirk Rupnow (Hrsg.): Pseudowissenschaft. Konzeptionen von Nichtwissenschaftlichkeit in der Wissenschaftsgeschichte, Frankfurt a. M. 2008; Luigi Luca Cavalli-Sforza, Francesco Cavalli-Sforza: Verschieden und doch gleich. Ein Genetiker entzieht dem Rassismus die Grundlage („Chi siamo“), München 1996.

<sup>34</sup> Alexander von Humboldt, Werke, Bd. 4, 2008, S. 177.

<sup>35</sup> Ebenda, S. 179.

Vermögens, der Genüsse und des individuellen Glücks<sup>36</sup>, der Ausbeutung und Sklaverei der einfachen Bevölkerung unter nunmehr christlichem, kolonialem Vorzeichen<sup>37</sup>, deren Entmündigung als nicht rechtskräftige Mitglieder der Gesellschaft und die damit verbundene Abhängigkeit<sup>38</sup> befördern Unterdrückung, Tyrannei und Demütigung.<sup>39</sup> Allein die Nomaden hätten „weit mehr Beweglichkeit des Geistes und Charakterkraft als die Landbauern der Indianer“.<sup>40</sup>

Nachdem Humboldt an dieser Stelle seine nunmehr rhetorisch gemeinte Frage an den Adressaten gerichtet hat: „Wie soll man nun nach solch elenden Resten über ein mächtiges Volk und über den Kulturzustand [...] sowie über die intellektuelle Entwicklung urteilen [...]?“<sup>41</sup>, geht er noch einen Schritt weiter, indem er einen Vergleich mit Europa anfügt: „Wir bemerken ja selbst in Europa, daß das niedere Volk während ganzer Jahrhunderte nur sehr langsame Fortschritte in der Zivilisation macht“.<sup>42</sup> Mexiko ist der Spiegel, den Humboldt der europäischen Intelligenz zu Beginn des 19. Jahrhunderts vorhält, dass seine Leser in diesem Spiegel erkennen, was ihnen fehlt, worüber sie wie selbstverständlich verfügen und warum sie das nicht nutzen, was sie haben, obwohl sie es könnten. In diesem Spiegel zeigt sich dem, der es zu sehen versteht, dass Wissen, Bildung, republikanische Regierungsformen sowie komplexe wirtschaftliche, bürgerliche und militärische Strukturen keine ausschließlichen Ererungenschaften Europas sind<sup>43</sup>, dass die Überlegenheit der europäischen Zivilisation eine Anmaßung ist und nur deshalb als solche akzeptiert werden kann, da sie die Vernichtung nichteuropäischer Zivilisation zur Voraussetzung hat.

Humboldt richtet seinen Appell an den aufgeklärten Gebildeten, der lesen und schreiben, sein Wissen durch Bücher, Reisen etc., erweitern kann, der weiß, was es heißt, in einer Kommunikations- und Informationsgemeinschaft mit zahllosen Netzwerken und Bildungsangeboten zu leben, der frei in der Wahl der Religion und der politisch mündige Bürger einer Republik ist.

---

<sup>36</sup> Ebenda, S. 186.

<sup>37</sup> Ebenda, S. 182.

<sup>38</sup> Ebenda, S. 195.

<sup>39</sup> Ebenda, S. 193.

<sup>40</sup> Ebenda, S. 186.

<sup>41</sup> Ebenda, S. 178.

<sup>42</sup> Ebenda, S. 178.

<sup>43</sup> Ebenda, S. 179.

*Wertebezogene Übersetzung*

Humboldt geht von Werten aus, die einerseits historisch gewachsen und Resultat einer Wertediskussion – etwa zum Fortschritt der Humanität<sup>44</sup> – im aufgeklärten Europa des 18. Jahrhunderts, andererseits als international verbindliches Ideal der Vereinten Nationen in die 30 Artikel der UN-Menschenrechtscharta, der allgemeinen Erklärung der Menschenrechte, im Dezember 1948 eingegangen sind, wie beispielsweise Gleichheit an Würde und Rechten (Art. 1), ungeachtet der Rasse, Hautfarbe, des Geschlechts, der Sprache sowie der Religion (Art. 2), Recht auf Freiheit (Art. 3), wozu die Ablehnung jeder Form von Sklaverei gehört (Art. 4), Schutz gegen Diskriminierung (Art. 7), Religionsfreiheit (Art. 18) und das Recht auf Bildung (Art. 26). Schließlich ist in Artikel 27 formuliert, dass jeder das Recht habe, „am wissenschaftlichen Fortschritt und dessen Ernungenschaften teilzuhaben“.<sup>45</sup>

Wenn Humboldt von Werten ausgeht, die in der westeuropäischen Kultur als essentiell gehandelt werden und von denen postuliert wird, sie seien universal gültig und nicht bloße Konstruktionen innerhalb einer begrenzten Wertegemeinschaft, wie ist Humboldts wertbezogenes Übersetzen dann zu bewerten? Als bloße Konstruktion oder als substantiell fundiert?

Zunächst ist zu konstatieren, dass Humboldt nicht bloß Ideale postuliert, sondern diese begründet. Dabei bezieht er klar Position: Für ihn ist die Entwicklung einer moralischen Kultur nur denkbar „als Resultat der individuellen Freiheit“<sup>46</sup>; bürgerlicher wie religiöser Despotismus hingegen führe zu hartnäckigen Fixierungen auf „Gewohnheiten, Sitten und Meinungen“.<sup>47</sup> Der „Anschein von äußerlicher Behaglichkeit“<sup>48</sup> bei den Bürgern eines Volkes oder Staates sage nichts über die moralische Kultur aus, da diese oftmals erkaufte sei mit der Reduktion des Menschen auf eine lebendige Maschine, der unter Zwang extrem arbeitsteilig, mit Disziplin, Gehorsam, in Kasten, Schichten, Klassen oder Gruppen zu bestimmten Arbeitszweigen separiert und ausschließlich zum Wohl der Gemeinschaft, d.h. ohne Privateigentum, seine Pflicht ohne Selbstbestimmung verrichte. Die Gewohnheiten und Sitten selbst seien aus-

<sup>44</sup> Ulrike Zeuch: Herders Begriff der Humanität: aufgeklärt und aufklärend über seine Prämissen? Zur Bestimmung des höchsten Zwecks des Menschen in den Ideen und in der Oratio von Giovanni Pico della Mirandola, in: Vom Selbstdenken. Aufklärung und Aufklärungskritik in Herders „Ideen zur Philosophie der Geschichte der Menschheit“. Beiträge zur Konferenz der International Herder Society Weimar 2000, hrsg. von Regine Otto u. John H. Zammito, Heidelberg 2001, S. 187–198.

<sup>45</sup> <http://www.amnesty.de/alle-30-artikel-der-allgemeinen-erklarung-der-menschenrechte>.

<sup>46</sup> Alexander von Humboldt, Werke, Bd. 4, 2008, S. 180.

<sup>47</sup> Ebenda, S. 181.

<sup>48</sup> Ebenda, S. 180.

tauschbar. So hätten die Indios in Mexiko das Christentum angenommen, aber unter Zwang, nicht aus Überzeugung.<sup>49</sup>

Humboldt appelliert an den mündigen Menschen, der fähig ist bzw. im Laufe seiner Sozialisierung dazu befähigt wird, aus Beobachtungen, Erfahrungen und Reflexionen zu eigenen Überzeugungen zu kommen, und zwar in kritischer Auseinandersetzung, ja Konfrontation mit den Überzeugungen und Erfahrungen anderer. Es ist naheliegend, dass ein derartiger Appell, wenn ihm einzelne innerhalb einer auf Subordination hin ausgerichteten Gemeinschaft folgen, zu deren Ausschluss führt bzw. den Anpassungsdruck verstärkt, wenn sie zu ihrem Überleben auf bedingungslose Gefolgschaft angewiesen sind.

Humboldt ist dabei den von ihm aufgrund seiner Beobachtungen und Erfahrungen gewonnenen Urteil gegenüber kritisch. Er äußerte sich nur mit Vorbehalt und Vorsicht im Urteil über

moralische und intellektuelle Anlagen der Völker [...], von denen wir durch so manche Scheidewand der Verschiedenheit der Sprachen, der Gewohnheiten und Sitten getrennt sind. Ein philosophischer Beobachter findet das, was man in der Mitte des kultivierten Europa über den Nationalcharakter der Spanier, Franzosen, Italiener und Deutschen gedruckt hat, sehr unrichtig. Wie dürfte sich nun vollends ein Reisender, der nur an einer Insel gelandet, nur einige Zeit sich in einem fernegelegenen Land aufgehalten hat, das Recht anmaßen, über die verschiedenen Seelenkräfte, das Übergewicht des Verstandes, des Geistes und der Einbildungskraft der Nationen zu urteilen?<sup>50</sup>

Ungeachtet der von Humboldt formulierten Achtsamkeit im Urteilen über andere hält er an der Gültigkeit der Werte als den Maßstäben seiner Beurteilung fest. Zugleich begegnet er den Indios unter der Maßgabe, von ihnen zu lernen. So beobachtet er die Lebensweise und das Verhalten der Indios sehr genau. Er differenziert zwischen einzelnen Stämmen bzw. Ethnien. Was für die Indios gilt, gilt auch für die Kreolen, Mestizen, Mulatten und andere Bevölkerungsgruppen, wobei Humboldts Hauptinteresse auf die indigene Bevölkerung gerichtet ist.<sup>51</sup>

Dass er bei den Beobachtungen von seinen Prämissen des Verstehens ausgeht, ist nicht nur nachvollziehbar, sondern unumgänglich. Aber Humboldt reflektiert seine Prämissen. Wenn aber Humboldt ungeachtet seiner Achtsamkeit

---

<sup>49</sup> Ebenda, S. 181.

<sup>50</sup> Ebenda, S. 183.

<sup>51</sup> Ebenda, S. 162ff.

im Urteilen über andere an der Gültigkeit der Werte, wie Freiheit, Selbstbestimmung etc., als den Maßstäben seiner Beurteilung festhält, ist dann seine kulturelle Übersetzung nicht doch eurozentrisch, historisch begrenzt? Und müsste man nicht, um ihn für die Gegenwart mit ihren komplexen Problemen zu retten, erst einmal dekonstruieren?

### **Humboldts Aktualität**

Ich meine, nein. Und zwar aus folgendem Grund: Wenn Bachmann-Medick zufolge Kriterien einer gelungenen kulturellen Übersetzung sind, dass der Übersetzungsprozess in beide Richtungen geht und beide am Prozess Beteiligten gleichberechtigt sind, dass ferner reflektiert wird, dass die Übersetzungskategorien weder universal, noch stabil, noch kulturübergreifend gültig sind, was ihrer Meinung nach erst interkulturelle Kommunikation ermöglicht, dann hat Humboldt nur bedingt das Klassenziel erreicht.

Dafür hat er aber etwas ganz anderes geleistet: Humboldt hat sich der Alterität tatsächlich und über Jahre gestellt, mit Neugier, Empathie, Engagement und der Bereitschaft zu verstehen, was sich ihm als dem europäischen Gelehrten nicht sogleich erschließt. Er gibt sich und dem Leser hoch reflexiv und skrupulös Rechenschaft über die Kriterien seiner Bewertung. Er weiss um die Geschichtlichkeit, Relativität und Subjektivität dieser Kriterien. Er weiß um den Missbrauch, der mit ihnen etwa im Namen der christlichen Kirche, der Zivilisation und des Fortschritts getrieben worden ist, und benennt ihn. Damit gibt er zu erkennen, dass er Irritationen, Ambivalenzen, Antagonismen und Brüche zulässt.

Aber sein Schluss ist ein anderer: Nur unter der Annahme, dass die Würde des Menschen, seine Freiheit, Selbstbestimmung, das Recht auf Wissen usw. normativ und weder disponibel noch kommunikativ verhandelbar sind, ist es möglich, Europa wie der außereuropäischen Welt, in diesem Fall Mexiko, den Spiegel vorzuhalten. Dieser Schluss aber muss im Zeitalter der Dekonstruktion irritieren. Das soll er auch, denn durch die damit einhergehende Destabilisierung vertrauter Erwartungen, um noch einmal auf Bachmann-Medick zurückzukommen, ergibt sich die Chance für eine neue interkulturelle Kommunikation zwischen Humboldt und uns heute.

Denn Humboldt macht darauf aufmerksam, dass es eine gemeinsame Basis, sei es in Gestalt einer anthropologischen Konstante oder einer Essenz dessen, was Kultur ist, sei es in Gestalt einer Gegensätze dialektisch vermittelnden und diese harmonisch auflösenden übergeordneten Einheit einer Metakultur, sicher nicht gibt, dass damit aber das, was der Mensch als Mensch ist bzw. sein bzw. werden soll, nicht tangiert ist – eben diese Differenz ist im Zuge des *cultural turn* aus dem Blick geraten.

Nähme man diese wieder in den Blick, würde z.B. sichtbar, dass die von Humboldt normativ verstandene moralische Kultur auch in der Demokratie der Gegenwart fehlt.

Alexander von Humboldt ist m.E. der ideale Partner für eine interkulturelle Kommunikation und in diesem Sinne höchst aktuell.

## **Literatur**

- Ackermann, Andreas: Das Eigene und das Fremde: Hybridität, Vielfalt und Kulturtransfer. In: Jäger, Friedrich (Hrsg.): Handbuch der Kulturwissenschaften Band 3. Themen und Tendenzen. Stuttgart 2004.
- Auch, Eva Maria: Zum Muslimbild deutscher Kaukasusreisender im 19. Jahrhundert. In: Auch, Eva-Maria / Förster, Stig (Hrsg.): „Barbaren“ und „Weiße Teufel“. Kulturkonflikte und Imperialismus in Asien vom 18. bis zum 20. Jahrhundert. Paderborn [u. a.] 1997.
- Bachmann-Medick, Doris: Cultural turns. Neuorientierungen in den Kulturwissenschaften. Hamburg 2006.
- Bachmann-Medick, Doris: Einleitung: Übersetzung als Repräsentation fremder Kulturen. In: Bachmann-Medick, Doris (Hrsg.): Übersetzung als Repräsentation fremder Kulturen. Berlin 1997.
- Bachmann-Medick, Doris: Fremddarstellung und Lüge. Übersetzung als kulturelle Übertreibung am Beispiel von Münchhausens Lügengeschichten. In: Bachmann-Medick, Doris (Hrsg.): Übersetzung als Repräsentation fremder Kulturen. Berlin 1997.
- Bachmann-Medick, Doris: Übersetzung als Medium interkultureller Kommunikation und Auseinandersetzung. In: Jäger, Friedrich/Straub, Jürgen (Hrsg.): Handbuch der Kulturwissenschaften Band 2. Paradigmen und Disziplinen. Stuttgart 2004.
- Berg, Eberhard: Wo Übersetzungsbemühungen versagen: zum Problem der kulturellen Übersetzung am Beispiel der Interaktion zwischen Gastgeber und Gast bei den Sherpa (Nepal). In: Bachmann-Medick, Doris (Hrsg.): Übersetzung als Repräsentation fremder Kulturen. Berlin 1997.
- Bhaba, Homi K.: Die Verortung der Kultur. Tübingen 2000.

- Bitterli, Urs: Die ‚Wilden‘ und die ‚Zivilisierten‘. Grundzüge einer Geistes- und Kulturgeschichte der europäisch-überseeischen Begegnung. München 1991.
- Böhme, Hartmut:
- Burke, Peter: Cultures of translation in early modern Europe. In: Burke, Peter / Hsia, R. Pochia (Hrsg.): Cultural translation in early modern Europe. Cambridge 2007.
- Breuer, Ingo: Die operative Imagination der Fremde bei Archenholtz, Goethe und Moritz. In: Breuer, Ingo / Sölter, Arpald A. (Hrsg.): Der fremde Blick. Perspektiven interkultureller Kommunikation und Hermeneutik. Ergebnisse der DAAD-Tagung in London, 17. – 19. Juni 1996. Bozen 1997.
- Dahlmann, Dittmar: Von Kalmücken, Tataren und Itelmene: Forschungsreisen in Sibirien im 18. Jahrhundert. In: Auch, Eva-Maria / Förster, Stig (Hrsg.): „Barbaren“ und „Weiße Teufel“. Kulturkonflikte und Imperialismus in Asien vom 18. bis zum 20. Jahrhundert. Paderborn [u. a.] 1997.
- de Toro, Alfonso: Jenseits von Postmoderne und Postkolonialität. Materialien zu einem Modell der Hybridität und des Körpers als transrelationalem, transversalem und transmedialem Wissenschaftskonzept. In: Hamann, Christoph / Sieber, Cornelia (Hrsg.): Räume der Hybridität. Postkoloniale Konzepte in Theorie und Literatur. Leipzig 2000.
- Fuchs, Martin: Übersetzen und Übersetzt-Werden: Plädoyer für eine interaktionsanalytische Reflexion. In: Bachmann-Medick, Doris (Hrsg.): Übersetzung als Repräsentation fremder Kulturen. Berlin 1997.
- Geertz, Clifford: Dichte Beschreibung. Beiträge zum Verstehen kultureller Systeme. Frankfurt a. M. 1983.
- Giordano, Christian: Die Rolle von Mißverständnissen bei Prozessen der interkulturellen Kommunikation. In: Roth, Klaus (Hrsg.): Mit der Differenz leben. Europäische Ethnologie und Interkulturelle Kommunikation. München 1996.
- Görner, Rüdiger: Das Fremde und das Eigene. Zur Geschichte eines Wertekonflikts. In: Breuer, Ingo/Sölter, Arpald A. (Hrsg.): Der fremde Blick. Perspektiven interkultureller Kommunikation und Hermeneutik. Ergebnisse der DAAD-Tagung in London, 17. – 19. Juni 1996. Bozen 1997.

- Guthke, S. Karl: Die Entdeckung der Welt um 1800. Die Geburt der globalen Bildung aus dem Geist der Geographie und Ethnologie, in: Jahrbuch des Freien Deutschen Hochstifts 2003, S. 134 – 207.
- Kiening, Christian: Das wilde Subjekt. Kleine Poetik der Neuen Welt. Göttingen 2006.
- Krapoth, Hermann: Einleitung: Übersetzung als kultureller Prozess. In: Hammerschmied, Beata/Krapoth, Hermann (Hrsg.): Übersetzung als kultureller Prozeß. Rezeption, Projektion und Konstruktion des Fremden. Berlin 1998.
- Osterhammel, Jürgen: Die Vielfalt der Kulturen und die Methoden des Kulturvergleichs. In: Jäger, Friedrich/Straub, Jürgen (Hrsg.): Handbuch der Kulturwissenschaften Band 2. Paradigmen und Disziplinen. Stuttgart 2004.
- Osterhammel, Jürgen: Wissen als Macht. Deutungen interkulturellen Nichtverstehens bei Tzvetan Todorov und Edward Said. In: Auch, Eva-Maria/Förster, Stig (Hrsg.): „Barbaren“ und „Weiße Teufel“. Kulturkonflikte und Imperialismus in Asien vom 18. bis zum 20. Jahrhundert. Paderborn [u. a.] 1997.
- Roth, Klaus: Europäische Ethnologie und interkulturelle Kommunikation. In: Roth, Klaus (Hrsg.): Mit der Differenz leben. Europäische Ethnologie und Interkulturelle Kommunikation. München 1996.
- Roth, Klaus: Erzählen und Interkulturelle Kommunikation. In: Roth, Klaus (Hrsg.): Mit der Differenz leben. Europäische Ethnologie und Interkulturelle Kommunikation. München 1996.
- Roth, Klaus: Erzählen vom „Anderen“: Zum Umgang mit kultureller Differenz im alltäglichen Erzählen. In: Wienker-Piepho, Sabine/Roth, Klaus (Hrsg.): Erzählen zwischen den Kulturen. Münster 2004.
- Schneider, Ingo: Erzählen als kulturelle Konstruktionen. Über Bedingungen des Fremdverstehens und Grenzen des Erzählens zwischen den Kulturen. In: Wienker-Piepho, Sabine/Roth, Klaus (Hrsg.): Erzählen zwischen den Kulturen. Münster 2004.
- Schwentker, Wolfgang: Barbaren und Lehrmeister: Formen fremdkultureller Wahrnehmung im Japan des 19. Jahrhunderts.

- Sölter, Arpad A.: Die Einbeziehung des Fremden. Reflexionen zur kulturellen Fremdheit bei Simmel, Habermas und Huntington. In: Breuer, Ingo/Sölter, Arpad A. (Hrsg.): Der fremde Blick. Perspektiven interkultureller Kommunikation und Hermeneutik. Ergebnisse der DAAD-Tagung in London, 17. – 19. Juni 1996. Bozen 1997.
- Werner, Michael / Zimmermann, Benedicte: Vergleich, Transfer, Verflechtung. Der Ansatz der Histoire croisée und die Herausforderung des Transnationalen. In: Geschichte und Gesellschaft. Zeitschrift für historische Sozialwissenschaft. 2002. Heft 28.
- Wierlacher, Alois: Kulturwissenschaftliche Xenologie. Ausgangslage, Leitbegriffe und Problemfelder. In: Wierlacher, Alois (Hrsg.) Kulturthema Fremdheit. Leitbegriffe und Problemfelder kulturwissenschaftlicher Fremdeheitsforschung. München 1993.
- Zeuch, Ulrike: Alexander von Humboldts (1769 – 1859) wissenschaftliche Expedition in Lateinamerika (1799 – 1804) – eine Leistung kultureller Übersetzung? In: Magistrat der Stadt Kassel (Hrsg.): Philippia. Abhandlungen und Berichte aus dem Naturkundemuseum im Ottoneum zu Kassel 13/1 – 4.

## **Die Europäer – von Dämonen geplagte Wesen: Zur Aktualität Alexander von Humboldts im 21. Jahrhundert**

von MANFRED OSTEN

Lassen Sie mich beginnen mit Alexander von Humboldts wissenschaftlicher Erforschung Lateinamerikas für das Europa des 19. Jhs.

Alexander von Humboldt hat vor 200 Jahren für Europa einen damals diskreditierten und verdrängten Kontinent wissenschaftlich entdeckt. Wir haben, 200 Jahre später, ebenfalls wissenschaftlich, einen neuen Kontinent entdeckt: Wir haben die DNA als Grundlage des Lebens entschlüsselt. Und wir sind – anders als Alexander von Humboldt – nicht mehr nur Beobachter und Entdecker der Natur, sondern wir sind im Begriff, Choreografen der Schöpfung zu werden. Krankheiten und Alter erscheinen plötzlich gentechnisch als besiegbare; Kinder können möglicherweise wunschgemäß designt werden. Aber sind wir, die wir uns anschicken, die Macht griechischer Götter zu haben, gewappnet für den Schritt ins Gen-designte Cyber-Jahrhundert? Welche Rolle wird das Individuum, das auf Grund seines manipulierbaren Gen-Status Gefahr läuft, selber bestimmbar zu werden, in diesem High-Tech-Paradies noch spielen? Hat uns nicht inzwischen ein Verdikt Goethes, des Bewunderers Alexander von Humboldts, eingeholt, das er im „Faust“ auf eine Formel gebracht hat. *„Eritis sicut deus“* (ihr werdet sein wie Gott) lautet dort das von Faust vorgelesene Bibelwort; und Mephisto kommentiert diese Prophezeiung mit dem höhnischen Satz: *„Ja folge nur dem alten Spruch und meiner Muhme, der Schlange. Dir wird bei Deiner Gottähnlichkeit bestimmt noch bange.“*

Gibt es Einsichten und Antworten Alexander von Humboldts als dem wissenschaftlichen Entdecker des Kontinents, wie wir mit diesem neuen Kontinent umgehen sollen? Die Antwort lautet: Ja. Denn Alexander von Humboldt hat bereits vor 200 Jahren den Schritt gewagt aus dem eurozentrischen Wohlfahrtsstaat in ein globales Dorf, das von uns auch heute noch nicht erreicht ist: Das globale Dorf der Humanität. Er hat damals bereits die Notwendigkeit erkannt, dass die Ideale der Französischen Revolution nicht auf Europa beschränkt bleiben dürfen. Sein 35bändiger, von ihm selbst finanzierter und daher von niemandem beeinflusster Lateinamerika-Reisebericht ist daher zugleich ein hochmoderner Appell. Vor dem Hintergrund der Ungeheuerlichkeiten der europäischen Sklaverei, Kolonisation und Missionstätigkeit in Lateinamerika mahnte Alexander von Humboldt bereits vor 200 Jahren genau das an, was wir heute, am Anfang des Gen-designten Cyber-Jahrhunderts dringender denn je benötigen; nämlich einen globalen Konsens über Menschenwürde und Menschenrechte zu finden im Namen der Freiheit des Menschen.

Im September 1799 notiert er den erschütternden Satz im Rückblick auf die Untaten der Welser in Lateinamerika: „*An den Küsten von Cumaná, Caracas und Venezuela steht noch jetzt der Name der deutschen Nation in fürchterlichem Andenken.*“ Und 1802 dann in Lima angesichts der Willkürherrschaft der Mönche der Satz: „*Keine Religion predigt die Unmoral, aber was sicher ist, ist, daß von allen existierenden die christliche Religion diejenige ist, unter deren Maske die Menschen am unglücklichsten werden.*“ Und angesichts der Brutalität der Sklaverei schließlich (1799 in Cumaná) der Satz: „*So behandelt man Menschen, die anderen Menschen die Mühe des Säens, Ackerns und Erntens ersparen.*“

Alexander von Humboldt hat diesen globalen Konsens über Menschenwürde und Menschenrechte gefordert, weil er als exakter Naturwissenschaftler mit den modernsten Messgeräten seiner Zeit jenen anderen zentralen Aspekt für unverzichtbar hielt, den wir aus den Augen verloren und der uns heute als hochmoderne Forderung auf den Nägeln brennt: Die Wahrung der Humanität angesichts der Gefahr posthumaner Wüsten im Zeichen des Fortschritts.

Wenn Hofmannsthal behauptet: „*Die Deutschen haben keine Kultur. Sie haben nur Goethe und Ansätze*“, so gehört Alexander von Humboldt zu denen, die diese „Ansätze“ repräsentieren. Denn er hat mit Goethe Kultur verstanden als das kollektive Gedächtnis der Menschheit, und er wusste, dass jeder Fortschritt in den Naturwissenschaften von diesem Gedächtnis begleitet werden muss. Denn nur dieses Gedächtnis ist in der Lage, die naturwissenschaftlichen Ergebnisse im Lichte der Humanität zu werten und zu deuten. Ein gedächtnisloser Fortschritt muss notwendig in die Barbarei führen. Alexander von Humboldt hat damit bereits die Einsicht Kierkegaards antizipiert, dass das Leben zwar nach vorne gelebt, aber nur nach rückwärts verstanden werden kann. Rückwärts Verstehen aber ist immer verbunden mit einer Entschleunigung der Zeit, mit einem Innwerden des eigenen Tuns.

Alexander von Humboldt sind bei diesem Innwerden bereits Einsichten in das Beschleunigungssyndrom der Moderne gelungen, die uns erst jetzt einzuholen beginnen. Alexander von Humboldt hat dieses Syndrom charakterisiert als das unruhige „*Mühlradwesen*“ des Europäers. Bereits 1801 notiert er im Hinblick auf einen stoischen Indianer in sein Tagebuch: „*Ich war sehr ungeduldig, tat dem Indianer tausend Fragen [...] er aber antwortete kein Wort [...] und wir Europäer erscheinen ihm als unerträgliche, unruhige, von Dämonen geplagte Wesen.*“ Er antizipiert damit bereits das, was von Goethe rund dreißig Jahre später als „*veloziferisch*“ bezeichnet wird [...], als die Eile (*velocitas*), die des Teufels ist; als die Ungeduld also, mit deren Verfluchung Faust sich jenem luziferischen Mephisto ausliefert, der ihm dafür das gesamte Instrumentarium der modernen Übereilung beschert: Den schnellen Degen, den schnellen Mantel,

die schnelle Liebe, das schnelle Geld – allerdings mit den fatalen Folgen der Erblindung und des Untergangs im 5. Akt des zweiten Teils dieser Tragödie der Moderne. Womit sich denn am Ende des 20. Jhs. offenbart, dass dem vom öffentlichen Bewusstsein kaum wahrgenommenen Dialog zwischen Goethe und Alexander von Humboldt eine Modernität innewohnt, die erst jetzt manifestiert wird. Es ist eine Modernität, die Nietzsche Ende des Jahrhunderts wiederholt hat mit den Worten: „*Aus Mangel an Ruhe läuft die moderne Zivilisation in eine neue Barbarei aus.*“

Einen ähnlichen Weg in die Barbarei hatte schon Anfang des 19. Jhs. Grillparzer mit dem Dreischritt prophezeit: „...*von der Humanität über die Nationalität zur Bestialität*“. Vor dem Hintergrund dieses fatalen Dreischritts erweist sich Alexander von Humboldts Biografie als ein Musterbeispiel der Vermeidung dieser Fatalität. Er hat nämlich den Schritt in die Enge der deutschen Nationalität konstant verweigert.

Was Goethe im Geist der Weltliteratur vollzog über den „West-östlichen Divan“ bis zu den „Chinesisch-Deutschen Tages- und Jahreszeiten“, hat Alexander von Humboldt paradigmatisch in die Tat umgesetzt als Europäer, Weltbürger und Forschungsreisender vom Orinoko bis an die Grenzen Chinas. Alexander von Humboldt hat wie kaum ein anderer die Türen und Fenster unserer Nation in der ersten Hälfte des 19. Jhs. weltweit und geistig geöffnet, bevor sie dann für ein Jahrhundert im Zeichen bornierter Nationalität wieder geschlossen wurden. Alexander von Humboldt, der Französisch wie seine Muttersprache beherrschte und der Paris als seine wissenschaftliche und geistige Metropole betrachtete, ist die Ausnahme dessen, was Nietzsche meinte, als er im Hinblick auf den deutsch-französischen Krieg 1870/71 notierte: „*Dies ist die Niederlage, ja Extirpation des Deutschen Geistes zu Gunsten des deutschen Reiches.*“

Alexander von Humboldt, der Mitbegründer der Altamerikanistik, der 1822 nach Mexiko auswandern wollte und zum Entsetzen seiner Zeitgenossen bereits forderte, dass man die Skulptur der aztekischen Göttin Quatlicue gleichberechtigt in Berlin neben die Plastiken der griechischen Klassik stellen müsse, ist daher der moderne Protagonist jener von ihm bereits vor 200 Jahren vorgelebten Forderung, die da lautet: „*Wir Europäer müssen dringend unsere jahrhundertertealte Mentalität ändern, das heißt, wir müssen endlich aufhören, eine Belehrungsgesellschaft zu sein und stattdessen anfangen, eine Lerngesellschaft zu werden.*“

Alexander von Humboldt hat zugleich paradigmatisch vorgeführt, wie dieser moderne Umerziehungsprozess aussehen müsste. Er war nämlich – wie Goethe – davon überzeugt, dass das Ansehen des Anderen entscheidend davon abhängt, dass wir ihn wirklich ansehen im weitesten Betracht des Wortes. Das gilt für ihn – und Goethe – auch für das Ansehen der Natur. Goethe hat in den

„Maximen und Reflexionen“ im Hinblick auf die zunehmenden theoretischen Tendenzen seiner Zeit bereits 1827 gegenüber Eckermann bemerkt: *„Ich kann durchaus nicht billigen, daß man von unseren künftigen Staatsdienern auf den Universitäten allzu viel theoretisches und gelehrtes Wissen verlangt. Die jungen Leute werden hierdurch vor der Zeit geistig und körperlich ruiniert. Und wie kann man gegenüber Anderen Wohlwollen empfinden und ausüben, wenn einem selbst nicht wohl ist.“* Und wenn Goethe in „Maxime und Reflexionen“ bemerkt: *„Theorien sind Übereilungen des ängstlichen Verstandes, der die Phänomene gerne los werden möchte“*, so findet sich das Pendant hierzu bei Alexander von Humboldt in dem Satz: *„Die gefährlichste Weltanschauung ist die Weltanschauung der Leute, die die Welt nie angeschaut haben.“* Und gegenüber Varnhagen von Ense hat er im Hinblick auf Hegel in diesem Zusammenhang warnend angemerkt: *„Ein abstraktes Behaupten rein falscher Tatsachen und Ansichten über Amerika [...] (ist für mich) [...] freiheitsberaubend und beängstigend.“*

Beängstigend war für Alexander von Humboldt als Naturwissenschaftler auch bereits der moderne Albtraum einer Wissenschaftsentwicklung, die jeden Kontakt mit dem Mitmenschen und Laien verliert und stattdessen dort Ängste und Neurosen entstehen lässt. Alexander von Humboldt könnte daher als Protagonist der modernen PUSH-Initiative (public understanding of science and humanities) gelten. Das heißt, er hat es lange schon vor der PUSH-Initiative geschafft, sein sechsbändiges „Kosmos-Werk“ zum populärwissenschaftlichen Bestseller des Jahrhunderts avancieren zu lassen; mit weltweitem Erfolg, mit Auflagen wie die Bibel.

Alexander von Humboldt hat zudem zwei weitere Aspekte der modernen Naturwissenschaften gefordert: Ihre Internationalisierung und Interdisziplinarisierung. Er hat das globale Dorf der modernen Naturwissenschaft bereits antizipiert in dem wahrhaft gigantischen Corpus seiner weltweiten wissenschaftlichen Korrespondenz mit den wichtigsten Wissenschaftlern aller Disziplinen. In seinem fast 90jährigen Forscherleben hat er über 50 000 Briefe geschrieben und über 100 000 Briefe empfangen – eine wahrhaft moderne Internet-Leistung. Und dass Alexander von Humboldt zum Vorläufer der modernsten Erfolgstendenz der Naturwissenschaft, der Interdisziplinarität, geworden ist, gründet in seiner Fähigkeit und Kühnheit, die scheinbar entferntesten Phänomene miteinander in Relation zu setzen. Diese geniale komparatistische und interdisziplinäre Begabung hat ihn zum Begründer und Mitbegründer zahlreicher wissenschaftlicher Disziplinen und zum größten Geografen der Neuzeit werden lassen. Er hat damit das Geheimnis beherrscht, das Goethe (gegenüber Zelter) auf die Formel gebracht hat: *„Bezüge sind alles, Bezüge sind das Leben.“*

Und es sind diese „Bezüge“, die seinem Genie letztlich die höchste Aktualität sichern. Alexander von Humboldt war zugleich ein Genie der Interpersonalität. Er hat zeitlebens und aus eigener Tasche bereits das getan, was seit 140 Jahren die Alexander von Humboldt-Stiftung tut: Er hat ausländische und deutsche hochbegabte Wissenschaftler aller Disziplinen gefördert (von Justus von Liebig bis Mendelssohn-Bartholdy). Und wenn die Alexander von Humboldt-Stiftung seit ihrer Wiedergründung 1953 inzwischen über 20 000 Wissenschaftler in über 130 Nationen gefördert hat und hiervon inzwischen 32 mit dem Nobelpreis ausgezeichnet wurden, so gilt hierfür: Was die Alexander von Humboldt-Stiftung ist, ist sie letztlich ihrem Namenspatron schuldig.

Womit ich denn zum Schluss zu der Frage komme: Was ist den eigentlich das tiefste Geheimnis dieser Humboldtschen Trias von Internationalität, Interdisziplinarität und Interpersonalität? Die Antwort ist sehr einfach, und doch berührt sie zugleich das Schwierigste: Alexander von Humboldts Biografie ist das paradigmatische Muster der Selbsterziehung zur Freiheit. Alexander von Humboldt, der 1790 in Paris die Freiheit angeschaut hat mit eigenen Augen und eine Schubkarre voll Sand mit Georg Forster zum Freiheitstempel auf den Champs de Mars gefahren hat. Alexander von Humboldt praktizierte zeitlebens die Trias *fraternité, égalité, liberté* der Französischen Revolution, anders als seine deutschen Zeitgenossen. Den Begriff der Freiheit hat er hierbei verstanden im Sinne der Goetheschen Definition von Bildung: *„Bildung ist nichts anderes als eine endlich gewonnene Freiheit.“* Das heißt, Alexander von Humboldt hat sich konsequent zum fächer- und länderübergreifenden Selbstdenker ausgebildet, der damals schon erkannt hat, dass gegen die steigende Flutwelle der Information und Überinformation das einzige Rettungsmittel die Bildung ist.

Das Ergebnis ist hochaktuell: Denn Alexander von Humboldt ist nie zum Angestellten im Dienste irgendeiner Meinung, irgendeiner Sache oder Person geworden. Er hat sich statt dessen zum freien Unternehmer seiner Selbst, zum Sultan seiner Existenz entwickelt, für den völlig entsprechend das Wort gilt, das Hebbel über Goethe gesagt hat: *„Am Anfang war er ein Punkt, der leise zum Kreise sich weitete, und am Ende umfaßt er die Welt.“*



# **„Wie die Welt seit meiner Geburt lebendig geworden ist“ – Anmerkungen zum Briefwechsel zwischen Alexander von Humboldt und Carl Ritter**

von ULRICH PÄBLER

## **Vorbemerkungen**

Die Edition der rund 180 Briefe umfassenden und zwischen 1828 und 1859 verfassten Korrespondenz zwischen Alexander von Humboldt und Carl Ritter wird im Moment in der Alexander-von-Humboldt-Forschungsstelle der Berlin-Brandenburgischen Akademie der Wissenschaften vorbereitet. Bis vor etwa einem Jahr waren der Humboldt-Forschung lediglich einhundert Briefe bekannt, die sich zum großen Teil im Nachlass Carl Ritters in der Staatsbibliothek zu Berlin befinden. Dank der Hinweise und Unterstützung von Hanno Beck (Bonn) konnten achtzig weitere Schreiben in Privatbesitz ausfindig gemacht werden. Reinhard Fries (Berlin) machte die Handschriften aus der Sammlung seiner Familie großzügig der Forschung zugänglich.

Einen Werkstattbericht über das Editionsprojekt gab der Verfasser auf der 89. Tagung der Humboldt-Gesellschaft für Wissenschaft, Kunst und Bildung e.V. in Berlin am 9. Mai 2009. Der vorliegende Beitrag ist die schriftliche Fassung dieses Vortrages.

2009 ist nicht nur ein Alexander-von-Humboldt-Jahr. Auch der Tod des Berliner Geographen Carl Ritter jährt sich zum 150. Mal. Humboldt und Ritter haben die moderne Geographie als wissenschaftliche Disziplin erst geschaffen, und doch ist Letzterer im Gegensatz zu Humboldt aus dem öffentlichen Bewusstsein weitgehend verschwunden. An Versuchen, Ritters Platz in der Wissenschaftsgeschichte zu sichern, hat es nicht gemangelt.<sup>1</sup> Doch scheint vor allem sein umfangreiches Hauptwerk, die zwischen 1832 und 1859 in 19 Teilen auf über 20.000 Seiten erschienene und dennoch unvollendete „Erdkunde“, den

---

<sup>1</sup> Neben der wissenschaftlichen Biographie von Hanno Beck (Carl Ritter. Genius der Geographie. Zu seinem Leben und Werk. Berlin 1979) seien hier exemplarisch drei Sammelbände aufgeführt, die ihre Entstehung dem Ritter-Jahr 1979 verdanken: Carl Ritter. Zur europäisch-amerikanischen Geographie an der Wende vom 18. zum 19. Jahrhundert. Herausgegeben von Manfred Büttner. Paderborn, München, Wien, Zürich 1980. – Carl Ritter. Geltung und Deutung. Beiträge des Symposiums anlässlich der Wiederkehr des 200. Geburtstages von Carl Ritter, November 1979 in Berlin (West). Herausgegeben von Karl Lenz. Berlin 1981. – Carl Ritter. Werk und Wirkungen. Beiträge eines Symposiums im 200. Geburtsjahr des Gelehrten, Quedlinburg. Herausgegeben von Hans Richter. Gotha 1983.

Blick auf Ritters Bedeutung für das geographische Denken im 19. Jahrhundert eher verstellt zu haben.<sup>2</sup>

In jüngster Zeit ist die Geschichtswissenschaft allerdings auf Ritters Konzept der historischen Geographie aufmerksam geworden. Im Zuge einer Neubewertung der deutschen Historiographie um 1800 sowie eines verstärkt geohistorischen Forschungsinteresses setzt sie sich vor allem mit den programmatischen Schriften Ritters auseinander.<sup>3</sup> Die Abbildungen 1 und 2 zeigen die beiden großen Geographen.

### Wissenschaftlicher Austausch

Ritters Ausgrenzung aus dem deutschsprachigen wissenschaftlichen Diskurs im späteren 19. Jahrhundert erklärt sich aus der Neuorientierung der Geographie als Naturwissenschaft und der gleichzeitigen Abkehr der deutschsprachigen Historiographie von zivilisationsgeschichtlichen Fragestellungen.<sup>4</sup> Diese disziplingeschichtlichen Entwicklungspfade hemmten auch die Suche nach den intellektuellen Verbindungslinien zwischen Humboldt und Ritter. So konnte Ferdinand von Richthofen 1898 den streng naturwissenschaftlichen Empiriker Humboldt rhetorisch gegen den Geohistoriker Ritter ausspielen: Während Humboldt als „Begründer der heutigen Geographie“ zu gelten habe, sei die Disziplin unter Ritters Einfluss zunächst „zu einer Magd der Geschichte und der klassischen Philologie“ herabgesunken.<sup>5</sup>

Der unveröffentlichte Briefwechsel beider Gelehrter dokumentiert hingegen vor allem fachlich Verbindendes – parallele Forschungsinteressen, wechselseitige Einflüsse und wissenschaftliche Kooperationen. Er zeigt, wie sehr die Gestaltung der jungen geographischen Disziplin in Berlin das Gemeinschaftswerk Ritters und Humboldts war.

Humboldts Beifallsbekundungen für Ritters großes Hauptwerk „Erdkunde“ ziehen sich wie ein roter Faden durch die Korrespondenz der beiden Geogra-

<sup>2</sup> Carl Ritter. Die Erdkunde im Verhältniß zur Natur und zur Geschichte des Menschen, oder allgemeine vergleichende Geographie, als sichere Grundlage des Studiums und Unterrichts in physicalischen und historischen Wissenschaften. Zweite stark vermehrte und umgearbeitete Ausgabe. Berlin 1832 – 1859. Eine erste Auflage war 1817 – 1818 in zwei Bänden erschienen.

<sup>3</sup> Siehe zum Beispiel: Jürgen Osterhammel. Geschichte, Geographie, Geohistorie. In: Geschichtsdiskurs. Bd. 3: Die Epoche der Historisierung. Herausgegeben von Wolfgang Küttler, Jörn Rüsen, Ernst Schulin. Frankfurt/Main 1997, S. 257–271. Siehe besonders S. 260–267. Osterhammel bezeichnet Ritter als „missing link zwischen Herder und Braudel.“ Ebenda, S. 260. Siehe auch: Karl Schlögel. Im Raume lesen wir die Zeit. Über Zivilisationsgeschichte und Geopolitik. 2. Auflage. Frankfurt/Main 2006, S. 40–44.

<sup>4</sup> Vgl. Osterhammel (wie Anmerkung 3), S. 263–266.

<sup>5</sup> So von Richthofen in einer amtlichen Denkschrift (zitiert nach: Gerhard Engelmann. Die Hochschulgographie in Preußen 1810 – 1914. Wiesbaden 1983, S. 158f.).

„Wie die Welt seit meiner Geburt lebendig geworden ist“ – Anmerkungen zum Briefwechsel zwischen Alexander von Humboldt und Carl Ritter

phen. Bereits 1832, als Humboldt den ersten Band der Neuauflage von Ritters „Erdkunde“ erhalten hatte, äußert er sich begeistert:

„Es giebt für mich in keiner Sprache Ausdrücke, um Ihnen, mein verehrtester College, die wahre Bewunderung auszudrücken mit der mich Ihre riesenhafte Arbeit über Asien erfüllt hat. Seit 2 Jahren bin ich gerade auf das ernsteste und zwar mit Benutzung aller Quellen mit Inner Asien beschäftigt und doch über wie viel ist mir erst Licht aufgegangen seit den 3 Tagen in denen ich in Potsdam, in Paretz und hier ununterbrochen in diesem Werke lese.“<sup>6</sup>



Abbildung 1: Carl Ritter. Stich von Julius Thäter nach einer Photographie. Ikonographische Sammlung der Alexander-von-Humboldt-Forschungsstelle (BBAW)

<sup>6</sup> Alexander von Humboldt an Carl Ritter. Berlin (vor 22.6.1832). Sammlung Fries (Privatbesitz), Nr. 58. Hervorhebung im Original.

Und noch im Frühjahr 1854 schreibt Humboldt: „*Ich lese Ihren 17ten Band, mein theurer Freund u[nd] Colloge, wie man eine begeisternde Naturschilderung, ein Reisewerk voll Anmuth liest.*“<sup>7</sup> Und einige Zeilen weiter heißt es: „*Ich bewundere nicht bloss den Reichthum des Materials, das Sie allein zu beherrschen wissen, nein ich lobe auch die Composition, das architectonische Ihrer grossen Schöpfung.*“



Abbildung 2: Alexander von Humboldt bei seinen Kosmos-Vorlesungen in der Berliner Singakademie (1827/1828). Carl Ritter ist als Hörer unten rechts dargestellt. Ikonographische Sammlung der Alexander-von-Humboldt-Forschungsstelle (BBAW)

<sup>7</sup> Alexander von Humboldt an Carl Ritter. Berlin (Frühjahr 1854). SBBPK Handschriftenabteilung, Autogr. I/1209.

Humboldt schätzte also Ritters Form der Darstellung und Anordnung der geographischen Literatur zu einer Gesamtschau des asiatischen Erdteils. Der Austausch und die Diskussion von Forschungsergebnissen, Reiseberichten sowie Orts- und Höhenbestimmungen, die zu einer solchen Synthese notwendig waren, nahmen den größten Raum der Korrespondenz in Anspruch. Beide Kollegen konnten sich bei allen konzeptionellen Differenzen stets auf dem festen Boden der empirischen Grundlagenforschung begegnen. Insbesondere die kritische Sichtung und vergleichende Lektüre von Berichten aus vergangenen Epochen war für die geographische Beschreibung wenig erforschter Regionen, wie beispielsweise Zentralasien, unabdingbar. Eindrucksvoll beschreibt Humboldt eine solches Abtragen verschiedener Wissensschichten im dritten Band seiner *Asie centrale*:

*Wie überall so waren auch in Asien abenteuerliche Expeditionen von Reisenden den Messungen und geodätischen Aufnahmen vorangegangen. Von den Eroberungen der Chinesen und Mongolen, von den friedlichen Wallfahrten buddhistischer Priester, vom Bekehrungseifer und der diplomatischen Gewandtheit der Jesuiten hat die Geographie Nutzen gezogen.*<sup>8</sup>

Die Briefe der 30er Jahre beschäftigen sich dann auch hauptsächlich mit der Diskussion und dem Austausch historischer geographischer Manuskripte. So erbat sich Humboldt aus Ritters Bibliothek ein Werk des persischen Geographen Istakhri und das dazugehörige Kartenwerk.<sup>9</sup> Der Bericht Istakhris nimmt einen wichtigen Platz in der Chronologie historischer Berichte über das Kaspische Meer und den Aralsee ein, die Humboldt für den zweiten Band der *Asie centrale* zusammenstellte.<sup>10</sup>

Humboldt seinerseits ermöglichte Ritter durch seinen Kontakt zu Pariser Orientalisten, wie Abel Rémusat, Eugène Burnouf und Julius Heinrich Klaproth, den Zugang zu Manuskripten und seltenen Editionen.<sup>11</sup> Nach Klaproths Tod 1835 arbeitete Humboldt verstärkt mit dem Pariser Sinologen Stanislas Julien zusammen. Julien übersetzte für Humboldt Sammlungen chinesischer Quellen über die Gebirgsketten Thianschan, Bolor und Kuen-Lun. Bereitwillig überließ Humboldt Ritter das Manuskript für dessen Forschungen über Zentralasien:

---

<sup>8</sup> Alexandre de Humboldt. *Asie centrale. Recherches sur les chaînes de montagnes et la climatologie comparée*, 3 Bde. Paris 1843. Bd. 3, S. 284. Hier zitiert nach der deutschen Übersetzung von Wilhelm Mahlmann (1844), jetzt neu herausgegeben von Oliver Lubrich: *Alexander von Humboldt. Zentral-Asien. Untersuchungen zu den Gebirgsketten und zur vergleichenden Klimatologie*. Frankfurt/Main 2009, S. 595f.

<sup>9</sup> Alexander von Humboldt an Carl Ritter. Berlin (vor März 1841). SBBPK, Handschriftenabteilung, Nachlass Carl Ritter, Kasten 7, Nr. 18.

<sup>10</sup> Alexander von Humboldt. *Zentral-Asien* (wie Anmerkung 8), S. 332.

<sup>11</sup> Vgl. Humboldt an Ritter. Berlin (7.11.1836). Sammlung Fries (Privatbesitz), Nr. 4.

„Ich übersende Ihnen meinen ganzen Schatz der Uebersetzungen die ich Julien habe machen lassen. Alles ist natürlich zu Ihrem Gebrauche aber wenn Sie den Gebrauch erst später machen wollen, mein theurer Freund so ersparen Sie die Mühe des Ausziehens. Was ich Ihnen hier schicke wird erscheinen in meinem Büchlein „Montagnes de l'Asie centrale.“<sup>12</sup>

Dieses Zitat veranschaulicht das Vertrauen, worauf sich die Zusammenarbeit Humboldts und Ritters gründete. Humboldt war bereit, unveröffentlichte Arbeitsmaterialien aus der Hand zu geben, die auf diese Weise zunächst in Ritters „Erdkunde“ eingingen. Dieses Werk wurde wiederum zu einer bedeutenden Quelle für Humboldts *Asie centrale*.

### Zusammenarbeit in der Gesellschaft für Erdkunde

Die historisch-vergleichende Methode der Raumerschließung stellte für Humboldt ein wesentliches Merkmal einer „Berliner“ Geographie dar. Im Gegensatz dazu sah er die Forschung in Paris und London folgendermaßen:

„Beide Nationen fördern die Wissenschaft als täglich neu angefüllte Briefkästen, ihr vereinzelt Nachrichten zuführend aus der ganzen Welt, aber das Neue wird absolut für das allein Wichtige gehalten, es verdrängt alles Aeltere mit dem man es nie vergleicht. Bei diesem Verdienst des Zutragens bleibt es und daraus entsteht kein[e] Wissenschaft.“<sup>13</sup>

Großbritannien und Frankreich verfügten im Gegensatz zu Preußen über eine global agierende Marine sowie eine koloniale Infrastruktur, welche die von Humboldt erwähnten „Briefkästen“ – also die geographischen Gesellschaften in beiden Ländern – mit neuesten Berichten aus entlegenen Weltgegenden versorgen konnten. Die „Gesellschaft für Erdkunde“ in Berlin hingegen konnte häufig nur auf Reiseberichte aus zweiter Hand zurückgreifen.

Ritter war an der Gründung dieser geographischen Gesellschaft 1828 maßgeblich beteiligt gewesen und leitete sie lange Jahre als Präsident. Neben Gelehrten gehörten unter anderem Beamte, Offiziere, Techniker und Buchhändler zu den Mitgliedern des „gesellig-wissenschaftlichen“ Vereins.<sup>14</sup> Noch 1837

<sup>12</sup> Humboldt an Ritter. Berlin (vor 27.06.1839). SBBPK, Handschriftenabteilung, NL Ritter, Kasten 7, Nr. 12. Die hier noch als „Büchlein“ bezeichnete *Asie centrale* erschien vier Jahre später in drei Bänden von insgesamt über 1700 Seiten Umfang.

<sup>13</sup> Alexander von Humboldt an Carl Ritter. Berlin (Frühjahr 1854). SBBPK, Handschriftenabteilung, Autogr. I / 1209.

<sup>14</sup> So die Selbstbeschreibung in einem der ersten Tätigkeitsberichte, zitiert nach: Otto Baschin. Die Gesellschaft für Erdkunde zu Berlin 1828 bis 1928. Vorgeschichte, Begründung und Entwicklung. In: Die Naturwissenschaften 16 (1928), S. 369–374, S. 370. Zur Geschichte der Gesellschaft vgl. auch: Karl Lenz. Erneuerung durch Wandel: Entwicklungsperioden in der Geschichte der Gesellschaft für Erdkunde zu Berlin. In: Die Erde. Sonderheft (2003), S. 7–16.

„Wie die Welt seit meiner Geburt lebendig geworden ist“ – Anmerkungen zum Briefwechsel zwischen Alexander von Humboldt und Carl Ritter

hatte Humboldt die Berliner geographische Gesellschaft daher süffisant als „gastronomische Gesellschaft“ bezeichnet.<sup>15</sup> Doch konnte der wissenschaftliche Anspruch der Gesellschaft für Erdkunde durch die Gründung eines eigenen Publikationsorgans im Jahr 1840 merklich angehoben werden. Nach Vorbild der Schwestergesellschaften in Paris und London wurden die „Monatsberichte über die Verhandlungen der Berliner Gesellschaft für Erdkunde“ ins Leben gerufen, die 1853 in die „Zeitschrift für allgemeine Erdkunde“ übergingen.

Ritter hatte den „Standortnachteil“ Berlins gegenüber Paris und London erkannt und versuchte, ihn in einen Vorteil umzumünzen. Für ihn sollte die wissenschaftliche Zielsetzung der Gesellschaft „in der Verallgemeinerung, Läuterung und Zusammenfassung der bei uns und anderweitig gewonnenen, auf die Erdkunde bezüglichen Resultate bestehen.“<sup>16</sup> Zwar konnten die Monatsberichte nicht mit den neuesten Entdeckungsberichten aufwarten. Doch setzten die Herausgeber – wie von Ritter gefordert – zum Einen auf die sorgfältige Durchsicht ausländischer Forschungsergebnisse, wobei sie oft zu bestimmten Themen mehrere, bereits veröffentlichte Berichte zusammenstellten, kritisch kommentierten und als Einzelartikel erneut publizierten. Zum Anderen hob sich die Zeitschrift der Gesellschaft für Erdkunde vor allem durch ihr breites Themenspektrum von ihren Gegenstücken in Paris und London ab. Die Beiträge reichten von geographiegeschichtlichen Abhandlungen über Handels- und Bevölkerungsstatistik bis hin zur Tier- und Pflanzengeographie. Entscheidend für den Erfolg dieses Zeitschriftenprojekts war ein stetiger Informationsfluss, für den zwischen 1840 und 1859 vorrangig Alexander von Humboldt sorgte, eine Tatsache, die Carl Ritter im Tätigkeitsbericht der Gesellschaft für das Jahr 1850/1851 besonders hervorhob:

*„Wir verdanken außerdem vorzüglich dem Meister unsrer Wissenschaft, Herrn Alex. v. Humboldt, aus dem fortwährend ihm von allen Seiten zufließenden Schätze neuer Forschungen, so reichliches und interessantes Material, mit dem wir unsre Monatshefte schmücken durften, daß sie schon darum eine nicht unwürdige Stellung unter ihren Geschwisterschriften einzunehmen geeignet sind, wenn schon alle officiellen Mittheilungen ihr von Regierungsbehörden gänzlich abgehen, durch welche die Zeitschriften der pariser, londoner und petersburger Gesellschaften ihren Hauptinhalt doch gewonnen haben.“<sup>17</sup>*

<sup>15</sup> Vgl. den Brief Alexander von Humboldts an Samuel Heinrich Spiker. Berlin (wohl 4.12.1837). Ingo Schwarz (Hg.): Alexander von Humboldt. Samuel Heinrich Spiker. Briefwechsel (Beiträge zur Alexander-von-Humboldt-Forschung 27). Berlin 2007, S. 123.

<sup>16</sup> Baschin (wie Anmerkung 14), S. 371.

<sup>17</sup> Carl Ritter. Siebenzehnte jährliche Übersicht der Tätigkeit der Gesellschaft v. 11. Mai 1850 bis 3. Mai 1851. In: Monatsberichte über die Verhandlungen der Gesellschaft für Erdkunde zu Berlin NF 9 (1852), S. 1–14. 3. Sperrung im Original.

Die Briefe Humboldts an Ritter sowie an die Herausgeber der Zeitschrift Thaddäus Gumprecht und Carl Neumann belegen seinen Beitrag zusätzlich. Aufsätze und Reiseberichte in Manuskriptform, mitunter bloße Zeitungsartikel, die Humboldt von Korrespondenten vor allem aus Übersee erhalten hatte, leitete er an Ritter oder die Herausgeber weiter. Meist wurde das Material umgehend unter Nennung des Lieferanten publiziert. Ein Beispiel für diese Praxis bietet ein an Ritter adressiertes Schreiben Humboldts vom 29. September 1853:

*„Aus einem Briefe an mich aus San Francisco von Mr Silas Burrows. Die Pyramide scheint nach meiner Carte nahe bei den Casas grandes der sogenannten ersten Station der Azteken am Rio Gila zu stehen.*

*Quivira ist das von den Conquistadoren oft genannte nördliche mythische Vaterland der Tulteken u[nd] Azteken, auch Azland genannt.“<sup>18</sup>*

Mit dieser formlosen Notiz übermittelte Humboldt Ausschnitte aus den kalifornischen Zeitungen San Francisco Herald und Placerville Herald, die er von dem amerikanischen Reeder und Amateurforscher Silas Enoch Burrows erhalten hatte. Die US-amerikanischen Zeitungen berichteten über die Entdeckung von Überresten präkolumbianischer Bauwerke in der Wüste Neu-Mexikos.

Humboldt hatte sich in seinen Werken mehrfach mit der Frage der Ausbreitung menschlicher Kultur über den amerikanischen Kontinent auseinandergesetzt. In seinem politischen Versuch über das Vizekönigreich Neu-Spanien hatte er sich über die südliche Wanderung der Azteken von ihrem mythischen Ursprungsland Aztlán nach Zentralamerika geäußert.<sup>19</sup> Zudem hielt er präkolumbianische Kulturkontakte zwischen Ostasien und der amerikanischen Westküste für grundsätzlich möglich, hatte aber ein abschließendes Urteil über die Wanderungsbewegungen auf dem amerikanischen Kontinent aufgrund mangelnder Untersuchungen als verfrüht bezeichnet und die Geschichtswissenschaft für die Beschäftigung mit der Urbevölkerung Amerikas für nicht zuständig erklärt.<sup>20</sup>

Durch die Weitergabe neuer Forschungsergebnisse an die Gesellschaft für Erdkunde konnte Humboldt eine fortgesetzte Diskussion über die Frühge-

<sup>18</sup> Humboldt an Ritter. Potsdam. 29.9.1853. Uniwersytet Jagielloński – Biblioteka Jagiellońska (Kra-kau), acc. ms. 1904.6.

<sup>19</sup> Alexandre de Humboldt. Essai politique sur le Royaume de la Nouvelle Espagne. Deuxième Edition. 4 Bde. Paris 1825. Bd. 2, S. 243.

<sup>20</sup> Vgl. Alexandre de Humboldt. Examen critique de l’histoire de la géographie du Nouveau Continent et des progrès de l’astronomie nautique aux quinzème et seizième siècles. 5 Bde. Paris 1836 – 1839. Bd. 2, S. 67–73. Siehe besonders S. 68f.: „Die Frage nach der Urbevölkerung von Amerika gehört nicht mehr in das Gebiet der Geschichte als die Frage über den Ursprung der Pflanzen und Tiere und die Verbreitung der organischen Keime in das Gebiet der Naturwissenschaften.“ (Hier zitiert nach der deutschen Übersetzung von Julius Ludwig Ideler (1836 – 1852) in der überarbeiteten Neuedition von Ottmar Ette: Alexander von Humboldt. Kritische Untersuchung zur Historischen Entwicklung der geographischen Kenntnisse von der Neuen Welt und den Fortschritten der nautischen Astronomie im 15. und 16. Jahrhundert. Frankfurt/Main, Leipzig 2009, S. 134).

„Wie die Welt seit meiner Geburt lebendig geworden ist“ – Anmerkungen zum Briefwechsel zwischen Alexander von Humboldt und Carl Ritter

schichte Amerikas anregen, ohne über seine bisherigen Veröffentlichungen hinausgehend selbst publizistisch in Erscheinung zu treten. Thaddäus Gumprecht arbeitete die Einsendung Humboldts zu einem geographiegeschichtlichen Aufsatz um.<sup>21</sup> Er stellte den Zeitungsausschnitten eine Einleitung voran, in der er die Überlegungen Francisco Javier Clavijeros und Humboldts über die Wanderungsbewegungen der Tolteken und Azteken referierte. Die Zeitungsartikel selbst versah der Herausgeber mit erläuternden und weiterführenden Anmerkungen. Die Frage, ob tatsächlich Azteken die Erbauer der „Casas grandes de Montezuma“ und weiterer Überreste indigener Bauwerke in den südlichen Territorien der USA waren, wurde ein Jahr später in der Zeitschrift für Erdkunde erneut aufgegriffen.<sup>22</sup> Neben einem Artikel des San Francisco Herald, den Humboldt zur Verfügung gestellt hatte, bildeten ein Ausschnitt aus dem New Yorker Daily Tribune, der den Auszug eines Vortrages John Russell Bartletts vor der New Yorker ethnologischen Gesellschaft enthielt, sowie schließlich ein Kongressbericht über eine militärische Erkundungsexpedition die Grundlage für den Aufsatz Ritters und Gumprechts.

### **Der gemeinsame Einsatz für Forschungsreisende**

Humboldts Mitarbeit an der Zeitschrift der Gesellschaft für Erdkunde war aber nur ein Teilaspekt seiner Unterstützung der Geographie in Berlin. Darüber hinaus setzte er sich erfolgreich für Forschungsreisen ein, deren wissenschaftliche Ausbeute direkt der Berliner Gesellschaft für Erdkunde und der Forschung in Preußen zugute kommen sollte. Insbesondere die Unterstützung Humboldts für zwei große Reisen lässt sich anhand seiner Briefe an Ritter sehr gut rekonstruieren: Neben der Himalaya-Expedition der Gebrüder Schlagintweit (1854 – 1857) handelt es sich um die Afrika-Reise Heinrich Barths (1850 – 1855). Beide Expeditionen fanden im Auftrag staatlicher Stellen in Großbritannien statt und wurden von der Gesellschaft für Erdkunde sowie vom preußischen König Friedrich Wilhelm IV. finanziell unterstützt. Auf die afrikanische Forschungsreise Heinrich Barths soll im Folgenden etwas näher eingegangen werden.

Die britische Regierung rüstete 1849 eine Expedition aus, auf der die Handelsrouten Zentralafrikas erkundet werden sollten. Da in Großbritannien kein geeigneter Afrikanist zu finden war, der eine Forschungsreise zur Untersuchung der innerafrikanischen Handelswege begleiten konnte, empfahlen der aus Deutschland stammende Kartograph August Petermann und der preußische

<sup>21</sup> Thaddäus Gumprecht. Altamerikanische Denkmäler am Coloradostrom in Nord-Amerika. In: Zeitschrift für allgemeine Erdkunde 1 (1853), S. 310–318.

<sup>22</sup> Thaddäus Gumprecht/Carl Ritter. Die architectonischen Monumente des westlichen Nord-Amerika. In: Zeitschrift für allgemeine Erdkunde 3 (1854), S. 135–165.

Gesandte Christian Carl Josias Bunsen den Ritter-Schüler Heinrich Barth.<sup>23</sup> Humboldts großes Verdienst bestand darin, dass er durch die Nähe zu König Friedrich Wilhelm IV. und dank der fast freundschaftlichen Verbundenheit mit Bunsen eine dauerhafte preußische Unterstützung Barths sicherte und zugleich als Kontaktperson zwischen den staatlichen Instanzen und der Gesellschaft für Erdkunde fungierte.

Von Beginn an sah Humboldt das Hauptproblem in der dauerhaften Finanzierung dieser mehrjährigen Reise. Bereits 1849 beschloss die Gesellschaft für Erdkunde mit Zustimmung Humboldts, einen ersten Grundbetrag für Barth und dessen Begleiter Adolf Overweg bereitzustellen. Doch blieb Humboldt zunächst skeptisch: „*Ich gestehe Ihnen, dass ich an der Ausführbarkeit der Unternehmung vollkommen zweifle. Wo sollen für zwei Jahr 400 Pf[und] St[erling] = 2800 r[eichstaler] herkommen?*“<sup>24</sup> Die Briefe an Ritter aus den Jahren 1850 bis 1855 belegen dann, wie geschickt Humboldt seine Verbindungen nutzte, um der afrikanischen Reise die nötige dauerhafte Aufmerksamkeit von staatlicher Seite zu garantieren. Gegenüber dem oft auch in weit wichtigeren Fragen zaudernden König musste Humboldt sein gesamtes diplomatisches Geschick aufwenden. Dies schildert er in einem Brief an Ritter:

„*Wie Sie wünschte ich jene 1000 r[eichstaler] zur bestimmten Zeit [zu] schaffen, aber aus des Königs Chatulle, zu jeziger aufgeregter Zeit und für eine noch nicht eingetretene Epoche (Nahe dem See Tshad) weiss ich schlechterdings als Geschäft (und darin gehen doch alle Geldsachen aus) in keine Förmlichkeit zu bringen. Ich glaube Bunsen erlangte allein die 1000 r[eichstaler] vom König durch einfache Ueberraschung, wenn er, sobald einmal eine Nachricht von dem Fortschreiten unserer Wanderer in England ankommt, dem König schriebe „berechtigen Sie mich wegen der Nilquelle Entdeckung (da Palmers[ton] nichts mehr geben wird) hier 1000 r[eichstaler] aufzunehmen und sicher nachzuschicken.“ Das kann den König zu einem raschen Entschlusse reizen[,] alles was man hier sagt, fällt ins Ungewisse, vague, zukünftige, unpractische.“*<sup>25</sup>

Diese Briefstelle zeigt Humboldt als Kenner des königlichen Charakters: Es galt, die geographische Neugier des vielseitig interessierten Monarchen zu reizen und zugleich, den wankelmütigen Souverän unter Zugzwang zu setzen.

<sup>23</sup> Zu Heinrich Barths Afrikareise siehe vor allem den Band: Heinrich Barth. Ein Forscher in Afrika. Leben – Werk – Leistung. Eine Sammlung von Beiträgen zum 100. Todestag am 25. November 1965. Herausgegeben von Heinrich Schiffers. Wiesbaden 1967. Zur Förderung Barths durch Humboldt und Ritter siehe: Gerhard Engelmann. Heinrich Barth in Berlin. Ebenda, S. 108–147.

<sup>24</sup> Alexander von Humboldt an Carl Ritter. Berlin (nach 8.12.1849). SBBPK, Handschriftenabteilung, Nachlass Carl Ritter, Kasten 7, Nr. 26

<sup>25</sup> Alexander von Humboldt an Carl Ritter. Berlin. 12.6.1850. SBBPK, Handschriftenabteilung, Nachlass Carl Ritter, Kasten 7, Nr. 29. Hervorhebung im Original.

„Wie die Welt seit meiner Geburt lebendig geworden ist“ – Anmerkungen zum Briefwechsel zwischen Alexander von Humboldt und Carl Ritter

Ungefähr drei Monate darauf schritt Humboldt zur Tat. Er hatte den Gesandten Bunsen gebeten:

„[...] er müsse hieher schreiben, er habe jetzt eine letzte Gelegenheit bis 15 October Geld über Tripolis und Murzuk nach Bornou an den mit England sehr befreundeten Scheik zu senden... Er wolle bloss die Erlaubniss haben 1000 r[eichstaler] aus der Legations-Casse nehmen zu dürfen, die im Winter aus der Kön[iglichen] Chatulle ersetzt werden. Das Strategem (und das factum der Sendung ist wahr) ist vollkommen geglückt. Bunsen hat den 23 Sept[ember] geschrieben und gestern in einem sehr kurzen Gespräche habe ich mistrauisch auf die eigene, vielleicht zufällig verzögerte Antwort des vortreflichen Monarchen, mir die Erlaubniss ausgewirkt, den Befehl selbst an Bunsen zu schreiben. Das ist denn schon gestern Abend von mir geschehen. Die Lage der Reisenden wird nun am See Tschad ankommend ganz erträglich sein.“<sup>26</sup>

Humboldt hielt das Interesse des Königs an der Reise Barths wach, indem er Briefe, die er von dem Reisenden erhalten hatte, am abendlichen Teetisch des Königspaars vorlas. Im Frühjahr 1854 erhielt Ritter einen Brief Barths mit folgenden Worten aus Humboldts Feder:

„Ich eile, theurer Freund, Ihnen den Schatz wieder zu erstatten. Ich habe dem König vor einer Stunde den Brief aus Timbuctu vorgelesen, der ihn mehr, als alle Dardanellen interessirt und auch aufgeheitert hat; denn man hatte ihn heute durch Minister-Conseil und Vorträge übermässig ermüdet. Er hat mir aufgetragen, Ihnen sehr für die Mittheilung zu danken.“<sup>27</sup>

Die beständige Lobbyarbeit Humboldts für Forschungsreisende durchzieht die Korrespondenz mit Ritter wie ein Leitmotiv. Stets war es Humboldts Hauptanliegen, den Reisenden in den Monatsberichten bzw. der Zeitschrift für allgemeine Erdkunde durch Druck ihrer Briefe und Berichte ein öffentliches wissenschaftliches Forum zu schaffen. Gegenüber Ritter rechtfertigte er dieses Anliegen bereits 1843: „Ein sehr harmloses Mittel Reisende zu erfreuen und aufzumuntern ist die Ueberzeugung, dass man im Vaterlande sie schätzt und mit ihnen beschäftigt ist.“<sup>28</sup>

Diese Förderungsarbeit führte dazu, dass zahlreiche Reisende Humboldt als ihre Kontaktadresse in Berlin in Anspruch nahmen und, zum Teil von Humboldt ermutigt, zum Teil unaufgefordert, Forschungsergebnisse und Reiseberichte einsandten. Oft wissen wir nur durch die Briefe solcher Reisender, die

<sup>26</sup> Alexander von Humboldt an Carl Ritter. Berlin (nach 23.9.1850). SBBPK, Handschriftenabteilung, Nachlass Carl Ritter, Kasten 7, Nr. 27.

<sup>27</sup> Alexander von Humboldt an Carl Ritter. Berlin (nach 28.3.1854). Sammlung Fries (Privatbesitz), Nr. 12.

<sup>28</sup> Alexander von Humboldt an Carl Ritter. Berlin (November 1843 oder 1844). SBBPK, Handschriftenabteilung, Nachlass Carl Ritter, Kasten 7, Nr. 21.

Humboldt an Ritter weiterleitete, über die näheren Umstände ihrer Unternehmungen. Im Herbst 1837 erhielt Humboldt einen Brief des preußischen Offiziers Albo von Katte aus Alexandria, der auf eigene Faust die arabische Halbinsel bereist hatte.<sup>29</sup> Humboldt forderte Ritter auf, aus diesem Schreiben in der Gesellschaft für Erdkunde vorzutragen, allerdings vor allem „zur Freude der hiesigen Verwandten“. In einer Nachschrift sinnierte Humboldt halb ernst, halb ironisch:

„Wie die Welt seit meiner Geburt lebendig geworden ist, jetzt märkische Sand-Rüben-Cavaliere in Mocha!!“<sup>30</sup>

### Das Projekt eines interozeanischen Kanals

Sowohl Humboldt als auch Ritter strebten die Gesamtschau als Ideal wissenschaftlicher Betrachtungsweise an. Humboldt stellt im Kosmos den Begriff des „Naturganzen“ vor, das der Mensch als Kulturwesen auf den verschiedenen Stufen der Zivilisation durch die Naturwissenschaften und Künste intellektuell vertieft erfahren könne.<sup>31</sup> Auch Ritter thematisiert die Wandelbarkeit der Naturanschauung als zivilisatorisches Kontinuum. Ritter beschränkt seine Überlegungen jedoch auf den Raum. In seiner Akademierede „Über das historische Element in der geographischen Wissenschaft“ von 1833<sup>32</sup>, deren Druckfassung Humboldt in einem Brief an Ritter 1834 als „schönen und tiefgedachten Aufsatz“ bezeichnet,<sup>33</sup> legt Ritter dar, dass die Räume „in ihren Relationen zum Erdball“, „als Wohnhaus des Menschengeschlechts“ nicht unwandelbar seien, sondern dass sich „ihre relativen Werthe“ ständig veränderten.<sup>34</sup>

Ritter führt in seiner Akademierede ein Beispiel auf, das er Humboldt entlehnt: Der Mensch schaffe sich ständig neue Organe, das heißt Instrumente, durch welche seine mangelhafte Sichtweise verändert und seine Kenntnis von der Welt erweitert würde und damit die „erfüllten Räume der Planetenrinde sich in der That in ein dem bisherigen verschiedenes Verhältniß dieses Wohn-

<sup>29</sup> Vgl. die Abschrift eines Briefes Albo von Kattes an seine Familie. Mokka. 24.7.1838. SBBPK, Handschriftenabteilung, Nachlass Carl Ritter, Kasten 3, Nr. 25/26.

<sup>30</sup> Alexander von Humboldt an Carl Ritter Berlin (nach 24.7.1836). Sammlung Fries (Privatbesitz), Nr. 68b.

<sup>31</sup> Vgl. Alexander von Humboldt. Kosmos. Entwurf einer physischen Weltbeschreibung. Bd. 2. Stuttgart, Tübingen 1847.

<sup>32</sup> Im Folgenden zitiert nach: Carl Ritter. Einleitung zur allgemeinen vergleichenden Geographie, und Abhandlungen zur Begründung einer mehr wissenschaftlichen Behandlung der Erdkunde. Berlin 1852. S. 152–182.

<sup>33</sup> Alexander von Humboldt an Carl Ritter. Berlin (vor 28.6.1834). Sammlung Fries (Privatbesitz), Nr. 18.

<sup>34</sup> Ebenda, S. 159.

„Wie die Welt seit meiner Geburt lebendig geworden ist“ – Anmerkungen zum Briefwechsel zwischen Alexander von Humboldt und Carl Ritter

*platzes zum Menschen stellen.*<sup>35</sup> Ritter führt Beispiele aus dem Humboldtschen Forschungskatalog auf, die eine solche Wandlung hervorrufen: Astronomische Ortsbestimmungen, Messung der Meeresströmungen und des Erdmagnetismus sowie geologische Erkundungen.

Hinzu tritt nach Ritter das aktive Eingreifen menschlicher Kultur in die Natur, beispielsweise durch den Bau von Kanälen sowie die Fortschritte in Schifffahrt und Kommunikation, welche die Bedeutung der Welträume und ihr Verhältnis untereinander verändern würden. Ritter macht das am Beispiel der Schiffsverbindungen zwischen Asien und Europa deutlich: Ein Schiff benötigte 1833 im Durchschnitt nur noch 121 Tage für die Fahrt von London nach Bombay.<sup>36</sup> Auch Humboldt setzte sich seit seiner Amerikareise mit jener Veränderung der Welträume durch Handel und Verkehr auseinander. Anhand seiner Briefe an Ritter aus den 1840er und 1850er Jahren können wir das Schrumpfen der Distanzen zwischen den Erdteilen direkt nachvollziehen. So leitet er 1849 Briefe des Botanikers Joseph Hooker aus Darjeeling an Ritter weiter und fügt hinzu: „...*sie sind von der Grenze von Tibet über Marseille bis Potsdam wieder in 52 Tagen angekommen.*“<sup>37</sup> Sechs Jahre später schreibt Humboldt nach Erhalt eines weiteren Briefes aus Asien: „...*ich übermache Ihnen, mein edler Freund, und bitte Sie mir nicht wieder zu schicken, was ich in 50 Tagen aus China erhalten habe [...]. Der Brief aus Macao von 13 April war hier über Marseille 2 Juni!*“<sup>38</sup> Und wiederum nur ein Jahr später, am 2. November 1856, sandte er ein Schreiben an Ritter, das er von Samuel Morse erhalten hatte:

*„Ich sende Ihnen als Geschenk von mir die 25 F[uß] lange Darstellung des Meeresbodens von Neufundland bis Irland mit einem Briefe von dem Telegraphen Morse u[nd] Gewissheit dass in weniger als ein Jahr man in wenigen Minuten Nachricht von St Louis am Missouri in Potsdam haben wird. Bald davon eine Nachricht in dem Journale zu geben.“*<sup>39</sup>

Eine fortgesetzte Beschleunigung des Weltverkehrs versprach sich Ritter von einem interozeanischen Kanal auf dem mittelamerikanischen Isthmus. In seiner

---

<sup>35</sup> Ebenda. Diese Instrument/Organ-Metapher verwendet Humboldt bereits in seinen Kosmosvorträgen (vgl. Alexander von Humboldt über das Universum. Die Kosmosvorträge 1827/1828 in der Berliner Singakademie. Herausgegeben von Jürgen Hamel und Klaus-Harro Tiemann. Frankfurt/Main, Leipzig 1993, S. 170). Für diesen Hinweis danke ich meiner Kollegin Romy Werther.

<sup>36</sup> Ritter. Über das historische Element (wie Anmerkung 32), S. 169.

<sup>37</sup> Alexander von Humboldt an Carl Ritter. Potsdam. 30.6.1849. Goethe- und Schiller-Archiv Weimar. Varia II, Nr. 4.

<sup>38</sup> Alexander von Humboldt an Carl Ritter. Berlin (8.6.1855). SBBPK, Handschriftenabteilung, Nachlass Carl Ritter, Kasten 7, Nr. 67. Hervorhebungen im Original.

<sup>39</sup> Alexander von Humboldt an Carl Ritter. Berlin. 2.11.1856. SBBPK, Handschriftenabteilung, Nachlass Carl Ritter, Kasten 7, Nr. 52.

Akademierede „Über das historische Element in der geographischen Wissenschaft“ sagt er:

„[Der maritime Kontakt Europas] würde nach einer Durchbrechung der Landenge von Panama noch mannichfaltiger, hinsichtlich der Weltstellung noch merkwürdiger sein, weil, wie schon A. v. Humboldt nachwies, dann die Ostküsten Asiens dem atlantischen Gestadelande der europäischen Civilisation, oder der ganzen Westhälfte Europa's, noch um 1500 geogr[aphische] Meilen, das ist um ein Viertheil des Erdumfangs, näher gerückt und in directen Verkehr gesetzt werden würden [...]“<sup>40</sup>

Wie von Ritter angedeutet, hatte Humboldt bereits in seinem Reisewerk auf die Durchführbarkeit eines solchen Projektes hingewiesen: Die heraufziehende weltökonomische Bedeutung der nordamerikanischen Freistaaten rücke einen interozeanischen Kanal in greifbare Nähe.<sup>41</sup>

Den kalifornischen Goldrausch und die Besitznahme Kaliforniens durch die Vereinigten Staaten, die eine kurze Verbindung zwischen der Ost- und Westküste des Kontinents noch dringlicher erscheinen ließen, nahm Humboldt zum Anlass, um in die dritte Auflage seiner „Ansichten der Natur“ von 1849 eine längere Fußnote über den mittelamerikanischen Isthmus einzurücken.<sup>42</sup> Ausgehend von historischen Betrachtungen, forderte Humboldt eine eingehende Vermessung der Meerenge, um die prinzipielle Durchführbarkeit zu beweisen und den idealen Verbindungsweg festzustellen. Humboldt ließ diesen Aufruf in den Vereinigten Staaten verbreiten.<sup>43</sup>

In Nordamerika und Großbritannien bereits zum wissenschaftlichen Gewährsmann für die Durchführbarkeit des Kanalprojektes geworden, machte Humboldt auch in Berlin seinen Einfluss geltend.

Die in den Jahren 1856 und 1857 verfassten Briefe Humboldts an Ritter dokumentieren, welchen Einfluss Humboldt auf die Themensetzung der Zeitschrift für allgemeine Erdkunde auch hinsichtlich der Kanalprojekte nahm. Artikel, Karten, ja einfache Zeitungsausschnitte, die er aus Nordamerika und Großbritannien zu diesem Thema erhielt, leitete Humboldt umgehend an Ritter weiter, der sie zu Artikeln in der Zeitschrift umarbeiten ließ. Im Frühjahr 1856 kommentierte Humboldt eine solche Sendung mit den Worten:

<sup>40</sup> Ritter. Über das historische Element (wie Anmerkung 32), S. 173f.

<sup>41</sup> Vgl. zum Beispiel Humboldt. *Essai politique* (wie Anmerkung 19), Bd. 1, S. 204.

<sup>42</sup> Alexander von Humboldt. *Ansichten der Natur*, mit wissenschaftlichen Erläuterungen. Dritte verbesserte und vermehrte Auflage. 2 Bde. Stuttgart, Tübingen 1849, Bd. 2, S. 387–393.

<sup>43</sup> Extract of a Letter from Baron Alexander von Humboldt to Dr. T.G. Flugel, at Leipsic [translated from the German.]. *Daily National Intelligencer* (Washington, DC). 14.6.1850. Diesem Artikel war ein Ausschnitt aus der betreffenden Fußnote nach der englischen Ausgabe angefügt (Vgl. *Aspects of Nature, in Different Lands and Different Climates; with Scientific Elucidations*. By Alexander von Humboldt. Translated by Mrs. Sabine. 2 Bde. London 1849. Bd. 2, S. 319–23).

„Wie die Welt seit meiner Geburt lebendig geworden ist“ – Anmerkungen zum Briefwechsel zwischen Alexander von Humboldt und Carl Ritter

„Wenn ich berechne, mein theurer Freund und Meister, was mich seit 30 – 40 Jahren die Correspondenz über die amerikanische Canal Verbindung kostet, so würde ich selbst zum Canalbau schon ansehnlich haben beitragen können.“<sup>44</sup>

So ging eine große Mittelamerika-Karte, die Heinrich Kiepert für die Zeitschrift anfertigte und in der die damals diskutierten möglichen Kanalrouten eingetragen waren, auf die Anregung Humboldts gegenüber Ritter zurück.<sup>45</sup> Das gleiche galt für eine Artikelserie des Herausgebers Carl Neumann zum selben Thema.<sup>46</sup> Humboldt scheute sich nicht, die ihm wichtig erscheinende geographische Literatur zu sichten und sogar eine Liste der relevanten Stellen einschließlich Seitenzahlen anzufertigen – „ich habe alles vorbereitet“ schrieb er Neumann stolz.<sup>47</sup>

Neben den eben genannten Themenfeldern diskutierten Humboldt und Ritter in ihrer Korrespondenz weitere Forschungsprobleme, die nicht zuletzt auch eine größere Öffentlichkeit beschäftigten: Dazu gehörten die Entdeckung schneebedeckter Berge in Ostafrika und die Erforschung der Nilquellen ebenso wie die Suche nach der Nordwestpassage oder die Aufklärung des Schicksals der vermissten Arktisexpedition Sir John Franklins. Der Briefwechsel zwischen Humboldt und Ritter stellt somit eine wichtige Quelle zur Rezeption weltweiter geographischer Forschung in Preußen während des zweiten Drittels des 19. Jahrhunderts dar.

---

<sup>44</sup> Alexander von Humboldt an Carl Ritter, Berlin (nach 25.3.1856) Sammlung Fries (Privatbesitz), Nr. 46.

<sup>45</sup> Vgl. Alexander von Humboldt an Carl Ritter, Berlin (nach 31.1.1856). SBBPK, Handschriftenabteilung, Nachlass Carl Ritter, Kasten 7, Nr. 54 sowie: Heinrich Kiepert. Übersicht der Hauptverbindungswege des Atlantischen und Stillen Oceans durch Central-America. In: Zeitschrift für allgemeine Erdkunde NF 2 (1857). Tafel IV.

<sup>46</sup> Carl Neumann. Übersicht der Projecte einer interoceanischen Canal-Verbindung durch den mittel-amerikanischen Isthmus. In: Zeitschrift für allgemeine Erdkunde NF 2 (1857), S. 235–253, S. 434–461, S. 518–563.

<sup>47</sup> Alexander von Humboldt an Carl Neumann (Dezember 1856). Biblioteka Uniwersytecka we Wrocławiu (Breslau), Nachlass Carl Neumann. Humboldt, Nr. 1.



# **Ein Kulturprojekt von nationalem Rang: Das Humboldt-Forum in Berlin – ein Schloss für die Künste und Kulturen der Welt**

von WILHELM VON BODDIEN

Nach jahrzehntelanger, heftiger Debatte sind in Berlin die Würfel gefallen: Das nach schweren Kriegsschäden aus ideologischen Gründen gesprengte Schloss im Zentrum der Stadt wird wieder aufgebaut. Ein ungewöhnliches Nutzungskonzept für das Schloss brachte im Jahr 2002 den Durchbruch:

Als „Humboldt-Forum“ beherbergt es die außereuropäischen Künste und macht Berlins Mitte zusammen mit der europäischen Kunst und der Antike gewidmeten Museumsinsel, der wissenschaftlichen Ausstellung der Humboldt-Universität und einer Bibliothek zu einem einzigartigen Ort der Weltkunst, der Weltkultur und der Wissenschaften. Die deutsche Hauptstadt Berlin stellt damit ihre bedeutendste Fläche dem Kennenlernen und dem Dialog der Völker der Welt zu Verfügung. Im Zeitalter der Globalisierung ist dies eine große Geste, mit der Deutschland sich als Teil der internationalen Völkergemeinschaft versteht und in sie einbringt.

Das allen Bürgern dienende Haus, mit einer Vielzahl von unterschiedlichsten Veranstaltungen, wird zum Erlebnisort bester Tradition, ein Haus, in dem die Lichter nicht ausgehen, anspruchsvoll und doch auch heiter. Es wird dem politischen, kulturellen und gesellschaftlichen Dialog mit seinen Räumen ebenso dienen wie dem Vergnügen an der Schönheit der Weltkünste und dem Verstehenlernen der Andersartigkeit ferner Kulturen in Bild, Schrift und Ton. Offen für jedermann, wird es so zum vielseitigen, aber nicht beliebigen Treffpunkt aller Berliner und der Gäste der Stadt: Die grundlegenden Erkenntnisse aus den Forschungen und Impulsen der Gebrüder Wilhelm und Alexander von Humboldt im 19. Jh. für unsere Bildungslandschaft setzen den Maßstab für den an das Forum zu stellenden, hohen Anspruch.

## **Die Bedeutung des Schlosses für Berlin**

Das Berliner Schloss, am Ende des Prachtboulevards Unter den Linden gelegen, war der Mittelpunkt der Stadt, Gravitationszentrum und Kristallisationspunkt jedweder Architektur seines Umfeldes. Wolf Jobst Siedler schrieb: „*Das Schloss lag nicht in Berlin, Berlin war das Schloss*“. 1443 zunächst als Burg, die „Zwing Cölln“ am Westufer der Spree in der Doppelstadt Berlin-Cölln am wichtigen Ost-West-Handelsweg gegründet, war schon damals sein Bau in Berlin höchst umstritten: Die Hansestadt Berlin dachte gar nicht daran, sich den

zuvor vom Kaiser mit der Mark Brandenburg als Kurfürsten belehnten Hohenzollern zu unterwerfen. Im Gegenteil: Ein (erfolgloser) Aufstand der Bürger 1448 gegen den Bau ging in die Geschichte als „Berliner Unwille“ ein. Danach arrangierte man sich. Ohne sich dabei zu sehr anzunähern, verstanden die Berliner es doch rasch, aus der neuen Situation ihren Nutzen zu ziehen und eine gewisse innere Unabhängigkeit dennoch zu bewahren. Berlin wäre wohl noch heute eine märkische Mittelstadt, hätten die Hohenzollern die Stadt nicht zu ihrer festen Residenz gemacht, nachdem sie über viele Jahre auf Wanderresidenzen angewiesen waren, wie Havelberg, Brandenburg, Potsdam und andere mehr.

Das Bild des bis zum 18. Jh. immer wieder umgestalteten und vergrößerten Schlosses steht für diese unglaubliche Entwicklung Berlins zur Metropole. Erst seine letzte barocke Erweiterung, ja Verdoppelung unter Kurfürst Friedrich III., dem späteren König Friedrich I. in Preußen, durch Andreas Schlüter und Johann Friedrich Eosander, gen. von Göthe, von 1699 bis 1716 gab ihm seine endgültige, bis 1950 unveränderte äußere, riesige Gestalt, wenn man einmal von der um 1850 auf den Westflügel aufgesetzten Schlosskapelle mit der darüber liegenden Kuppel absieht, siehe Abbildung 1.

Um diesen wichtigsten Profanbau der Stadt herum entwickelte sich Berlin wie die Jahresringe eines Baumes um seinen Kern. An dem Bild des Schlosses orientierten sich die noch heute existierenden, von den besten Architekten Preußens entworfenen historischen Bauten, wie das Zeughaus, der neobarocke Dom, die Museumsbauten der Schlossinsel, die Staatsoper, die Universität oder auch die Dome und das Schauspielhaus am Gendarmenmarkt. Sie standen in einem intensiven Dialog mit dem Schloss. Zusammen bildeten sie ein Architekturensemble von Weltrang, in den Kunstgeschichten der Welt als „Gesamtkunstwerk Berlin“ gepriesen, von den Berlinern liebevoll „Spreeathen“ genannt. Besonders zwei Bauten sind ohne das Schloss nicht denkbar:

Das Brandenburger Tor wurde von Friedrich Wilhelm II. als „Propylon zu seiner Burg“ in Auftrag gegeben, und folgerichtig erhielt es von Langhans die Gestalt der Propyläen, dem Tor zur Akropolis des antiken Athen. Es bestimmt den Vordergrund auf Abbildung 2.

Diese Stadt, Sitz der ältesten Demokratie überhaupt, inspirierte Karl Friedrich Schinkel beim Bau des gegenüber dem Schloss am Lustgarten liegenden Alten Museums. Schinkel verstand sich als Architekt der preußischen Aufklärung, deren Väter, wie Kant, Stein und Hardenberg, Bülow und Scharnhorst, die Gebrüder Humboldt u.a.m., damals schon die geistige Grundlage auch für unsere heutige Demokratie legten. Als demokratischen Kontrapunkt zur feudalen Barockfassade des Schlosses aus der Zeit des preußischen Absolutismus erbaute er das Museum in der Gestalt einer der Seitenwände der antiken Agora Athens gegenüber dem Schloss. Er schuf so einen architektonischen Span-

nungsbogen im Zentrum Berlins, der erst mit der Beseitigung des Schlosses unsichtbar wurde: Ohne die Gestalt des Schlosses gegenüber wäre Schinkels Meisterwerk in seiner Bedeutung unverständlich und ohne Aussage.

Schinkel wollte mit diesem ersten Museumsbau Deutschlands den Anfang für eine „Freistätte für Kunst und Wissenschaft“ setzen, die er auf der nördlichen Schlossinsel im Auftrag des Königs geplant hatte – animiert auch von den Humboldts. Welch ein Grund mehr, diese Idee aus der Zeit der Aufklärung heute zu übernehmen und als Humboldt-Forum für die Herausforderungen unserer Zeit weiter zu entwickeln.

Schinkel äußerte sich damals in seinen Schriften zur Bedeutung des Berliner Schlosses und zum Bau seines Museums. Es sind Feststellungen von Bedeutung, die von den Schinkeljüngern unter den Architekten der Moderne und Schlossgegnern gern übersehen werden. Diese negieren die Bedeutung des Schlosses für die Architekturgeschichte Berlins und nehmen ihn als Urvater der Moderne in Anspruch. Gleichzeitig ignorieren sie seinen hohen Respekt vor der Leistung Schlüters. Wie selbstverständlich fordern sie den Wiederaufbau der ebenfalls abgerissenen Schinkelschen Bauakademie vis à vis vom Schloss, als ob diese nicht auch einer ansonsten von ihnen am Beispiel des Schlosses so heftig bekämpften Kopie eines verlorenen Originals gleich käme. Schinkel schrieb:

*„Das Schloss wird allgemein angesehen als ein Denkmal (...), welches in seiner Würde und Pracht (...) den ersten Gebäuden Europas in jeder Hinsicht gleichgestellt werden kann. Als ein solches Denkmal ist es unantastbar, und es wird Pflicht des Staates, es wenigstens in seinem dermaligen Zustande der Nachwelt zu überliefern, – wenigstens! – (...). In architektonischer Hinsicht muss unsere Zeit demütig das Talent unseres großen Künstlers und Landsmannes Schlüter anerkennen und gutheißen, was ein solcher Meister geordnet.“*

Und zur Gestalt des Museums äußerte er sich:

*„Der Platz, auf welchem das Gebäude stehen soll, ist als der Hauptplatz in Berlin etwas Ausgezeichnetes. Man hat sich wohl vorzusehen: Nicht statt des Einfachen und Großartigen, das Dürftige hinzustellen und diesen Hauptplatz, statt ihn zu verschönern, zu verunzieren.“*

In der Zeit des Kaiserreichs wurde der Schinkel-Dom abgebrochen, und an seine Stelle trat 1905 am Lustgarten der protzige und nun doch auch wieder zum Denkmal seiner Zeit gewordene Kaiserdom, heute eine der Hauptattraktionen für die Besucher der Stadt.

Nach der Revolution 1918, bei der die Hohenzollern abdankten und Deutschland zum ersten Mal ein demokratischer Staat wurde, wenn auch nur für kurze Zeit bis zum Beginn des verheerenden, nationalsozialistischen 3. Reichs, wurde

das Schloss zum Niemandsland. Von verschiedensten Institutionen genutzt, vom Gewerkschaftsbund, der Humboldt-Gesellschaft, der Kaiser-Wilhelm Gesellschaft (heute Max-Planck-Gesellschaft) bis hin zu einer Mensa für Studenten der nahegelegenen Universität, wurden Dutzende unterschiedlichster Einrichtungen in dem Riesenbau vorläufig untergebracht. Alle diese Nutzer waren wohl unverdächtig, kaisertreu zu sein, bezogen und nutzten doch gern das Schloss, ein Beweis für die Wandlungsfähigkeit solcher Universalbauten, wie man auch am Beispiel der Kaiserschlösser in anderen Metropolen sieht, der Eremitage in St. Petersburg, der Hofburg in Wien oder dem Louvre in Paris. Das Museum für Kunst- und Gewerbe nutzte die ehemaligen Prunkräume. Das Berliner Schloss war also seit 1918 ein völlig unpolitischer Bau.

Die Nationalsozialisten mieden das Schloss, Hitler soll es niemals betreten haben.

Im Zweiten Weltkrieg wurde der Riesenbau im Februar 1945 schwer zerstört und brannte vier Tage lang fast vollständig aus. Dennoch war seine Substanz besser erhalten als das schon 1943 ebenfalls zerstörte Schloss Charlottenburg, dem man die schweren Kriegsschäden heute nicht mehr ansieht. Das Berliner Schloss musste dennoch politischer Willkür weichen. Walter Ulbricht, Generalsekretär der SED und oberster Machthaber der DDR, befahl 1950 seine Sprengung zugunsten eines riesigen Aufmarschplatzes. Heftige Proteste regten sich dagegen, hier nur zwei Beispiele dafür:

*„Mit der Sprengung des Schlosses bricht das ganze alte Berlin zusammen.“*  
(Margarete Kühn, später Retterin und Direktorin des Schlosses Charlottenburg).

*„Was hier geschieht, ist kaltblütiger Mord. Man wird der Stadt einen neuen Namen geben müssen!“*  
(Walter Stengel, Direktor des Märkischen Museums, Berlin).

Die zahlreichen Proteste blieben erfolglos. Im Mai 1951 wurde der gewaltige Aufmarschplatz mit einer ersten Großdemonstration auf dem Gelände des abgerissenen Schlosses eingeweiht. Seitdem leidet die Stadt an dieser Stelle an Phantomschmerzen, bis heute.

*„Die Linden sind wie ein Witz ohne Pointe.“*  
(Richard Schröder, Theologe und ehem. Vorsitzender der SPD-Fraktion der 1990 frei gewählten Volkskammer der DDR).

Die wichtigsten, auf das Schloss in ihrer Architektur bezogenen historischen Bauten des Zentrums wurden von der DDR wieder aufgebaut, fanden aber in dem Aufmarschplatz und dem Palast der Republik keinen Bezugspunkt mehr.

Das Schloss war bald nach seiner Vernichtung weitgehend vergessen, prägte doch nun die DDR mit ihren Herrschaftsbauten das alte Zentrum. In Westberlin erarbeitete eine Gruppe von Kunst- und Architekturhistorikern, die sog.

„Schlossmonographie“ (Schlomo), im Auftrag der Deutschen Forschungsgemeinschaft den Nekrolog des Schlosses. Es sollte doch zumindest schriftlich für die Geschichte der Stadt eine letzte Würdigung erfahren. Jedoch: Niemand interessierte sich für die Arbeiten. So kamen sie erst Jahre nach der Wiedervereinigung zur entsprechenden Publikation.

## **Die Wiederaufbaudebatte**

Der nun endgültig beschlossene Wiederaufbau des Schlosses geht auf eine Initiative des Fördervereins Berliner Schloss und seiner Freunde im Jahr 1993 zurück, der damals – ausschließlich privat finanziert – mit der Errichtung einer 1:1 Schlosssimulation am originalen Standort Furore machte. Er griff damit in die Planung zur künftigen Gestaltung des nun Spreeinsel genannten Geländes ein, für die die Bundesregierung und der Berliner Senat einen Strukturwettbewerb ausgelobt hatten: Im Spreeinsel-Wettbewerb sollte die Gestalt der künftigen Bebauung festgelegt werden, also die Anlage von Straßen und Plätzen sowie die Kubaturen der zu errichtenden Gebäude – und wie dabei mit den Großbauten aus der DDR-Zeit zu verfahren wäre. Dies war der äußere Anlass für uns, mit der Simulation das Schloss aus der fast völligen Vergessenheit zurück zu holen und seinen Wiederaufbau in die aufkommende Architekturdebatte einzubringen. An dem Wettbewerb beteiligten sich damals über 1000 Architekten und Stadtplaner.

Die Skepsis war groß, ob es überhaupt Sinn mache, dieses nun einmal beseitigte Gebäude wieder zu errichten. Auch dass es das Schloss der preußischen Könige und Kaiser war, wurde immer wieder in die Debatte eingeworfen, so etwas passe nicht in die moderne Zeit, schließlich sei die Monarchie doch abgeschafft worden. In einem Schloss könne doch nur ein König wohnen (Stefan Heym). Außerdem stand noch der Palast der Republik auf dem Grundstück des Schlosses.

Mit der Errichtung der Simulation kehrte das Schloss jedoch eindringlich in die Erinnerung zurück. Die Wiederaufbauidee begeisterte immer mehr Menschen, und schließlich stand es überraschend gleichberechtigt neben den Alternativen in moderner Architektur oder dem Um- und Weiterbau des Palastes der Republik in der nun aufkommenden Diskussion darüber, was hier gut für die Mitte der Stadt sei. Ein erster Erfolg unserer Anstrengungen stellte sich ein: Die Jury des Spreeinselwettbewerbs entschied sich bei der Vergabe der drei ersten Plätze für Entwürfe, die die Kubatur des Schlosses am originalen Standort wieder vorsahen. Ohne die Installation der Schloss-Simulation mit ihrer hohen Suggestionskraft wäre dieses Ergebnis wohl kaum erreicht worden. Obwohl nur eine Attrappe aus einem Riesengerüst, behängt mit Plänen, auf die das

Bild des Schlosses gemalt war, stellte die Simulation das alte, vielen Menschen noch vertraute Gefüge der Stadt wieder her.

*„Berlin sieht wieder so aus, als wäre hier nie etwas anderes gewesen!“*  
(Marianne von Weizsäcker).

Es ging uns bei unserem Beitrag zu einem möglichen Wiederaufbau des Schlosses also mehr um die Rehabilitation des historischen Ensembles der Mitte Berlins als nur um das Schloss als Solitär. Hätte es z.B. am Alexander- oder dem Potsdamer Platz gestanden, wo die Abrisswut nach dem Krieg tabula rasa machte und praktisch kein historisches Gebäude stehenblieb, wäre seine Rekonstruktion in diesem modernen Umfeld unsinnig gewesen. Der riesige, barocke Baukörper würde dort ebenso ein Störfaktor sein, wie der Palast der Republik architektonisch in dem kostbaren historischen Ensemble des Berliner Stadtzentrums einer war.

Es folgte eine achtjährige, intensiv, heftig und äußerst kontrovers geführte Debatte, ob man das Schloss aufbauen dürfe, ob es nicht genauso schlimm sei wie der damalige Abriss des Schlosses, dafür nun den Palast der Republik zu beseitigen. Erstaunlich war, dass sich fast alle Gegner auf die Gestalt des Schlosses und den Begriff an sich konzentrierten, so, als ob sie spürten, dass sie bei einer Debatte über das Ensemble kaum punkten konnten. Es wurde also sehr ideologisch-politisch argumentiert, nicht stadtästhetisch. Wichtige Vertreter der Moderne sahen in der Argumentation für das Schloss eine anmaßende Verletzung ihres Selbstverständnisses, Alleininstanz in Sachen Architektur zu sein. Sie betrachteten es als Sakrileg gegen sie, wenn es trotz ihrer Einwendungen zu einer Entscheidung pro Schloss kommen würde.

Zusätzlich stand ein fehlendes Nutzungskonzept im Vordergrund der Gegenargumente. Vorschläge, das Schloss politisch zu nutzen (Haus der Bundesländer, Auswärtiges Amt) oder auch kommerziell (Hotel, Gastronomie, Veranstaltungszentrum, Läden) fanden keine Mehrheit. Und so versuchten die Schlossgegner, eine Entscheidung auf die lange Bank zu schieben. „Keine Nutzung, kein Schloss“ oder „form follows function“ war ihr Credo.

Dies änderte sich schlagartig im Jahr 2000, als Prof. Dr. Klaus-Dieter Lehmann, Präsident der Stiftung Preußischer Kulturbesitz, die Idee des Humboldt-Forums entwickelte – auf einmal gab es einen breiten öffentlichen Konsens. Die Schlossgegner gerieten erstmals in die Minderheit.

Die Bundesregierung und der Berliner Senat setzten 2001 die „Internationale Kommission Historisches Berlin“ unter Führung des Österreicherers Dr. Hannes Swoboda ein, die nach einjähriger Arbeit im April 2002 den Wiederaufbau des Schlossäußeren mit modernem Interieur (mit knapper Mehrheit) und das Konzept des Humboldt-Forums (mit großer Mehrheit) dem Bundestag zur Entscheidung empfahl.

Am 4. Juli 2002 entschied sich schließlich der Deutsche Bundestag mit fast 2/3 der Stimmen in namentlicher Abstimmung unter Aufhebung des Fraktionszwangs grundsätzlich für die Realisierung dieses Konzeptes und bestimmte, dass vom historischen Schloss die drei äußeren Barockfassaden und die drei Fassaden von Andreas Schlüter im kleinen Schlosshof wiedererstehen sollten. Die Ostfassade zur Spree sowie die Westfassade des Schlüterhofs sollten jedoch modern gestaltet werden, um so die Vernichtung des historischen Schlosses sichtbar zu machen. Zur Rekonstruktion der Kuppel äußerte sich der Bundestag nicht. Ein Baubeginn wurde damals noch nicht festgelegt. Angesichts der gerade bestehenden Wirtschaftskrise beschloss der Bundestag zunächst ein mehrjähriges Moratorium.

2007, nachdem sich die Wirtschaftslage wieder gebessert hatte, bewilligte er auf Antrag der Bundesregierung einen ersten Zahlungsabschnitt von € 105 Millionen für den Bau des Schlosses/Humboldt-Forums. Er beauftragte das Bauministerium mit der Durchführung eines internationalen Architektenwettbewerbs zur Gestaltung des Schlossinneren und der Ostfassade sowie der Kuppel. Der zweistufige Wettbewerb endete im November 2008 mit einem Entwurf des italienischen Architekten Franco Stella als überzeugendem 15:0 Sieger.

In diesem Jahr werden Stellas Entwurfspläne überarbeitet und im Dialog mit den künftigen Nutzern des Humboldt-Forums optimiert. Dabei ist noch mit wesentlichen Änderungen des Raumgefüges im Inneren zu rechnen. Im Herbst 2009 sollen sie dann endgültig der Öffentlichkeit vorgestellt werden. Mit einem Baubeginn wird für den Herbst 2010 gerechnet, der Bau könnte dann 2015 bezogen und am 3. Oktober d. J. anlässlich der 25-jährigen Wiederkehr der deutschen Einheit der Öffentlichkeit übergeben werden. Im Zusammenhang mit der Restaurierung der Museumsinsel ist dies das größte und großartigste Kulturprojekt im Berlin der Nachkriegszeit überhaupt.

Das Berliner Schloss wird nun wieder aufgebaut, nicht wie es war, sondern zu unserer Zeit passend. Dies hat der Deutsche Bundestag beschlossen, und dies will auch die Bundesregierung. Äußerlich wird es so schön aussehen wie früher und das zentrale Bauwerk der Stadt werden. Seine Verbindung mit der Idee des Humboldt-Forums ist optimal und zugleich auch eine außerordentliche Herausforderung an die Konzeptionen der späteren Nutzer dafür.

Es wird das vertraute Bild Berlins wieder herstellen, die historische Mitte vervollständigen, das Stadtbild heilen. Sein Wiederaufbau macht Berlin wieder zum geliebten Spree-Athen. So entsteht ein Kontrapunkt zu den massenhaft entstandenen, modernen Quartieren. Berlin wird auch architektonisch dadurch wieder aufregend. Einen Vergleich zeigen die Abbildungen 3 und 4; beide Male von den „Linden“ aus mit Zeughaus links und in der Mitte dem Palast der Republik (Abbildung 3) bzw. dem als Simulation an dessen Stelle eingeblende-

ten Berliner Schloss (Abbildung 4), wie es 2015 wieder aussehen könnte. Analog wird auf den Abbildungen 5 und 6 der Lustgarten gezeigt; auf Abbildung 5 mit dem Palast der Republik und auf Abbildung 6 mit der eingeblendeten Simulation des Berliner Schlosses im Jahre 2015.

Die Stadt hatte sich in ihrem Zentrum fast vollständig der modernen Nachkriegsarchitektur überantwortet. In den Jahren nach der Zerstörung durch den Bombenkrieg und die Endkämpfe in der Stadt vernichtete sie sich selbst weiter in einem unglaublichen Maße: Ein Mehrfaches dessen, was die Bomben zerstört hatten, wurde nun erst noch abgerissen. Man wollte die lichtdurchflutete, autogerechte, moderne Stadt schaffen – und zerstörte doch nur die geschichtliche Identität Berlins auf beiden Seiten der Mauer. Der Stadtgrundriss wurde an vielen Stellen verändert, so dass man nicht einmal mehr auf dem Stadtplan einst berühmte Viertel wiedererkennen konnte. Viele der Neubauten und die „modernisiert“ abgestuckten Gründerzeithäuser konnten nicht dauerhaft überzeugen.

Mit dem Wiederaufbau des Berliner Schlosses wird diesem nun Einhalt geboten. Berlin findet zu sich selbst zurück. Die Rekonstruktion des Schlossäußeren rehabilitiert das durch die Sprengung des Schlosses entstellte Bild der Mitte Berlins.

Die Moderne muss sich danach auch hier wie in anderen europäischen Metropolen der Stadtgeschichte stellen, sich an der historischen Architektur messen lassen, mit ihr streiten, wenn sie nicht langweilig werden will. Berlin hat architektonisch dann nicht mehr den Status von Brasilia, sondern kehrt in den Kreis der bedeutenden historischen Städte Europas zurück. Das Schloss wird die Bürger mit dem Wiederaufbau der Stadt versöhnen, findet doch jeder nun seine bauliche Heimat im alt-neuen Berlin.

## **Das Humboldt-Forum**

Die Nutzung des Schlosses ist zukunftsweisend und definiert von der Aufgabe her die Mitte Berlins neu. War das alte Zentrum zugleich auch der Ort der politischen Machtentfaltung, wird es nun den Künsten und Kulturen der ganzen Welt gewidmet. In der Mitte Berlins entsteht in den nächsten Jahren ein einzigartiger Weltort der Künste und Kulturen, das Humboldt-Forum, benannt nach den Gebrüdern Wilhelm und Alexander von Humboldt, die als Väter der humanistischen Bildung in Deutschland und der wissenschaftlichen Erforschung fremder Länder gelten. Hauptträger des Forums sind die Kunstsammlungen der Staatlichen Museen Berlin der Stiftung Preußischer Kulturbesitz, die auf der Schlossinsel neu zusammengefasst werden. Während die europäischen Künste und die der Antike schon immer auf der Museumsinsel zu finden waren, werden sie nun erstmalig mit den bislang in Dahlem beheimateten außereuropäi-

schen Museen von Weltrang vereint, dem Asiatischen und dem Ethnologischen Museum, die nun in das Schloss ziehen sollen. Damit wird im Herzen Berlins die Weltkunst in einer Dichte in fußläufiger Entfernung zueinander präsentiert, wie in sonst keiner anderen Metropole. Das zeigt auch Abbildung 7 mit einer Luftaufnahme der Museumsinsel und – am oberen Rand – der eingesetzten Simulation des Berliner Schlosses, wie es 2015 aussehen könnte.

Wie um die Bedeutung dieses Projektes zu unterstreichen, sprach Neill MacGregor, der Generaldirektor des British Museums, London, des weltgrößten Museumskomplexes überhaupt, in diesem Zusammenhang in der FAZ von einem in Berlin stattfindenden „Weltwunder der Künste“.

Aber es wäre zu einfach, hier nur neue Museen einzurichten, quasi als Kopien der bisherigen. Mit dem Humboldt-Forum wird eine neue Dimension der musealen Ausstellungskunst erreicht:

In einer neuen, interaktiven Darstellungsform sollen die außereuropäischen Künste im Schloss in einer dichten Folge von thematisierten Ausstellungen gezeigt werden. So könnte die Seidenstraße eines der großen Themen sein. Schon ergeben sich daraus weitere, detailliertere Ausstellungen, z.B. zu den großen Weltreligionen, dem Christentum, dem Islam, dem Hinduismus und Buddhismus in ihren verschiedenen Ausformungen, die entlang der Seidenstraße beheimatet sind. Eingebettet in die Bestände des Ethnologischen Museums, die als Hintergrund und Ursache für die unterschiedlichen Entwicklungen das soziale, religiöse, zivilisatorische und klimatische Umfeld abbilden, sollen diese Ausstellungen die Menschen an die Andersartigkeit fremder Kulturen heranzuführen, ihnen spielerisch Verstehen dafür vermitteln. Ergänzt werden die Ausstellungen mit eher historischem Bezug durch zusätzliche Schauen der Moderne. So entsteht ein vollständiges Bild der fernen Länder und Kontinente bis heute.

In der sog. Agora, dem großen Veranstaltungszentrum im Schloss, werden die Ausstellungen zur Abrundung ergänzt durch weitere kulturelle Beiträge, durch Lesungen, Theater- und Musikaufführungen und Diskussionsforen. Vielleicht werden sie sogar von Wirtschaftstagungen in der Stadt ergänzt mit Vertretern der Länder der Regionen der Welt, über die in den Ausstellungen berichtet wird.

So wird dem Publikum in Berlin künftig ein umfassendes Bild der Welt vermittelt, gestaltet und aufgearbeitet nach der Devise der Aufklärung: „Erst erfreuen, dann belehren!“

Das Publikum soll lernen, die Kulturen der Welt und damit die Andersartigkeit der Menschen ferner Länder zu verstehen. Nicht umsonst heißt die erste, grundlegende Werkstattausstellung zum Thema Humboldt-Forum im Alten Museum „Anders zur Welt kommen“.

Über das Verstehen soll Verständnis entwickelt werden und dies wiederum zur Verständigungsbereitschaft im Rahmen der Globalisierungsdebatte führen, quasi als Gegenstück zum „Clash of Civilisation“, dem Kampf der Zivilisationen. Dabei spielt auch die Beseitigung der mit der globalen Entwicklung bestehenden Ängste der Bevölkerung durch Wissen eine zentrale Rolle. Wer aufgeklärt ist, wird immer in der Lage sein, klügere, sachliche und damit bessere Entscheidungen zu treffen.

So könnte über das Humboldt-Forum Deutschland auf der Basis eines breiten Konsenses in der Bevölkerung an der Lösung der großen mit der Globalisierung zusammenhängenden Probleme konstruktiv mitwirken. Auch deswegen ist es notwendig, dass seine Ausstellungen in eine Reihe von Veranstaltungen zum Diskurs über die Probleme unserer Zeit eingebettet werden.

Damit kann das Humboldt-Forum zugleich einen wichtigen politischen Beitrag Deutschlands für die Völkerverständigung leisten, auch als Beweis für unsere Bereitschaft, eine wichtige, partielle Rolle im Konzert der Stimmen der Völker zu spielen, nicht zuletzt auch, um die Zukunft unseres Landes zu sichern.

## **Rekonstruktionsprinzipien**

Bei dem Wiederaufbau des Berliner Schlosses in seiner äußeren Erscheinung handelt es sich nicht um die Rekonstruktion eines Gebäudes, sondern um die eines architektonischen Kunstwerks. Die Leistung des Bildhauer-Architekten Andreas Schlüter führte dazu, dass bedeutende Kunsthistoriker, wie Tilmann Buddensieg, von einer „Gesamtskulptur“ sprachen, in der Kombination aus Architektur und Skulptur durchaus vergleichbar mit dem Petersdom in Rom, dem Hauptwerk des Schütterschen Vorbilds, des Bildhauer-Architekten Michelangelo Buonarroti.

Für die Wiederherstellung der gesprengten Fassaden gibt es, anders als bei der Frauenkirche in Dresden, keinen Trümmerhaufen, aus dem man wie bei einem Puzzle die Steine herauslösen, sortieren und für den Wiedereinbau prüfen kann. Das Berliner Schloss ist so gründlich gesprengt worden und seine Steine sind auf verschiedene Großdeponien so verteilt worden, dass sie unter Millionen von Tonnen des Berliner Bombenschutts unauffindbar vergraben sind. Es gibt nur wenige Fragmente des Architekturschmucks der Fassaden, die während der Sprengarbeiten ausgebaut bzw. geborgen wurden. Große Teile von ihnen wurden in den Jahren danach noch vernichtet, das Schloss sollte unauffindbar sein. Die originalen, historischen Baupläne sind schon seit dem frühen 18. Jahrhundert verschollen.

Nicht vernichtet wurden jedoch Tausende von Bauakten aus Zeiten der Renovierung seit dem 18. Jh. Ebenso existieren Tausende von Fotos, zum großen

Teil auch als Detailfotos während der Abrissarbeiten von einem sog. „Wissenschaftlichen Aktiv“ angefertigt. Ulbricht versuchte, die Proteste gegen die Sprengung zu beruhigen, indem er ankündigte, man werde das Schloss so gut dokumentieren, dass man es jederzeit an einem anderen Ort wieder aufbauen könne. Das war natürlich nur ein Lippenbekenntnis. Das gesamte Archivmaterial war bis zur Maueröffnung unter strengem Verschluss gehalten worden und niemandem zugänglich. Aber immerhin: Es blieb weitestgehend erhalten und trägt jetzt wesentlich zur Authentizität der Rekonstruktion bei.

In einer jahrelangen Detektivarbeit unter der Leitung des vom Förderverein Berliner Schloss beauftragten Architekten Stuhlemmer, Berlin, wurden die Bauakten ausgewertet, alle wichtigen Fotos digitalisiert und entzerrt, um schließlich über ein kompliziertes Rechnerprogramm, das in Zusammenarbeit mit der TU Berlin entwickelt wurde, aus den Fotos und Zeichnungen maßgenaue Daten für die Rekonstruktion der Fassaden zu ermitteln. Überraschend, auch für uns, ist die Präzision, mit der diese Arbeiten gelangen.

Ursprünglich gingen wir davon aus, eine Maßtoleranz von maximal 3 % Abweichung zum Original einhalten zu können. Dann fanden wir eine Vermessungskladde, die inzwischen bekannt gewordene „Handvermessungs-Stückliste von 1879“. In Berlin war damals eine neue Grundsteuer eingeführt worden, deren Höhe sich nach der überbauten Fläche richtete. Schon aus diesem Grunde sind damals die Grundrisse aller Gebäude mit größter Genauigkeit vermessen worden. Die Kladde mit den Grundrissdaten des Schlosses enthält fast 60.000 verschiedene Werte. Jedes kleinste Detail des Grundrisses wurde darin dokumentiert. Zu unserer Überraschung wichen diese Originaldaten von unseren, im Computer errechneten um weniger als 1% ab. Die moderne Datentechnik ermöglicht es uns also, das Schloss in einer nie vorher gekannten Präzision zu rekonstruieren!

Viele Experten empfahlen uns, angesichts der Vielfalt des künstlerischen Reichtums der Schlossfassaden diese zu vereinfachen. Das geht nicht. Unser Maßstab wird von den großartigen, historischen Bauten des alten Berlin bestimmt, die sich in ihrer Architektur und kunstvollen Ausführung am Schloss orientierten und so mit ihm zusammen erst das berühmte Ensemble bildeten, das als „Gesamtkunstwerk Berlin“ in die Baugeschichte der Stadt eingegangen ist. Würde das Schloss nicht so kunstvoll, wie es war, rekonstruiert, würde es die Qualität der es umgebenden Bauten nicht mehr reflektieren. Ein vereinfachtes Schloss würde die Schönheit der Mitte Berlins endgültig zerstören, weil es dem Zeughaus, dem Alten Museum, den ganzen historischen Bauten, ja selbst dem neobarocken Dom am Lustgarten ihre Bedeutung nehmen würde. Schließlich standen sie alle in einem intensiven Dialog mit dem herausfordernden Bild des Schlosses!

Mit begnadeten Bildhauern, die nun alle Fassadenelemente zunächst als 1:1 Ton- und Gipsmodell und damit als Vorlage für die spätere Umsetzung in Sandstein liefern, sind wir auf einem guten Weg, diese Herausforderung zu bestehen. Ihr Können ermöglicht es uns, keine Abstriche bei der Qualität der Rekonstruktion der Schlossfassaden zu machen. Hier schließt sich der Kreis: Es wird nicht irgendein Gebäude rekonstruiert, sondern das bedeutendste architektonische Kunstwerk der Stadt.

### **Der Entwurf des Architekten Stella**

Franco Stella gewann – wie weiter oben schon gesagt – den Architekturwettbewerb im November 2008 mit 15:0 Stimmen des internationalen Preisgerichts. Er war auch der Jury bis dato fast unbekannt. Die Schlichtheit seiner modernen Fassaden ist wohlthuend zurückhaltend. Entgegen manchem anderen Entwurf versucht es Stella gar nicht erst, Schlüter und Eosander mit seiner Architektur zu dominieren. Sein Selbstverständnis sieht er eher so: Er betrachte sich als einen späten Mitarbeiter der beiden historischen Baumeister. Seine Aufgabe sei es, dort, wo es der Staat wünsche, ihre Architektursprache in die Moderne zu transformieren, ohne ihnen die Dominanz am Gebäude streitig zu machen. Abbildung 8 (Simulation) lässt rechts den von Stella als Übergang zur „modernen“ Stadt konzipierten Flügel des Schlosses erkennen.

Sein Entwurf wird zurzeit zusammen mit den künftigen Nutzern stark überarbeitet, ohne seinen Charakter zu verlieren. Auch im Inneren kehren Anklänge an das verlorene Schloss in schlichter Form zurück. Das neue Schloss wird ein sehr bemerkenswertes und schönes Gebäude. Aber es wird nicht das alte Schloss sein. Dieses ist unwiederbringlich verloren.

*„Aber es gibt keine andere Möglichkeit, die Stadt als Stadt zu retten, und deshalb wird man nicht triumphierend, sondern resignierend das Verlorene mit Abschiedsschmerz wiederherstellen müssen.“*

(Wolf Jobst Siedler)

Natürlich wird der Wiederaufbau des Berliner Schlosses viele auch weiterhin zum Widerspruch reizen, aber manchen der Widersprechenden geht es weniger um Sachargumente als vielmehr darum, angesichts schwindender Möglichkeiten, jede Gelegenheit auszuloten, um das Schloss doch noch verhindern zu können.

### **Finanzierungsfragen**

Nachdem die architektonischen und Nutzungsargumente den Schlossgegnern weitgehend ausgegangen sind, stellt man nun seine Finanzierung in den Mit-

punkt seiner Kritik. Eine Achillesferse dieser Finanzierung hat man denn auch gleich ausgemacht: Es ist der mit 80 Millionen Euro festgestellte Mehrpreis der Schlossfassaden gegenüber einer modernen Lösung. Diese Summe soll in einer groß angelegten Spendensammlung privat aufgebracht werden.

Der Berliner „Tagespiegel“, seit je her im Zentrum der Schlossgegner angesiedelt, hat jetzt ein neues Feld ausgemacht, auf dem man die Rekonstruktion des Schlosses bekämpfen kann:

Von der Bundesregierung wurde endlich die gemeinnützige „Stiftung Berliner Schloss – Humboldt-Forum“ ins Leben gerufen. Seit 2004 haben wir dies gefordert. Wir brauchen als Förderverein einen gemeinnützigen Partner, um diesem steuerunschädlich unsere Spenden und die bis dahin erbrachten Sachleistungen, wie die Schlossbaupläne und die Prototypen der einzelnen Fassadenelemente, zu übergeben. Ohne unsere, von Spendern finanzierten Vorleistungen hätte z.B. der Architektenwettbewerb nicht stattfinden können. Er basierte auf den in unserem Auftrage entwickelten Bauplänen. Die von uns nach jahrelanger Forschung bereits hergestellten Prototypen der Fassaden machen einen baldigen Baubeginn erst möglich. Dem Staat können wir diese Leistungen nicht vermachen, einfach, weil er nicht gemeinnützig ist und für unsere Spender sonst der Steuerfall eintreten würde. Das wäre eine Katastrophe. Was macht der Tagesspiegel nun daraus?

Er schließt messerscharf in dem Untertitel seiner Überschrift: „Der Staat wird's richten. Grenzen des bürgerschaftlichen Engagements“, dass die Stiftung nur gegründet wurde, weil der Förderverein Berliner Schloss das Spendenziel nie erreichen würde. Deswegen werde nun schon der Steuerzahler über die Stiftung darauf vorbereitet, zur Kasse gebeten zu werden. Die von uns bislang gesammelten Spenden von erst 10 Millionen Euro und die weiteren Zusagen von weiteren Millionen zeigten, dass das Ziel von 80 Millionen nicht zu schaffen sei.

Die Zeitung verkennt dabei, dass wir erst am Anfang der Sammlung stehen – und dennoch schon fast das Vierfache dessen beisammen haben, was der Frauenkirche in Dresden unmittelbar vor Baubeginn zur Verfügung stand. Während der Bauzeit kamen dort noch rund 108 Millionen Euro zusammen; wir brauchen noch rund 60 Millionen. Wo also liegt das Problem, wenn man das Ganze doch auch einmal von der positiven Seite her angehen würde?

Eine entsprechende Zuschrift von mir wurde natürlich nicht veröffentlicht. Darin erwähnte ich, dass bürgerliches Engagement darauf angewiesen sei, von bürgerlichen Medien positiv transportiert zu werden. Bei solchen Vorhaben steht einfach kein Geld für großangelegte Werbekampagnen zur Verfügung. Wenn ein Projekt, wie der Wiederaufbau des Berliner Schlosses, nun aber einem einzelnen Redakteur nicht gefällt und er seine persönliche, negative Hal-

tung zur veröffentlichten Meinung der Zeitung machen kann, kommt ein solcher Artikel bei Hunderttausenden von Lesern als „Wahrheit“ an. Skepsis und Misstrauen machen sich breit – und möglicherweise bleibt dann auch der Erfolg aus. Damit haben auch die Medien eine hohe Verantwortung für den Erfolg bürgerlichen Engagements. Das soll aber auf keinen Fall ausschließen, dass berechtigte Kritik auch in der notwendigen Form dort Platz findet.

Nein, es geht viel mehr um die Ausgewogenheit der Berichterstattung. Positive, uns begünstigende Nachrichten verschwinden im hinteren Teil der gegnerischen Zeitungen, wenn sie überhaupt abgedruckt werden. Am aktuellen Streit um Stellas Beauftragung, der kürzlich zum Hauptaufmacher auf Seite 1 des Tagesspiegels wurde, erkennt man jedenfalls eins: Die Schlossgegner lassen nicht locker, es wird noch viel Aufregung geben.

Das soll uns jedoch nicht daran hindern, unverdrossen nun auch die Spendensammlung zum Erfolg zu bringen, nachdem wir den politischen Erfolg, trotz aller Gegnerschaft, mit dem Beschluss zum Wiederaufbau des Schlosses schließlich nach 16-jähriger Arbeit mit Hilfe vieler Freunde aus allen Teilen der bundesdeutschen Gesellschaft erreicht haben.

### **Wir bitten Sie herzlich um Ihre Unterstützung**

Der als gemeinnützig anerkannte Förderverein Berliner Schloss e.V. hat es sich auf die Fahne geschrieben, mit 80 Millionen Euro, also dem Mehrpreis gegenüber einer modernen Fassade, für die originalgetreue Rekonstruktion der barocken Schlossfassaden und des Schlüterhofs, siehe Abbildung 9, zu den Gesamtbaukosten von insgesamt 480 Millionen mit einer groß angelegten Spendensammlung beizutragen. Nur so ist die herausragende Qualität des Schlosses in seiner Rekonstruktion sicherzustellen.

Die Seriosität unserer bisherigen Arbeit erhielt eine höchste Anerkennung: Im Dezember 2007 wurde uns das DZI-Spenden-Siegel als erstem Kulturförderverein überhaupt auf Basis des Jahresabschlusses 2006 verliehen, ein Vertrauensiegel, das nur von den gemeinnützigen Organisationen verwendet werden darf, die transparent, kostenbewusst und satzungsbezogen ihre Ausgabenpolitik vornehmen. Wir haben damit den sog. „Spenden-TÜV“ bestanden. Die Genehmigung zur Verwendung und Nutzung des Siegels wurde uns nach Überprüfung des Geschäftsjahres 2007 nun erneut verlängert.

Wenn wir Sie, nicht zuletzt auch damit, überzeugen konnten, freuen wir uns schon jetzt auch auf Ihre Spende! Genauere Informationen erhalten Sie im Internet: »[www.berliner-schloss.de](http://www.berliner-schloss.de)« Email: »[info@berliner-schloss.info](mailto:info@berliner-schloss.info)«. Das Spendenkonto lautet: Deutsche Bank AG, Konto-Nr. 0772277, BLZ: 10070000.

Ein Kulturprojekt von nationalem Rang: Das Humboldt-Forum in Berlin – ein Schloss für die Künste und Kulturen der Welt



Abbildung 1: Historische Aufnahme des Berliner Schlosses von Südwesten. Eosander-Portal mit Schlosskuppel.



Abbildung 2: Historischer Blick auf die Berliner Mitte von der Siegessäule aus. Das Berliner Schloss dominierte das Zentrum; im Vordergrund das Brandenburger Tor; dahinter ist das Rote Rathaus zu sehen.



*Abbildung 3: Straße „Unter den Linden“, auf den Palast der Republik zuführend.*

Ein Kulturprojekt von nationalem Rang: Das Humboldt-Forum in Berlin – ein Schloss für die Künste und Kulturen der Welt



Abbildung 4: Straße „Unter den Linden“, auf das Berliner Schloss zuführend, wie es 2015 wieder aussehen könnte (Simulation).



*Abbildung 5: Lustgarten mit Palast der Republik und Staatsratsgebäude im Hintergrund.*

Ein Kulturprojekt von nationalem Rang: Das Humboldt-Forum in Berlin – ein Schloss für die Künste und Kulturen der Welt



Abbildung 6: Lustgarten mit eingblendeter Simulation des Berliner Schlosses.



*Abbildung 7: Die Museumsinsel von oben mit der Simulation des Berliner Schlosses.*

Ein Kulturprojekt von nationalem Rang: Das Humboldt-Forum in Berlin – ein Schloss für die Künste und Kulturen der Welt



*Abbildung 8: Der ausgewählte Entwurf des Architekten Franco Stella mit dem „modernen“ Ostflügel des Schlosses als Übergang zum Fernsehturm und zu den auf einer Brücke verlaufenden Gleisen der S-Bahn.*



*Abbildung 9: Historische Aufnahme des Schlüterhofs im Berliner Schloss.*

# **„... eine reiche Quelle der Fortbildung, Belehrung und sittlichen Erhebung“ – Anmerkungen zum Wirken Alexander von Humboldts in Berlin**

von INGO SCHWARZ

## **Vorbemerkung**

Ich widme diesen Beitrag dem Andenken an Kurt-R. Biermann (1919 – 2002). Er hat zahlreiche seiner Veröffentlichungen gerade dem Leben und Wirken Alexander von Humboldts in unserer Stadt gewidmet. Ich fuße hier auf seinen Untersuchungen zu dieser Thematik. Biermann pflegte als Leiter der Berliner Alexander-von-Humboldt-Forschungsstelle viele Jahre lang kollegiale Beziehungen zu Hanno Beck, dem Leiter des Amtes für Forschung der Humboldt-Gesellschaft.

## **War Berlin der Geburtsort Alexander von Humboldts?**

In aller Regel wird in den biographischen Nachschlagewerken angegeben, Alexander von Humboldt sei in Berlin geboren worden. In Wahrheit hat er „pedantische Wichtigkeit“ auf die Feststellung gelegt, Tegel sei sein Geburtsort gewesen. Nun waren zwar Dorf und Schloss Tegel, siehe Abbildung 1, zur Zeit von Humboldts Geburt nur zwei Wegstunden vom Berliner Stadthaus der Familie Humboldt in der Jägerstraße 22 entfernt, aber der Widerspruch zwischen den Ortsangaben Berlin und Tegel wird dadurch nicht beseitigt, zumal auch (der in Potsdam geborene) Wilhelm von Humboldt ausdrücklich betont hat, sein Bruder Alexander sei in Tegel zur Welt gekommen. Andererseits hat Alexander gelegentlich Berlin als seine „Vaterstadt“ bezeichnet. Wir müssen die Frage nach Humboldts Geburtsort auch heute noch offen lassen.<sup>1</sup> Im Gegensatz dazu steht unbezweifelbar fest, dass er in Berlin in der Oranienburger Straße 67 gestorben und in der Begräbnisstätte der Familie Humboldt im Schlosspark Tegel beigesetzt worden ist, wo auch sein Bruder Wilhelm die letzte Ruhe gefunden hat.

Mag Alexander nun in oder bei Berlin das Licht der Welt erblickt haben, in jedem Fall war er insofern für große Teile der damaligen Berliner Bevölkerung repräsentativ, als seine Mutter Marie Elisabeth, geborene Colomb, aus einer bürgerlichen Familie hugenottischer Herkunft stammte. Der Vater war aus einem pommerschen Geschlecht mit zahlreichen preußischen Offizieren und Beamten hervorgegangen.

---

<sup>1</sup> Biermann, Kurt-R.: „War A. v. Humboldt ein Berliner?“ In: Spectrum. Berliner Journal für den Wissenschaftler 22 (1991) 4, S. 45.

## „Sibirien beginnt in der Hasenheide“ – Äußerungen über Berlin und die Berliner

Zählen wir die Zeitspannen zusammen, die auf Alexanders Studium in Frankfurt an der Oder, in Göttingen, Hamburg, Freiberg in Sachsen, auf seine Tätigkeit im Bergdienst im damals preußischen Ansbach-Bayreuth, auf seine Reisen durch Deutschland, nach Italien, Österreich, Ungarn, in das heutige Polen und Tschechien, in die Schweiz, nach Spanien, England, Dänemark, durch Belgien und die Niederlande, auf seine Forschungsreisen in Süd- und Mittelamerika, einen Abstecher in die Vereinigten Staaten, auf die Reise nach Russland und Sibirien sowie auf seine Aufenthalte in Frankreich entfallen, kommen wir auf annähernd 43 Jahre. Das heißt, Alexander von Humboldt hat rund 47 Jahre, also mehr als die Hälfte seines nahezu neun Jahrzehnte währenden Lebens, in Berlin und Umgebung, das schließt Tegel und Potsdam ein, zugebracht. Er wohnte in einem Schloss (Tegel) und im Hinterhaus (Friedrichstraße 189), im Haus eines Hofzimmermeisters (Hinter dem Neuen Packhofe 4) und in einem Viertel, das vornehmlich höheren Beamten und Offizieren vorbehalten war (Jägerstraße 22), aber auch in einer Gegend, wo kleine Kaufleute und Handwerker überwogen und wo kurz nach seinem Tode der Grundstein für eine neue Synagoge gelegt wurde (Oranienburger Straße 67). An Pariser Prachtbauten gewöhnt (er hat rund 24 Jahre in der französischen Hauptstadt gelebt), imponierte ihm die Bescheidenheit Berliner Baudenkmäler wenig. Zu Beginn seiner russischen Reise schrieb er seinem Bruder im Anblick der Kurischen Nehrung:

*„Wenn Schinkel dort [auf der Nehrung] einige Backsteine zusammenkleben liesse, wenn ein Montagsclub, ein Cirkel von kunstliebenden Judendemoiselles und eine Akademie auf jenen mit Gestrüppe bewachsenen Sandsteppen eingerichtet würde, so fehlte nichts, um ein neues Berlin zu bilden, ja, ich würde die neue Schöpfung vorziehen, denn die Sonne habe ich herrlich auf der Nehrung in das Meer tauchen sehen.“<sup>2</sup>*

Noch 25 Jahre später sprach der von dem „öden und staubbedeckten Berlin“.<sup>3</sup>

Auch hinsichtlich des Umlandes überwiegen kritische Urteile. Sibirien beginne in der Hasenheide, war eine wiederholt von ihm benutzte Redewendung. Er klagte über die „Unnatur“ der „durch Acazien-Sträucher und blühende Kartoffelfelder“<sup>4</sup>

<sup>2</sup> Alexander an Wilhelm von Humboldt, Narwa, 29.4.1829, in: Alexander von Humboldt. Briefe aus Russland. Hrsg. v. Eberhard Knobloch, Ingo Schwarz und Christian Suckow. Berlin 2009, S. 109 (Beiträge zur Alexander-von-Humboldt-Forschung, 30).

<sup>3</sup> A. v. Humboldt an Johann Georg v. Cotta, Potsdam, 26.7.1854, in: Alexander von Humboldt und Cotta. Briefwechsel. Hrsg. v. Ulrike Leitner unter Mitarbeit v. Eberhard Knobloch. Berlin 2009, S. 539 (Beiträge zur Alexander-von-Humboldt-Forschung, 29).

<sup>4</sup> A. v. Humboldt an C. G. Jacob Jacobi, Berlin, 21.11.1840, in: Briefwechsel zwischen Alexander von Humboldt und C. G. Jacob Jacobi. Hrsg. v. Herbert Pieper. Berlin 1987, S. 65 (Beiträge zur Alexander-von-Humboldt-Forschung, 11).

gezierten Landschaft, deren deprimierenden Eindruck er durch Erinnerung an die Palmenwälder unter dem „sonnigen, nie umwölkten Himmel“ Lateinamerikas zu verschweigen suchte, wie er einmal dem Fürsten Pückler anvertraute.<sup>5</sup> Als Kenner großartiger Landschaften, etwa in der Schweiz, in den Anden und im Altai, imponierte ihm jedoch auch die Stubbenkammer auf Rügen nicht besonders. Er nannte sie „eine hübsche, aber nicht ungeheuer ungewöhnliche Naturszene“. Das Berliner Klima erschien seiner „Tropennatur“ meist als zu feucht und zu rau. Nicht schmeichelhafter als sein Urteil über die Berliner Umgebung fiel das über die Bewohner der Hauptstadt aus, besonders im Vergleich mit Paris, wo er am 1. Juli 1825 folgende Zeilen schrieb:

*„Männer von Talent finden hier in der Weltstadt bald und dauernd Anerkennung; in Berlin's nebuloser Atmosphäre, die den Gesichtskreis ringsum verschlei-ert und wo Alles und Jedes nach der Schreiber-Schablone gemessen wird, kann davon nicht die Rede sein.“<sup>6</sup>*

Es schauderte ihn, wenn er „für uns Berliner“ sagen musste, als er 1827 wieder in Berlin ansässig geworden war. Gegenüber dem Astronomen Encke nannte er es ironisch eine

*„alte edle Sitte“ seiner Mitbürger, „den Berliner in abstracto über alle andern Städtebewohner Europas zu erheben, aber mit Tigerkrallen und Berliner Gassenkot auf jeden loszuziehen, der sich erfrecht, einen konkreten Berliner, ein Individuum (besonders wenn es einen semitischen Namen führt), öffentlich im Auslande zu rühmen. [...] Das Ganze gewinnt, wenn man den Einzelnen zerfleischt. Man muß sagen: Berlin sei die erste Stadt der Welt, man darf nicht sagen: Schinkels Werke seien der Bewunderung wert, die Sie und ich ihnen zollen.“<sup>7</sup>*

Es gibt kaum ein Jahr, aus dem nicht eine spöttische oder abfällige Bemerkung Alexanders über Berlin und seine Bewohner überliefert ist, so etwa über die Berliner „nüchterne Gleichgültigkeit gegen alle gesellige Liebenswürdigkeit“, die „bis zur Unart gesteigert“ sei, über die „intellektuell verödete“, „kleine, unliterarische und dazu überhämische Stadt“, in der man (ebenso wie in Potsdam) „Monate lang gedankenleer an einem selbstgeschaffenen Zerrbilde matter Einbildungskraft naget“<sup>8</sup>, wo man wenig geneigt sei, fremdes Verdienst

<sup>5</sup> Assing-Grimelli, Ludmilla (Hg.): Briefwechsel und Tagebücher des Fürsten Hermann von Pückler-Muskau, Bd. 5. Berlin 1874, S. 5.

<sup>6</sup> A. v. Humboldt an Heinrich Berghaus, Paris, 1.7.1825, in: Briefwechsel Alexander von Humboldt's mit Heinrich Berghaus aus den Jahren 1825 bis 1858, Bd. 1. Jena 1869, S. 6.

<sup>7</sup> Vgl. Dove, Alfred: „Alexander von Humboldt auf der Höhe seiner Jahre“. In: Bruhns, Karl (Hg.): Alexander von Humboldt. Eine wissenschaftliche Biographie, Bd. 2. Leipzig 1872, S. 93–484, Zit. S. 112–113.

<sup>8</sup> Assing, Ludmilla (Hg.): Briefe von Alexander von Humboldt an Varnhagen von Ense aus den Jahren 1827 bis 1858. Leipzig 1860, S. 42.

anzuerkennen und immer glaube, besseres zu besitzen, als aus der Ferne gebracht werde, wo man, im Gegensatz zu dem vorurteilsfreien Dresden, „alles liebt, was man nicht sieht“. In Berlin habe man vor nichts Achtung und verneige sich nur, um sich die Langeweile zu vertreiben. Im Gegensatz zur englischen Aristokratie sei vom Berliner Adel keine Förderung von Künstlern zu erwarten.

Bei der Gewichtung der zahlreichen Zeugnisse von Indignation über Berlin und seine Bürger müssen wir aber bedenken, dass sie nicht Ausdruck eines permanenten Unwillens waren, sondern jeweils durch konkrete Anlässe ausgelöst worden sind: Etwa schleppende Behandlung von Eingaben, intolerante Regierungsbeschlüsse, übertriebene Sparsamkeit an der falschen Stelle. Andererseits sollte nicht übersehen werden, dass Humboldts abfällige Äußerungen über Berlin nicht erst im Alter einsetzen und daher nicht einfach als greisentypisches Nörgeln abgetan werden können. Bereits im Alter von 21 Jahren, als er mit Georg Forster Belgien, die Niederlande, England und Frankreich besuchte, spielte er mit dem Gedanken, sich auf einem britischen Schiff anheuern zu lassen und sich dergestalt für immer von der „vaterländischen Welt“ zu trennen, denn er sei „18 Jahre lang im väterlichen Haus gemißhandelt worden.“ Die bevorstehende Rückkehr nach Berlin habe „wie nahes Ungewitter wolkendick“ über ihm geschwebt. Diese „jugendliche Torheit“ vertraute er 1801 seinem Tagebuch an und versah die Notiz später (1839) mit dem Zusatz: „Nie drucken zu lassen.“<sup>9</sup> Fernweh in der speziellen Form des Dranges nach den Tropen hat Humboldt also schon als jungen Mann heimgesucht und nicht erst den gereiften Vielgereisten.

### Der Tod des Bruders 1835

Einen Tiefpunkt erreichte seine Stimmung nach dem Tode des Bruders Wilhelm im Jahre 1835. Die Depression war auch nach einem Jahr noch nicht abgeklungen, wie wir seinem Brief aus Potsdam an den Diplomaten Christian Carl Josias Bunsen vom 24. Mai 1836 entnehmen können, in dem er, 23 Jahre vor dem eigenen Hinscheiden, von seinem „nahen Tode“ (!) spricht und niedergeschlagen konstatiert:

*„Hier ist alles grau und dunkel und ungenießbar für mich. Daß man mit dem Alter nicht kälter werden kann für das Höhere des National-Lebens! Alles ist öde um mich her, so öde, daß man nicht begreifen kann, warum ich trauere.“*<sup>10</sup>

<sup>9</sup> Biermann, Kurt-R. (Hg.): Alexander von Humboldt. Aus meinem Leben. Autobiographische Bekenntnisse. Leipzig, Jena, Berlin 1987, S. 32, S. 38–39.

<sup>10</sup> A. v. Humboldt an Christian Carl Josias Bunsen. Neu ediert v. Ingo Schwarz. Berlin 2006, S. 35–36.

„... eine reiche Quelle der Fortbildung, Belehrung und sittlichen Erhebung“ - Anmerkungen zum Wirken Alexander von Humboldts in Berlin

Fünf Monate später beschloss er einen Brief an August Wilhelm Schlegel mit den Worten:

*„Wie ist es hier so öde um mich her, seitdem der Einzige fehlt, der mich hieher zog. Sandig, öde, gemüthlos, stets von einer nüchternen Gegenwart bedrängt ... Aber der Mensch ist biegsam und kann viel erleiden.“*<sup>11</sup>

### **Akademisches Leben in Paris und Berlin im Vergleich**

Der Vergleich der Berliner Akademie der Wissenschaften mit der Pariser Académie des sciences gab Alexander immer wieder Veranlassung zu Unmutsäußerungen. Als 1844 seine Versuche fehlschlügen, den Geophysiker Georg Adolph Erman in die Berliner Akademie wählen zu lassen, klagte er:

*„Da ich mit den Wahlen des Instituts [gemeint ist die erwähnte Pariser Akademie] so viel zu thun gehabt habe, so sollte mich, was ich hier erlebt, Wunder nehmen, wenn ich nicht ganz darauf vorbereitet wäre. In Paris bleibt man seinen Freunden getreu, man kann auf die rechnen, zu deren Wahl man am meisten beigetragen. In Paris folgen die, welche von gewissen speciellen Disziplinen, z.B. Astronomie, Magnetismus ... nichts wissen, denen, die sie schätzen und deren Meinung Gewicht hat. Diese Verhältnisse des Zusammenscharens sind so bleibend (seltene Fälle abgerechnet), daß man mich von hier [Berlin] aus noch immer bei Wahlen in Paris kräftig wirken läßt. In Deutschland sind alle strategischen Operationen unberechenbar. In der größten Nähe votiren die Freunde laut gegen uns. Solche Zerspaltung nennt man Unabhängigkeit der Meinung, da, wo keine Meinung, sondern bloß Leidenschaft, Vorurtheil, alter Vorsatz, Hinderungsprincip wirken. Meinung kann nur sein, wo Einsicht, ruhige Beurtheilung eines unbestreitbaren Verdienstes ist. [...] Wenn Deutschland, wie ich hoffe, einmal eine politische Freiheit haben wird, muß dieses Zersplitterungssystem, dieser Hang jedes Einzelnen, allein dazustehen, von den nachtheiligsten Folgen sein.“*<sup>12</sup>

Aus diesem Beispiel sind die Quellen seines immer erneut ausbrechenden Ärgers über die Berliner Zustände klar erkennbar – einerseits der Vergleich mit Paris, zum anderen schlechte Berliner Erfahrungen.

<sup>11</sup> A. v. Humboldt an August Wilhelm Schlegel, Potsdam, 27. 10. 1836. Handschrift: Sächsische Landesbibliothek – Staats- und Universitätsbibliothek Dresden, Handschriftensammlung, Mscr. Dresd. e 90, XIX, Bd. 11, Nr. 35.

<sup>12</sup> A. v. Humboldt an Friedrich Wilhelm Bessel, Berlin, 16.8.1844, in: Briefwechsel zwischen Alexander von Humboldt und Friedrich Wilhelm Bessel. Hrsg. v. Hans-Joachim Felber. Berlin 1994, S. 200 (Beiträge zur Alexander-von-Humboldt-Forschung, 10); auch in: Biermann, Kurt-R.: Beglückende Ermunterung durch die akademische Gemeinschaft. Alexander von Humboldt als Mitglied der Berliner Akademie der Wissenschaften. Berlin 1992, S. 57–58 (Beiträge zur Alexander-von-Humboldt-Forschung, 17).

## Humboldts Stellung im kulturellen und wissenschaftlichen Leben

Ungeachtet aller Klagen war Humboldt keineswegs vom Geistesleben in Berlin isoliert, vielmehr kultivierte er den Austausch von Ideen und Gedanken mit seinen dortigen Kollegen. Immerhin befanden sich unter den 22 Korrespondenten, denen Alexander mehr als 100 Briefe geschrieben hat, nicht weniger als 15 Briefpartner, die ihren Wohnsitz in Berlin oder Potsdam hatten. Es seien nur einige Namen genannt: Der Kartograph Heinrich Berghaus, der Chemiker Eilhard Mitscherlich, der Zoologe Martin Heinrich Lichtenstein, der Biologe Christian Gottfried Ehrenberg, der Astronom Johann Franz Encke, der Publizist Karl August Varnhagen von Ense, der klassische Philologe August Böckh, der Bildhauer Christian Daniel Rauch und der Museumsdirektor Ignaz von Olfers. Dass Humboldt während des nationalen Befreiungskrieges in der französischen Hauptstadt geblieben war, hat ihm erklärlicherweise den Tadel der Kollaboration eingetragen. Er wehrte sich mit Nachdruck dagegen: „Es muß doch einmal öffentlich gesagt werden, daß der Vorwurf, die Freundschaft eines fremden Volkes der Ehre des seinigen vorzuziehen, mir der härteste von allen scheint.“<sup>13</sup> Auf jeden Fall waren ihm die Unversehrtheit seiner Freunde und der Schutz wissenschaftlicher Einrichtungen in Paris wichtiger als nationale Gefühle.

Früh schon war Humboldt in Berlin zu einer „öffentlichen Person“ geworden, wie er halb ärgerlich, halb geschmeichelt konstatierte. Das hatte bereits während seiner amerikanischen Forschungsreise 1799 bis 1804 begonnen, als das Berliner Publikum durch die „Neue Berlinische Monatsschrift“ bzw. durch die „Haude- und Spensersche Zeitung“ und andere Journale über seine Entdeckungen und Abenteuer in großen Zügen unterrichtet wurde. Mit einem ausgesprochenen Sinn für *Public Relations* sorgte er gern dafür, dass seine Berliner Mitbürger über die Reiseroute und die überstandenen Gefahren auf dem Laufenden gehalten wurden. Bald nach seinem Eintreffen in Berlin im November 1805 wurde er neuerlich zu einem lokalen Gesprächsthema. Er ließ nämlich im Garten des Hauses Friedrichstraße 140, etwa dort, wo sich heute der Bahnhof Friedrichstraße befindet, ein eisenfreies Häuschen für erdmagnetische Messungen errichten. Mit einem kleinen Team beobachtete er dort zur Zeit der Sonnenwende sowie der Tag- und Nachtgleichen ununterbrochen alle halbe Stunde vier bis sechs Tage hintereinander magnetische Inklination, Deklination sowie Intensität und erhielt so rund 6000 Messresultate.

Als er 1827 erneut seinen festen Wohnsitz in Berlin nahm, ließ er wieder eine Beobachtungsstation bauen, in der sämtliche Metallteile aus Kupfer waren, diesmal im Garten des ihm befreundeten Stadtrates Abraham Mendelssohn Bartholdy (Vater des Komponisten Felix Mendelssohn Bartholdy) in der Leip-

<sup>13</sup> A. v. Humboldt an Johann Friedrich Benzenberg, Paris, 23.11.1815. In: Rheinischer Merkur Nr. 345 vom 16.12.1815.

ziger Straße 3, nicht weit vom Potsdamer Platz, dort, wo sich heute der Bundesrat befindet. Hier wurden Messungen vorgenommen, die man mit Beobachtungsergebnissen im sächsischen Freiberg und in Russland abstimmt. Die Berliner Messstelle zog die Aufmerksamkeit der Öffentlichkeit durch ein unliebsames Ereignis auf sich. In der „Spenerischen Zeitung“ Nr. 39 vom 16. Februar 1830 las man auf Seite 7:

*„Das kleine magnetische Haus, welches ich, mit der freundschaftlichen Erlaubniss des Hrn. Stadtraths Mendelssohn Bartholdy, in dem Garten, Leipzigerstrasse Nr. 3., habe aufführen lassen, ist in der Nacht vom 11. zum 12. dieses Monats durch Diebe erbrochen worden. Von dem darin, zur Beobachtung der magnetischen stündlichen Abweichung aufgestellten Instrumente, hat man die wichtigsten Theile entwendet. Da es mir bei den Beobachtungen, welche zu bestimmten Epochen seit dem Herbste 1828, in verschiedenen Theilen Europas (in Paris von Hrn. Arago, in Freiberg von Hrn. Reich, in St. Petersburg von den Herren Kupfer und Tarkharot<sup>14</sup>, in Casan von Hrn. Simonoff<sup>15</sup>, in Nicolaeff von den Herren Lenz und Knorre<sup>16</sup>) angestellt werden, nicht ohne Interesse ist, dieselben Theile des Instruments bewahren zu können, so fordere ich die Herren Optiker und Mechaniker dieser Hauptstadt hiermit dazu auf, gütigst darauf zu achten, ob ihnen Fragmente eines Instruments, französischer Construction, Mikroscope mit daran hangenden Nonien, Lampen mit Hohlspiegeln u.s.w. zum Verkauf angeboten werden. Es bedarf keiner Erinnerung, dass jede Auslage von mir erstattet werden wird.“*

Berlin, den 14. Februar 1830. A. von Humboldt.<sup>17</sup>

Ob die Instrumente wieder gefunden werden konnten, wissen wir leider nicht.

Dass Alexander zu einer der bekanntesten Berliner Persönlichkeiten wurde, ist natürlich nicht nur auf seine Beiträge zur Erforschung des Erdmagnetismus und seine Reisen zurückzuführen, sondern auf eine Vielzahl von Aktivitäten, von denen einige hier hervorgehoben seien.

---

<sup>14</sup> Der französische Physiker Dominique-François Arago (1786 – 1853); der im sächsischen Freiberg wirkende Physiker, Chemiker und Paläontologe Ferdinand Reich (1799 – 1882); Adolf Theodor Kupfer (1799 – 1865), Physiker in Kazań und St. Petersburg; der russische Astronom Pavel Vasil'evič Tarchanov (1787 – 1839), ein Mitarbeiter Kupfers in St. Petersburg.

<sup>15</sup> Ivan Michajlovič Simonov (1794 – 1855), russischer Astronom.

<sup>16</sup> Heinrich Friedrich Emil Lenz (1804 – 1865), Physiker in St. Petersburg, sowie der ebenfalls in Russland wirkende Physiker Ernst August Knorre (1808 – 1879).

<sup>17</sup> Alexander von Humboldt – Samuel Heinrich Spiker. Briefwechsel. Hrsg. v. Ingo Schwarz unter Mitarbeit v. Eberhard Knobloch. Berlin 2007, S. 252 (Beiträge zur Alexander-von-Humboldt-Forschung, 27).

## Ein Meister der Öffentlichkeitsarbeit

Die größte Bedeutung auf diesem Gebiet hatte für Humboldt die so genannte „Haude- und Spenersche Zeitung“, eigentlich „Berlinische Nachrichten von Staats- und gelehrten Sachen“. Zur Unterscheidung von der „Vossischen Zeitung“ („Tante Voß“) wurde diese Zeitung von den Berlinern „Onkel Spener“ genannt. Sie befand sich seit 1827 im Besitz des Bibliothekars Samuel Heinrich Spiker. Humboldt ließ ihm mehr oder weniger regelmäßig Auszüge aus Briefen zukommen, die er von Forschungsreisenden empfangen hatte; oder sandte ihm Nachrichten von Expeditionen, welche ihn auf anderem Wege erreicht hatten. Zudem ließ er von ihm selbst unterzeichnete Mitteilungen persönlichen Inhalts einrücken, mit denen er sich an das Lesepublikum wenden wollte. Spiker seinerseits berichtete in seinem Blatt von sich aus über Betätigungen Humboldts in den Akademien von Berlin, Paris sowie in anderen gelehrten Gremien, wie beispielsweise in der Gesellschaft für Erdkunde in Berlin, informierte über Publikationen Alexanders, über dessen Reisen, Auszeichnungen und Ehrungen, über wichtige Ereignisse im Kreise der Familie seines Bruders Wilhelm – kurz, es verging kaum ein Monat, ohne dass die Leserschaft der „Spenerschen Zeitung“ nicht wenigstens einmal auf den Namen Humboldt gestoßen wäre. Nicht immer war Humboldt mit der Redigierung durch Spiker und seine Mitarbeiter einverstanden, gelegentlich musste er Berichtigungen fordern. Aber im Großen und Ganzen fand er, das Blatt sei „vortrefflich geschrieben“ und, was ihm noch wichtiger war, es sei „durch viele seltene literarische [d.h. wissenschaftliche] Notizen bereichert.“ Dennoch musste Spiker gegen fallende Abonnentenzahlen kämpfen: Waren es 1828 noch 11 000, so betrug die Auflagenhöhe in Spikers Todesjahr 1858 nur noch 5600.

## Die Kosmos-Vorlesungen und das Engagement für eine neue Sternwarte

Existierten Humboldts geomagnetische Messstellen nur vorübergehend, so verdankte ihm Berlin auch Einrichtungen, die länger Bestand hatten. An erster Stelle ist in diesem Zusammenhang der Neubau der Sternwarte zu nennen. Als er 1827 seinen dauernden Wohnsitz von Paris nach Berlin verlegte, kam er mit einem wissenschaftsorganisatorischen Programm:

*„Berlin muss mit der Zeit die erste Sternwarte, die erste chemische Anstalt, den ersten botanischen Garten, die erste Schule für transzendente Mathematik besitzen. Da haben Sie das Ziel meiner Arbeiten und den Zusammenhang meiner Anstrengungen.“*<sup>18</sup>

<sup>18</sup> A. v. Humboldt an Samuel Heinrich Spiker, Berlin, vor dem 12.4.1829, dt. Übers. aus dem Franz.: Ebenda, S. 63.

Die erste dieser „Anstrengungen“ im Winter 1827/28 bestand in einer Vorlesungsreihe an der Berliner Universität und parallel dazu in einer mehr populär gehaltenen Vortragsreihe in der „Singakademie“<sup>19</sup> vor insgesamt rund 13 000 Hörern in Form einer „Art physischer Weltbeschreibung“, um zu zeigen, dass er nicht gekommen sei, „um am Hofe zu leben, sondern dass geistige Bestrebungen allein den Menschen ehren können.“ Er hielt es für eine „politische Pflicht“, dem Ausland zu demonstrieren, „wo das intellektuelle Leben fortatmet“. Nach dem Ende der Vorlesungsreihe bedankten sich enthusiastische Hörerinnen und Hörer bei Humboldt mit einem Gedicht, das die „Spencersche Zeitung“ am 29. März 1828 abdruckte:

*„An den Freiherrn Alexander v. Humboldt,*

von mehreren seiner Schülerinnen und Schüler.  
Der Du vom fernsten Nebelflecke  
Zu uns’rer Sonne Himmelsdecke  
Das Weltall geistig uns erklärt,  
Wie in dem Deuten der Atome  
Auf deiner Suada mächt’gem Strome  
Den hohen Meister uns bewährt; –  
Der Du die Wichtigkeit der Thiere,  
Und daß kein Wesen sich verliere,  
Voll Geist und Scharfsinn uns gelehrt;  
Wie Du den Schöpfer dieser Räume  
Und aller Welten, Wesen, Bäume,  
Durch Deinen Vortrag tief verehrt; –  
Der Du durch Herschels Teleskopen  
Den mag’schen Himmel Deiner Tropen  
Gleich aller Elemente Zank  
Uns aufgeschlossen, – doch Versöhnen  
Im Weltall zeigtest, voll des Schönen:  
Nimm, edler Lehrer, unsern Dank.“<sup>20</sup>

Noch ehe das enorme Interesse an den „Kosmos-Vorlesungen“ abgeflaut war, legte Humboldt schon den Plan zum Bau der neuen Sternwarte in der Lin-

---

<sup>19</sup> Hamel, Jürgen und Klaus Harro Tiemann (Hg.): Alexander von Humboldt über das Universum. Die Kosmosvorträge 1827/28 in der Berliner Singakademie. Frankfurt/M. und Leipzig 1993.

<sup>20</sup> Alexander von Humboldt – Samuel Heinrich Spiker. Briefwechsel. Hrsg. v. Ingo Schwarz unter Mitarb. v. Eberhard Knobloch. Berlin 2007, S. 249 (Beiträge zur Alexander-von-Humboldt-Forschung, 27).

denstraße gegenüber dem Kammergericht vor, die das völlig veraltete Observatorium in der Dorotheenstadt ersetzen sollte.<sup>21</sup> Seine ganze Aufmerksamkeit und Förderung ließ er diesem Projekt bis zur Fertigstellung im Jahre 1835 zuteil werden. Durch seine Anregung, interessierten Bürgern die Sternwarte zu bestimmten Stunden zugänglich zu machen, erwarb sich Humboldt einen Platz in der Geschichte der Popularisierung der Astronomie, wie er durch sein Alterswerk, den Bestseller „Kosmos“, zu einem Klassiker der Naturwissenschaftshistorie geworden ist.

Wir können hier nicht auf sämtliche Initiativen Humboldts zugunsten der Naturwissenschaften in Berlin eingehen und begnügen uns mit der Aufzählung einer Auswahl. Da wäre seine schon 1806/07 einsetzende Einflussnahme auf eine Reformierung der Königlich Preußischen Akademie der Wissenschaften zu nennen, weitgehend auf Humboldts Pariser Erfahrungen beruhend. Auf die Zuwahl neuer Mitglieder nahm er wiederholt Einfluss. Humboldt war Unterzeichner bzw. Mitunterzeichner der Wahlvorschläge für den Geologen Leopold von Buch, den Physiologen Johannes Peter Müller, den Botaniker Adelbert von Chamisso, den Mineralogen Gustav Rose, die Chemiker Justus von Liebig und Jean-Baptiste Boussingault, um nur einige der glanzvollsten Namen zu nennen.

1830 befasste sich Humboldt mit dem Projekt einer optischen Telegraphen-Versuchsanlage. Einundzwanzig Jahre später suchte er, begleitet von dem Physiologen Emil du Bois-Reymond, Werner Siemens in dessen Werkstatt auf, um sich über die neuesten Entwicklungen auf dem Gebiet der elektrischen Telegraphie belehren zu lassen und dem viel versprechenden Techniker seine Referenz zu erweisen.<sup>22</sup> 1840 legte Humboldt dem gerade gekrönten König Friedrich Wilhelm IV. die von Heinrich Lichtenstein verfassten „Gedanken über die Errichtung Zoologischer Gärten in Berlin“ vor und förderte in der Folgezeit den Aufbau des Berliner Zoos. Eine Statue, siehe Abbildung 2, erinnert daran. An dieser Stelle wäre auch seiner vielfältigen Bemühungen um die weitere Ausgestaltung des Botanischen Gartens und um die Dienstreisen von dessen Mitarbeitern zu gedenken, von seinen unzähligen Eingaben zugunsten von Mitgliedern des Lehrkörpers und von Anstalten der Berliner Universität, von seinen Bemühungen um die Stärkung der Konkurrenzfähigkeit der Berliner Optiker und

<sup>21</sup> Vgl. dazu: Knobloch, Eberhard: „Es wäre mir unmöglich nur ein halbes Jahr so zu leben wie er“, Encke. Humboldt und was wir schon immer über die neue Berliner Sternwarte wissen wollten. In: Alexander von Humboldt in Berlin. Sein Einfluß auf die Entwicklung der Wissenschaften. Beiträge zu einem Symposium. Hrsg. v. Jürgen Hamel, Eberhard Knobloch, Herbert Pieper. Augsburg 2003, S. 27–57 (Algorismus. Studien zur Geschichte der Mathematik und der Naturwissenschaften, hrsg. von Menso Folkerts, H. 41).

<sup>22</sup> Vgl. Briefwechsel zwischen Alexander von Humboldt und Emil du Bois-Reymond. Hrsg. v. Ingo Schwarz und Klaus Wenig. Berlin 1997, S. 174 (Beiträge zur Alexander-von-Humboldt-Forschung, 22).

Feinmechaniker gegenüber ihren Münchner und Hamburger Kollegen gar nicht zu reden. Wenigstens erwähnt werden muss noch das Meteorologische Institut in Berlin, das am 17. Oktober 1847 bei dem Staatlichen Statistischen Büro errichtet wurde. Es verdankt seine Gründung sehr wesentlich der 1844 beginnenden zähen Vorarbeit durch Alexander von Humboldt.<sup>23</sup> Er hat nicht nur in zahlreichen Briefen an verantwortliche Staatsmänner immer wieder auf den Sinn einer solchen Einrichtung unter taktisch klugen Hinweisen auf den innigen Zusammenhang aufmerksam gemacht, „in dem unleugbar alle klimatischen Veränderungen und meteorologischen Prozesse mit den Kornpreisen und einem großen Teil des Gewerbes stehen“, sondern darüber hinaus auf die personelle Besetzung und sogar auf solche Einzelheiten, wie die Wahl der Beobachtungsstunden, Einfluss genommen.

### **Einsatz für die schönen Künste**

Das Wirken des Naturforschers für Berlin blieb allerdings nicht auf wissenschaftlich-technische Bereiche begrenzt. Der Briefwechsel mit dem Museumsdirektor Ignaz von Olfers belegt Humboldts Interesse auch an den bildenden Künsten. So setzte er sich 1855 für den Ankauf von Ölgemälden und Federzeichnungen des durch seine Darstellungen der nordamerikanischen Indianer bekannten George Catlin für die königlichen Sammlungen ein.<sup>24</sup> Wenn Berliner Museen heute zahlreiche Darstellungen der Tropenwelt etwa von Ferdinand Bellermann oder Johann Moritz Rugendas besitzen, so ist dies zu keinem geringen Teil dem fördernden Interesse Humboldts zu danken.

Dass der gemeinhin als unmusikalisch geltende Naturforscher auch auf das Berliner Musikleben Einfluss genommen hat, mag auf den ersten Blick verwundern, ist aber zu belegen. So regte er 1828 den jungen Felix Mendelssohn Bartholdy zur Komposition einer Kantate an, die während der unter Humboldts Vorsitz stattfindenden 7. Versammlung der deutschen Naturforscher und Ärzte aufgeführt wurde. Das über ein Jahrhundert verschollene Werk nach einem nicht sonderlich eindrucksvollen Text des Opernlibrettisten Ludwig Rellstab wurde erst im Rahmen der Feierlichkeiten zu Humboldts 100. Todestag 1959

---

<sup>23</sup> Vgl. Bernhard, Karl-Heinz: Alexander von Humboldts Beitrag zur Entwicklung und Institutionalisierung von Meteorologie und Klimatologie im 19. Jahrhundert. In: Alexander von Humboldt in Berlin. Sein Einfluß auf die Entwicklung der Wissenschaften. Beiträge zu einem Symposium. Hrsg. v. Jürgen Hamel, Eberhard Knobloch, Herbert Pieper. Augsburg 2003, S. 195–221 (Algorismus. Studien zur Geschichte der Mathematik und der Naturwissenschaften, hrsg. von Menso Folkerts, H. 41).

<sup>24</sup> Olfers, E[rnst] W[erner] M[aria] von (Hg.): Briefe Alexander v. Humboldt's an Ignaz v. Olfers, Generaldirektor der Kgl. Museen in Berlin. Nürnberg und Leipzig 1913, S. 189, S. 191, S. 193, S. 195, S. 207.

wieder der Öffentlichkeit vorgestellt. Es ist seitdem in Berlin und in New York wieder aufgeführt worden. Eine von der Alexander von Humboldt-Stiftung 2003 veranstaltete Aufnahme liegt auch als CD vor.<sup>25</sup>

Als enger Freund und „Protector“ des seinerzeit weltberühmten Komponisten Giacomo Meyerbeer setzte sich Humboldt bei König Friedrich Wilhelm III. und bei dessen Nachfolger dafür ein, dass die in Paris gefeierte, in Berlin aber aus politisch-religiösen Gründen verbotene Oper „Die Hugenotten“ nicht in einer verstümmelten Form, sondern in der Originalversion aufgeführt wurde. Man kann mit Bestimmtheit annehmen, dass Humboldt auch seinen Einfluss nutzte, als Meyerbeer durch Friedrich Wilhelm IV. 1842 zum Nachfolger Gasparo Spontinis im Amt des Preußischen Generalmusikdirektors berufen wurde. Dies war deshalb von besonderer Tragweite, weil damit zum ersten Mal ein bekennender Jude in eine so hohe Position gelangte. Sicher ist, dass die Tragödie „Struensee“ von Meyerbeers jüngerem Bruder Michael Beer durch Humboldts Vermittlung 1846 zur Aufführung gelangte. Er besuchte die Potsdamer Premiere des Schauspiels, zu dem Meyerbeer eine Ouvertüre und Musik für die Zwischenakte komponiert hatte, und berichtete dem König über den Erfolg. Ohne die schützende Hand und den Zuspruch Humboldts wäre für den sensiblen Komponisten, dem Paris zu Füßen lag, der aber in Berlin trotz des Wohlwollens der königlichen Familie „keine Mitteilung des Enthusiasmus, nur Mitteilung kleinlicher Kritik“<sup>26</sup> erfuhr, gewiss das Leben in seiner Heimatstadt gänzlich unerträglich geworden.

### Humboldt wird Ehrenbürger Berlins

Berlin revanchierte sich für die ungezählten von Humboldt ausgegangenen Impulse zur Hebung seiner wissenschaftlichen und kulturellen, wirtschaftlichen und technischen Bedeutung, indem es ihn im Januar 1856 zu seinem Ehrenbürger machte. Dies geschah etwas spät, wenn man bedenkt, dass Potsdam ihm die gleiche Ehrung bereits im Oktober 1849 hatte zuteil werden lassen. In seiner Antwort an die Delegation, die ihm die Urkunde überbrachte, ist nicht die geringste Spur mehr von Unzufriedenheit mit der Stadt zu finden, deren doch, wie wir gehört haben, seine Briefe so reichlich enthielten:

*„Sie haben mir, hochverehrte Männer, durch den lebenden und beredten Ausdruck des Wohlwollens dieser großen Stadt, die ich heute mit erhöhtem Stolze meine Vaterstadt nenne, eine Ehre erwiesen, die von keiner derer über-*

<sup>25</sup> Wolfgang Amadeus Mozart: Streichquartett G-Dur KV 156 (134b), Fünf Fugen von J. S. Bach, instrumentiert für Streichquartett, KV 405; Felix Mendelssohn Bartholdy: Begrüßung („Humboldt-Kantate“) für Männerchor und Blasorchester, Festgesang an die Künstler (Schiller) für Männerchor und Blechbläser.

<sup>26</sup> Vgl. Becker, Heinz: Vertrauliche Indiskretionen. Alexander von Humboldt und Giacomo Meyerbeer. In: Knopp, Werner (Hg.): Jahrbuch Preußischer Kulturbesitz, Bd. 27. Berlin 1991, S. 477–513.

*troffen wird, welche mir durch die frühe Aufmunterung meiner Zeitgenossen in einem langen und vielbewegten Leben zu Teil geworden sind. Was von den ruhmvollen und großen scientificischen Vereinen ausgeht, bezieht sich auf den Anbau des Wissens, des Erkennens, des Forschens; auf die mühevollen, nicht immer gefahrlosen Bestrebungen, die physische Welt der Erscheinungen und das, was wir von ihren ewigen Gesetzen zu verstehen glauben, vernunftmäßig zu deuten. Sie dagegen berühren durch das, was Sie mir so liebevoll darbieten, eine andere Region; die der Gefühle, der heiligen Pflichten und zarten Bande des Bürgerlebens. Sie schenken mir durch Ihre Gabe das ehrenvolle Zeugnis, daß Sie Ihre Billigung nicht versagen den Richtungen meiner Gesinnung und Wünsche als Bürger und Glied des gemeinsamen Vaterlandes; nicht der Wärme und Ausdauer, mit welcher ich (seit mehr als einem halben Jahrhundert) in allen meinen Schriften diese Richtungen unwandelbar zu verteidigen strebe. Worte fehlen mir, um dieser großen, durch Kunstliebe und Gewerbefleiß verherrlichten Stadt, die das Zentrum der Monarchie bildet und mich zu ihrem Ehrenbürger ernannt hat, meinen tiefgefühlten Dank darzubieten, Dieser Dank empfängt hier noch eine höhere Weihe in der Erinnerung an die immerfort wachsende Sorgfalt, mit der die Väter der Stadt (zur Freude eines hochbegabten, mein Alter durch seine Huld verschönernden Monarchen) die Mittel vielfältigen, durch welche, zwanglos, Erhöhung der Intelligenz und veredelnde Sittlichkeit auch in die ärmeren, arbeitenden, und schon deshalb um so beachtenswerteren Schichten des Volkslebens dringen. Die edelste und eine unverwelkliche Blüte des Wohlstandes ist die, welche sich im Schoße fortschreitender geistiger Kultur entfaltet.“<sup>27</sup>*

Humboldt erweist sich auch hier als ein Meister der Diplomatie, wenn er die sich bietende Gelegenheit nutzt, um den Magistrat zur Erhöhung der für kulturelle Zwecke und für Volksbildung bestimmten Mittel zu bewegen. Gewissermaßen durch die Blume lässt er die Ratsherren wissen, dass König Friedrich Wilhelm IV. seine Wünsche völlig teile.

## **Humboldts Berliner Wohnungen**

Nach seiner endgültige Rückkehr aus Paris hatte Humboldt nur drei Wohnungen in Berlin: In den ersten Jahren, bis Mai 1841, war seine Adresse „Hinter dem neuen Packhofe Nr. 4, 1. Etage im Haus des Hofzimmermeisters Glatz“. Hier beherbergte er 1828 während der 7. Versammlung deutscher Naturfor-

---

<sup>27</sup> Die Ansprache wurde in der Tagespresse publiziert und als Separatdruck durch Humboldt an Freunde und Bekannte verteilt. Wieder abgedruckt in: Ehrenbürger Berlins. Eine Dokumentation von Ingo Schwarz. Mit einer Einführung von Jutta Weber. Berlin 2006, S. 12 (Beiträge der Staatsbibliothek zu Berlin – Preußischer Kulturbesitz, 23).

scher und Ärzte den Mathematiker Carl Friedrich Gauß. Aus diesem Quartier auf der heutigen Museumsinsel wurde Humboldt durch den Bau des Neuen Museums gleichsam „vertrieben“. Für eine Übergangszeit mietete er vier Zimmer in der Rosenstraße Nr. 3 auf dem Friedrichswerder, in der Nähe der gleichnamigen Kirche. Humboldt fand diese Gegend „zu geräuschvoll“, und er sah sich bald nach einem neuen Domizil um. Dieses fand er schließlich in der Oranienburger Straße 67. Auch hier wohnte er zur Miete, die sich auf 187 Reichstaler und 15 Silbergroschen pro Quartal belief. Haus und Garten kaufte im Frühjahr 1844 der mit Humboldt befreundete Bankier Joseph Mendelssohn, um dem inzwischen betagten Gelehrten durch Eigentümerwechsel und Mieterhöhungen bedingte weitere Umzüge zu ersparen. Humboldt bewohnte hier gemeinsam mit der Familie seines Dieners Johann Seifert die zweite Etage. Den Raum, in dem Humboldt an seinen Schriften arbeitete, beschreibt der Ägyptologe Heinrich Brugsch in seinen Lebenserinnerungen so:

*„Sein schmuckloses Arbeitszimmer, ein kleines, einfenstriges Zimmer, lag nach dem Hofe hinaus, an dessen Hinterseite sich ein Gärtchen befand, dessen Mauer an die Johannisstraße stieß. Ein später Spaziergänger konnte von hier aus noch um drei Uhr nachts das erleuchtete Fenster erkennen, hinter welchem der unsterbliche Gelehrte vor einem Tische saß, um seinen Kosmos niederzuschreiben. Erst gegen vier Uhr pflegte er sein Bett in einem winzig kleinen Alkoven aufzusuchen, in welchem er auch seinen Geist aufgab.“<sup>28</sup>*

Die bekannten von Eduard Hildebrandt gemalten Aquarelle geben ein genaues Bild des hier beschriebenen Zimmers sowie der Humboldtschen Bibliothek. Viele Besucher wurden in diesen Räumen empfangen, darunter nicht wenige Nordamerikaner, denen Humboldt bis kurz vor seinem Tode gern eine Stunde seiner knappen Zeit schenkte. In Deutschland kaum bekannt geworden ist der folgende Bericht eines amerikanischen Journalisten, der Humboldt Ende Dezember 1849 besuchte:

*„Ich war so glücklich, den Patriarchen der modernen Wissenschaft, den ehrwürdigen Alexander von Humboldt zu treffen. Während des Sommers, eigentlich bis zur letzten Woche, hatte er im königlichen Schloss zu Potsdam gewohnt; als der König nach Charlottenburg übersiedelte, kehrte er in seine eigene Wohnung nach Berlin zurück. Einer seiner Freunde, dem ich für viele Freundlichkeiten verpflichtet bin, bot mir an, mich ihm vorzustellen, und schrieb einige Zeilen, um ein Interview für mich zu erbitten. Dies ist nötig, denn unangemeldete Besucher werden selten oder nie vorgelassen.“*

*Die erste Post brachte die Antwort, augenscheinlich vor Tagesanbruch geschrieben und vor sieben Uhr aufgegeben. Sie legte die Stunde des Empfangs*

<sup>28</sup> Beck, Hanno (Hrsg.): Gespräche Alexander von Humboldts. Berlin 1959, S. 228.

*auf 13 Uhr am 29. fest. Aber an diesem Tage informierte mich ein zweites Billett, dass man Herrn von Humboldt unerwartet befohlen hatte, zu der festgelegten Stunde an einer Hofzeremonie teilzunehmen, und so bat er uns, unseren Besuch auf den 30. um dieselbe Zeit zu verschieben. Ich erwähne dies als Illustration der Aufmerksamkeit, die er kleinen Dingen schenkt. Er betrachtet sich nicht als von der Erfüllung all der kleinen Pflichten des gesellschaftlichen Verkehrs ausgenommen. Genau zur bestimmten Zeit waren wir vor seiner Tür. Das Haus ist einfach und bequem, in seinem trüben, lehmgelben Anstrich den anderen dreigeschossigen Berliner Häusern ähnlich. Der Eingang führt durch einen großen Torweg, man fährt hinein und steigt am Fuße der Treppe aus.*

*Humboldt bewohnt die zweite Etage. Ein stattlicher, wohlgenährter Diener in Livrée öffnete auf unser Läuten und führte uns in einen kleinen Vorraum, wo wir unsere Mäntel und Hüte ablegten und warteten, bis man unseren Besuch gemeldet hatte. Uns blieb kaum Zeit, ein großes, auf Holz nach der alten Flämischen Schule gemaltes Bild an der Wand wahrzunehmen, und einige ausgestopfte Vögel, hervorragende Beispiele der Taxidermie, auf einem runden Tisch zu bestaunen, bis der Diener wieder erschien und uns durch einen großen Raum, dessen Wände von der Decke bis zum Fußboden mit Büchern in schlichten Regalen bedeckt waren, in Humboldts Zimmer geleitete. Er erwartete uns an der Tür und begrüßte uns sehr herzlich. Ich muss bekennen, dass ich auf den ersten Blick enttäuscht war, denn seine Büsten und Bilder hatten mir die Vorstellung eines Mannes von beinahe sechs Fuß Größe, kräftiger und aufrechter Gestalt vermittelt. Statt dessen stand vor mir ein Mann von mittlerer Größe, der einst robuster Körper und die Gliedmaßen im Alter abgemagert, der Kopf geneigt und die Schultern unter der Last von mehr als achtzig Sommern gebeugt. [...] Er begann die Unterhaltung in englischer Sprache mit einer Entschuldigung für seinen unvollkommenen Stil und bediente sich ihrer während des größten Teils des Interviews. Die Wahrheit gebietet mir zu sagen, dass Herr von Humboldt viel besser als voreilige Bewunderer um seine Beherrschung dieser Sprache weiß. Im Gegensatz zu der allgemein so leichtfertig aufgestellten Behauptung, muss ich ihm darin beipflichten, dass er sie nicht perfekt, wohl aber gut und sehr fließend spricht. Ein ausländischer Akzent machte sein Englisch weniger verständlich als sein Französisch, das er mit Eleganz und wie eine Muttersprache beherrscht. Als er auf den französischen Gelehrten [Joseph Nicolas] Nicollet zu sprechen kam, bediente er sich dieser Sprache, und sein Witz und spielerischer Humor erschien in einem sehr vorteilhaften Licht. Hier erkannte ich zum ersten Mal den Literaten, dessen Geschmack und Genie unsterblichen Ruhm gewonnen haben. In der stillen Satire und in dem Reichtum des Stils lag eine unnachahmliche Kraft der Wortmalerei und des geglückten Ausdrucks, durch die von seinen vielen Büchern eine so große Faszination ausgeht.“*

Der nun folgende Teil des Berichts ähnelt anderen überlieferten Interviews mit Amerikanern darin, dass sich Humboldt über nordamerikanische Entwicklungen, insbesondere in den Naturwissenschaften, gut informiert zeigte. Über Humboldts Tagesablauf wusste der Besucher dieses zu berichten:

*„Er steht um sechs Uhr im Winter, um fünf Uhr im Sommer auf, studiert zwei Stunden, trinkt eine Tasse Kaffee, kehrt in sein Arbeitszimmer zurück und beginnt mit dem Beantworten von Briefen, deren er jährlich mehr als hunderttausend erhält. (Ich habe gehört, daß es doppelt so viele sind, aber ich möchte nicht übertreiben.) Von zwölf bis vierzehn Uhr empfängt er Besucher und kehrt dann an die Arbeit zurück. Um sechzehn Uhr diniert er, im Sommer mit dem König, im Winter zu Hause. Die Stunden zwischen sechzehn und dreiundzwanzig Uhr verbringt er an der Tafel und im Allgemeinen in Gesellschaft des Königs, manchmal jedoch bei Versammlungen gelehrter Gesellschaften oder gemeinsam mit Freunden. Um dreiundzwanzig Uhr zieht er sich in sein Arbeitszimmer zurück und bleibt dort bis ein oder zwei Uhr, beantwortet Briefe, schreibt seine Arbeiten oder bereitet sie durch Studien vor. Seine besten Bücher wurden alle in der Nacht geschrieben.[...]“<sup>29</sup>*

Ob dieser Bericht in allen Einzelheiten zuverlässig ist, wollen wir dahingestellt sein lassen. Einige Informationen scheinen auf Hörensagen zu beruhen, wie etwa die Zahl der von Humboldt empfangenen Briefe. Man hat hochgerechnet, dass er zwischen 1797 und 1859 weit über 100 000 Briefe erhalten hat, was bedeuten würde, dass Tag für Tag 4 bis 5 Postsendungen bei ihm eingingen, wobei zu berücksichtigen ist, dass seine Korrespondenz in den letzten Lebensjahren stetig wuchs. Dem entspricht annähernd die Zahl von im Jahresmittel „1600 bis 2000 Nummern (Briefe, Druckschriften über [ihm] ganz fremde Gegenstände, Manuskripte, deren Beurteilung gefordert wird, Auswanderungs- und Kolonialprojekte, Einsendungen von Modellen, Maschinen und Naturalien, Anfragen über Luftschiffahrt, Vermehrung autographischer Sammlungen, Anerbieten, [ihn] häuslich zu pflegen, zu zerstreuen und zu erheitern u.s.w.)“, die er in einem am 15. März 1859 verfassten und in der Presse verbreiteten „Ruf um Hülfe“<sup>30</sup> nennt, und in dem er verzweifelt darum bittet, dass man ihm noch etwas Ruhe und Muße zu eigener Arbeit lassen möge.

Von dem im Interview erwähnten Hofdienst vermittelt kein geringerer als Otto von Bismarck ein drastisches, gewiss einseitig übertriebenes Bild:

<sup>29</sup> [Stoddard, Richard Henry:] *The Life, Travels and Books of Alexander von Humboldt*. New York 1860, S. 446–454. (Übersetzung aus dem Englischen: I. Schwarz)

<sup>30</sup> *Berlinische Nachrichten von Staats- und gelehrten Sachen* Nr. 67 vom 20.3.1859, S. [4]; neu abgedruckt in: Alexander von Humboldt. *Mein vielbewegtes Leben. Der Forscher über sich und seine Werke*. Ausgewählt und mit biographischen Zwischenstücken versehen v. Frank Holl. Frankfurt am Main 2009, S. 271.

„Humboldt las „gewöhnlich vor, oft stundenlang – eine Lebensschreibung von einem französischen Gelehrten oder einem Baumeister, die keinen Menschen als ihn interessierte. Dabei stand er und hielt das Blatt dicht vor die Lampe. Mitunter ließ er es fallen, um sich mit einer gelehrten Bemerkung darüber zu verbreiten. Niemand hörte ihm zu, aber er hatte doch das Wort. Die Königin nähte in einem fort an einer Tapissérie und verstand gewiß nichts von seinem Vortrage. Der König besah sich Bilder – Kupferstiche und Holzschnitte – und blätterte möglichst geräuschvoll darin, in der stillen Absicht augenscheinlich, nichts davon hören zu müssen. Die jungen Leute seitwärts und im Hintergrunde unterhielten sich ganz ungeniert, kicherten und übertäubten damit förmlich seine Vorlesung. Die aber murmelte, ohne abzureißen, fort wie ein Bach. [Der Generaladjutant des Königs, Leopold von] Gerlach, der gewöhnlich auch dabei war, saß auf einem kleinen runden Stuhle, über dessen Rand sein fetter Hinterer auf allen Seiten herabhing, und schlief, daß er schnarchte, so daß ihn der König einmal weckte und zu ihm sagte: ‘Gerlach, so schnarchen Sie doch nicht.’ [...] Es war dem alten Herrn [von Humboldt] sehr verdrießlich, wenn er nicht das Wort führen durfte. Ich erinnere mich, einmal war einer da, der die Rede an sich riß, und zwar auf ganz natürliche Weise, indem er Dinge, die alle interessierten, hübsch zu erzählen wußte. Humboldt war außer sich. Mürrisch füllte er sich den Teller mit einem Haufen – so hoch (er zeigte es mit der Hand) – von Gänseleberpastete, fettem Aal, Hummerschwanz und andern Unverdaulichkeiten – ein wahrer Berg! – es war erstaunlich, was der alte Mann essen konnte.“<sup>31</sup>

### Ein Lebensabend voller Aktivität

Humboldts Lebensabend war alles andere als eine beschauliche, zurückgezogene oder gar isolierte Gelehrtenexistenz im Biedermeier. Seine Tage waren angefüllt mit harter Arbeit, unterbrochen durch teils lästige, teils willkommene Besucher: Reisende, Studenten, Kollegen und Bittsteller. Humboldt half, wo er konnte, dabei nicht auf Stand oder Glaubensbekenntnis des Schutz- oder Hilfebedürftigen achtend. Wen er für würdig befand, der konnte sich tätiger Unterstützung gewiss sein, auch wenn es um scheinbar Nebensächliches ging.

Gewissen Ersatz für ein Familienleben fand Alexander von Humboldt im Hause seiner Nichte Gabriele von Bülow in Tegel. Die überlieferte Korrespondenz zeigt ihn als liebevollen, besorgten Onkel und Großonkel, dem auch die kleinen Nöte seiner Verwandten nicht gleichgültig sind.

Besonders hingezogen fühlte sich Humboldt zu Amalie Beer, der Mutter des erwähnten Komponisten Giacomo Meyerbeer und des befreundeten Amateurastronomen, Kaufmanns und Publizisten Wilhelm Beer. In der gastlichen Atmosphäre der Beerschen Villa im Tiergarten verlebte der von allen Verehrte und Umsorgte so manche „glückliche Stunde“.

<sup>31</sup> Beck, Hanno (Hg.): Gespräche Alexander von Humboldts. Berlin 1959, S. 239.

Zu seinen langjährigen vertrauten Freunden zählten auch die Bankiers Joseph und Alexander Mendelssohn, die Humboldts Finanzen bzw. Schulden verwalteten. Alexander Mendelssohns Expertenwissen etwa „über die Schwankungen der Goldproduktion mit Rücksicht auf staatswirtschaftliche Probleme“ (so der Titel einer Humboldtschen Schrift von 1838) war wiederholt gefragt. Dafür revanchierte sich Humboldt mit so manchem für einen Bankier nützlichen Hinweis auf innen- und außenpolitische Entwicklungen.<sup>32</sup>

Nicht zuletzt nahm Humboldt persönlichen Anteil am Familienleben seines Dieners Seifert. Er vererbte den Seiferts schon zu Lebzeiten seine Habe, was zu der Vermutung Anlass gab, man habe ihn schamlos ausgenutzt. Unverständlich ist die Tatsache, dass Humboldt seine Verwandten praktisch enterbte und dadurch – bewusst oder unbewusst – in Kauf nahm, dass die sehr wertvolle, etwa 11 000 Bände umfassende Bibliothek nicht in Berlin blieb. Sie wurde an einen amerikanischen Buchhändler verkauft und fiel zu großen Teilen in London einem Brand zum Opfer.

Am 6. Mai 1859 starb Humboldt um 14.30 Uhr in seiner Wohnung. Der damals bekannteste Ehrenbürger seiner Stadt erhielt ein Staatsbegräbnis, das für den 10. Mai anberaumt wurde. Der Trauerzug bestand aus Familienangehörigen und Dienern, Rittern der Orden, denen Humboldt angehört hatte, Professoren und Studenten der Universität, den Mitgliedern der Akademien der Wissenschaften und der Künste, dem Magistrat und den Stadtverordneten, hohen Staatsbeamten und Militärs, Angehörigen des Diplomatischen Corps sowie Vertretern aller Stände Berlins und der benachbarten Städte. Man geleitete Humboldts sterbliche Überreste zum Dom, wo der Staatsakt in Anwesenheit des Prinzregenten, des nachmaligen Kaisers Wilhelm I., stattfand. In der Nacht vom 10. zum 11. Mai wurde der Sarg nach Tegel überführt. Dabei kam es zu skandalösen Ausschreitungen, die ein Zeitgenosse wie folgt beschrieb:

*„So würdig die Haltung der Berliner am Tage gewesen, jetzt brach der wahnsinnige Mutwille des Pöbels los, der Gesang andächtiger Begleiter ward durch Geschrei und Unfug elender Strolche wüst übertäubt. Ein Vorgang, wie er nur in Berlin möglich ist; es war, als wollte sich die übermütige Stadt an dem feindseligen Spotte ihres größten Sohnes rächen, der doch gerade darin seine Abkunft von ihr klärllich bewahrt hatte. Das Begräbnis am Morgen des 11. war still und ländlich.“*<sup>33</sup>

<sup>32</sup> Vgl. Reissner, Hanns G.: „Alexander von Humboldt im Verkehr mit der Familie Josef Mendelssohn“. In: Mendelssohn-Studien. Beiträge zur neueren deutschen Kultur- und Wirtschaftsgeschichte, Bd. 2. Berlin 1975, S. 141–182.

<sup>33</sup> Vgl. Biermann, Kurt R. und Ingo Schwarz: „Gestört durch den Unfug elender Strolche“ Die skandalösen Vorkommnisse beim Leichenbegängnis Alexander von Humboldts im Mai 1859. In: Mitteilungen des Vereins für die Geschichte Berlins 95 (1999) H. 1, S. 470–475, Zit. S. 473.

Dove, Alfred: „Alexander von Humboldt auf der Höhe seiner Jahre“. In: Bruhns, Karl (Hg.): Alexander von Humboldt. Eine wissenschaftliche Biographie, Bd. 2. Leipzig 1872, S. 478.

Es ist bemerkenswert, dass diese Vorgänge in zeitgenössischen Berichten und späteren Darstellungen kaum Beachtung fanden. Die eigentlichen Ursachen sind bis heute nicht geklärt. Dem oben zitierten Erklärungsversuch muss allerdings widersprochen werden, denn Humboldts „Mockerien“ waren nicht „feindselig“, sondern wurden gewissermaßen mit einem Augenzwinkern vorgebracht und damit relativiert. Indizien deuten indessen darauf hin, dass es in Berlin eine gewisse Tradition für saturnalische Ausschreitungen durch Randgruppen der Gesellschaft bei Beisetzungen wohlhabender bzw. prominenter Bürger gab.

Alexander von Humboldt, dem man 1883 ein Denkmal von der Universität setzte, ist bis heute einer der größten Söhne unserer Stadt. Von hier ging am 3. November 1827 die noch heute brandaktuelle Mahnung Alexander von Humboldts in die Welt, wonach materieller Reichtum und wachsender Wohlstand der Nationen auf sorgfältiger Benutzung von Naturprodukten und Naturkräften beruhe und der Zustand Europas lehre, dass Stillstand oder gar Rückschritt notwendigerweise zur Verminderung und endlich zur Vernichtung des Nationalreichtums führen müsse. Dabei bezog sich Humboldt auf Goethe, nach dem „es im Bewegten und Werden kein Bleiben gibt“ und es sich mit dem „Lebensgeschick der Staaten“ wie mit der Natur verhalte, „die ihren Fluch gehängt hat an das Stillestehen.“ „Nur ernste Belebung chemischer, mathematischer und naturhistorischer Studien wird einem von dieser Seite einbrechenden Übel entgegenzutreten,“ fügte Humboldt der Goetheschen Einsicht hinzu, zugleich seinen ökologischen Mahnruf ergänzend:

*„Wissen und Erkennen sind die Freude und die Berechtigung der Menschheit; sie sind Teile des National-Reichtums, oft ein Ersatz für die Güter, welche die Natur in allzu kärglichem Maße ausgeteilt hat. Diejenigen Völker, welche an der allgemeinen industriellen Tätigkeit, in Anwendung der Mechanik und technischen Chemie, in sorgfältiger Auswahl und Bearbeitung natürlicher Stoffe zurückstehen; bei denen die Achtung einer solchen Tätigkeit nicht alle Klassen durchdringt, werden unausweichlich von ihrem Wohlstande herabsinken. Sie werden es um so mehr, wenn benachbarte Staaten, in denen Wissenschaft und industrielle Künste in engem Wechselverkehr mit einander stehen, wie in erneuerter Jugendkraft vorwärts schreiten.“<sup>34</sup>*

---

<sup>34</sup> Humboldt, Alexander von: Kosmos. Entwurf einer physischen Weltbeschreibung, Bd. 1. Stuttgart und Augsburg 1845, S. 35–36.



„... eine reiche Quelle der Fortbildung, Belehrung und sittlichen Erhebung“ - Anmerkungen zum Wirken Alexander von Humboldts in Berlin



*Abbildung 2: Alexander von Humboldt. Statue von André Jeschar nach einem Halbreliief von Gustav Bläser (1813 – 1874). Standort: Berlin Tiergarten, Budapester Str. 3; enthüllt am 31.8.1999. Foto: Gabriele Liebenow.*



## **Explorative Neugierde** **– Erste Studie aus „Alexander von Humboldt – Wegbereiter der** **modernen Naturwissenschaften“**

von MICHAEL SCHÖPPNER

Zum bewegenden Potential einer „Vie expérimentale“ zählt bei Alexander von Humboldt die explorative Neugierde, jene auf das Unbekannte gerichtete Speerspitze des theoretischen Wissens, dem sie schon immer ihr Material zur systematisierenden Erkenntnis zugeliefert hat.<sup>1</sup> Die oszillierende Vielfalt explorativer Betätigung, der neben aller Offenheit ein planmäßiger Arbeitscharakter sowie eine eigentümliche Anspannung bis hin zur Erkenntnissucht anhaftet, realisiert sich an der Wende zum 19. Jahrhundert und ist verbunden mit erheblichen Veränderungen der Raumvorstellungen und Orientierungssysteme. Als Indiz dafür steht allein schon die Abschwächung des alten, aus der antiken Tradition überkommenen Topos ‘Seefahrt’, der im Zeitalter der großen Entdeckungen die Überschreitung von Grenzen markiert hat, dessen reale und metaphorische Funktion jedoch spätestens nach den letzten bedeutenden Weltumsegelungen des 18. Jahrhunderts im Schwinden ist. Der Raum, den die explorative Neugierde nunmehr durchmisst, erstreckt sich nicht mehr allein auf die Weite der Ozeane und der angrenzenden Landmassen, sondern schließt jetzt als dritte Dimension die Höhe der Gebirge und die Tiefe der Gruben und Meere mit ein, jene beiden Extreme der Erdrinde<sup>2</sup>, die im Unterschied zu der (zumindest) an den Küstenperipherien schon bekannten Welt im wahrsten Wortsinn noch terra incognita geblieben waren.

Gerade „deren Exploration“ zeugt von dem epochalen Wandel des Interesses, welches von der Entdeckung, der ersten zaghaften Berührung, zur gezielten wissenschaftlichen Untersuchung hin fortschreitet. So sind, von Vorläufern abgesehen (Petrarca, Pascal), die am Ende des 18. Jahrhunderts einsetzenden großen Bergbesteigungen zum überwiegenden Teil wissenschaftlich motiviert. Ähnliches gilt für den Einstieg in Gruben und Schächte, die zunehmend zum Exerzierfeld technisch-wissenschaftlicher Untersuchungen wurden, statt als zu Tage tretende Ausläufer eines „mundus subterraneus“ (Athanasius Kircher), einer unheimlichen Unterwelt subversiver, ja satanischer Kräfte zu gelten.

---

<sup>1</sup> Eine Differenzierung des Begriffs der Neugierde nicht nur nach ihren historischen Veränderungen, sondern auch nach unterschiedlichen Funktionen nimmt H. Blumenberg vor. Hans Blumenberg: Der Prozeß der theoretischen Neugierde. Frankfurt a. M. 1973.

<sup>2</sup> Vgl. Alexander von Humboldt: Kosmos I. Stuttgart und Augsburg 1845, S. 166 f.

Beide Bereiche erfasst das weitgespannte Forschungsprogramm, welches Humboldt noch vor seiner großen Reise entwickelt hat, gestützt auf seine durch und durch säkularen Erfahrungen als Bergbauingenieur in dem durch Aufklärung und Merkantilismus ökonomisierten Preußischen Bergbauwesen. Die Versuche über die „unterirdischen Gasarten“ und „physikalische und chemische Grundsätze der Salzwerkskunde“ werden ergänzt durch Beobachtungen über die „untere Grenze des ewigen Schnees“ in beiden Kontinenten und Beobachtungen über „Bau und Wirkungsart der Vulkane“.<sup>3</sup>

Die veränderte Raumwahrnehmung belegt auch ein subjektives Moment des Erlebens, welches den explorativen Vorgang begleitet. So erweckt das Eindringen in das geheimnisvolle „Gezimmer der Erde“ keineswegs nur mehr „Schauer“ oder Beklommenheit<sup>4</sup>, sondern, freilich in veränderter Gestalt, eher einen „Enthusiasmus, den der Bergbau immer jungen und heiteren Gemüthern einflößt“, wie Humboldt im Rückblick auf seine ersten bergmännischen Erfahrungen vermerkt.<sup>5</sup> Die Exkursionen in den Stollen der preußischen Reviere hatten bereits dem jungen Humboldt die Faszination der Tiefe vermittelt, derjenigen vergleichbar, die er danach auf der Höhe der Berge erfahren wird. Diese Empfänglichkeit teilt er mit dem im Bergbau kundigen Hardenberg (Novalis), aber in gewisser Weise auch mit Goethe, dessen Interesse an der Eigenart der Bergwelt und deren erregenden Eindrücken den Anstoß gab für seinen Aufstieg auf den Brocken am 1. Juni 1789, den er emphatisch als „das Abenteuerlichste überhaupt“<sup>6</sup> verstanden haben wollte. Der Aufenthalt auf Bergen, von Goethe

<sup>3</sup> Die verkürzt angesprochenen Titel weisen außer einer thematischen auch eine zeitliche Spannweite auf. Tendenziell verschieben sich Humboldts Schwerpunkte im Verlauf seiner Studien von kleineren Zusammenhängen hin zu größeren bis hin zur Theorienbildung über die Struktur der „Erdrinde“ im *Kosmos*.

<sup>4</sup> *Illustrierte Zeitung* (Leipzig). 15 N. F. 3 (1850) Nr. 382 vom 26.10.1850.

<sup>5</sup> H. Blumenberg nennt in diesem Zusammenhang Leonardo da Vincis Fragment einer Höhlenforschung als Beleg für einen Gefühlszwiespalt von „Schauer und Begierde: Schauer vor der düster bedrohlichen Höhle und Begierde zu erforschen, ob dort im Innern etwas Staunenswertes zu finden sei...“ Dem stellt er die von allem Schauer freie, aber nur von unverbundlicher Neugierde geprägte Beschreibung der Höhle von Dumore von George Berkeley gegenüber. Vgl. H. Blumenberg: op. cit., S. 169.

Im Verhältnis zu diesen beiden Positionen bezeichnen Humboldts reflektiertes wissenschaftliches Interesse und sein von Furcht und Oberflächlichkeit geläuterter Gefühlshaushalt zweifellos einen höheren Standort. Als direkter Vergleich bietet sich nicht nur Humboldts bergmännische Tätigkeit, sondern eher noch seine Erkundung von Höhlen an, wie zum Beispiel der geheimnisvollen Höhle von Ataruipe am Flusslauf des Orinoko, dieser „Grabstätte einer ganzen ausgestorbenen Völkerschaft“, aus der Humboldt ohne Scheu und zum Ärger seiner indianischen Führer Skelette entnimmt. Humboldt: *Reise in die Äquinoctial-Gegenden des neuen Kontinents. Reise IV. Gesammelte Werke.*, B. 8. Stuttgart 1849, S. 111 ff.

<sup>6</sup> Johann Wolfgang von Goethe an Johann Heinrich Merck im August 1798. Zit. nach H. Blumenberg: op. cit., S. 144.

noch als ungewöhnliches Vorhaben ausgegeben, erscheint nur 8 Jahre später bei Humboldt und Leopold von Buchs Messungen in den Salzburger Alpen im Winter 1797 als zwangsläufiger und fast schon normaler Begleitumstand eines sorgfältig angelegten Arbeitsprogramms.<sup>7</sup>

Zugleich mit der fortschreitenden horizontalen und vertikalen Öffnung des Raumes vollzieht sich eine andere gravierende Veränderung der Dimensionierung des Unbekannten, an dem die explorative Neugierde sich zunehmend ausrichtet. Das gewandelte Interesse, welches in der Tendenz mehr wissenschaftlich begreifend als entdeckend sein will, setzt sich einen neuen Orientierungsrahmen, der sich beispielsweise äußert in Fragestellungen wie: Liegen die letzten Reservate des Unbekannten wirklich nur in den noch unerschlossenen Räumen? Bilden die prospektiven Durchquerungen von Kontinenten, das Erreichen der Pole, die Vorstöße in die Tiefe der Ozeane und in die Weite des Luftmeeres – Erwartungen, die Humboldt in seinen *Kosmos-Vorlesungen* 1827/28 in Berlin ausspricht – die einzigen Felder zukünftiger explorativer Grenzüberschreitungen? Offenkundig richtet die explorative Neugierde sich nicht mehr vorrangig auf das geographisch noch unerreichte Neuland, sondern verlagert sich zunehmend auf das Terrain verborgener Zusammenhänge und unerkannter Gesetzmäßigkeiten. Um im Humboldtschen Kontext zu bleiben: Es sind die Vorgänge im Erdinnern, die Bewegungen der Erdkruste, der Verlauf ozeanischer Strömungen, die Verteilung des Erdmagnetismus. Es sind die meteorologischen Erscheinungen über der nördlichen und südlichen Halbkugel, die Verbreitung der Pflanzen auf dem Erdkörper, die Lebensweisen unterirdischer Vegetabilien und deren Formbildungen, physikalische und chemische Prozesse in der belebten und unbelebten Natur – zum Teil bekannte, aber unergründete Phänomene, an denen sich neue und unterschiedliche Formen der Exploration herausbilden. Diese Interessenfelder sind ein repräsentativer Ausschnitt auseinandertretender und wiederum sich ergänzender Wissensbereiche, an deren Konstituierung oder Neuorganisation Humboldt, wie kaum ein anderer, Anteil hat.

Humboldt figuriert insofern an einem Schnittpunkt, als für ihn die Wende ins Innerwissenschaftliche einhergeht mit dem verbleibenden Reflex der geographischen Entdeckungen, deren Auswirkungen auf das europäische Weltbild ihm, dem Schüler und Freund Georg Forsters, der an Cooks zweiter Reise in die Südsee teilgenommen hatte, noch gegenwärtig sind. Dieser Reflex erscheint indessen nicht als Versuch einer historischen Rekonstruktion, sondern eher als Reminiszenz und Abwägung vorhergegangener Entdeckungen, deren Pfade nunmehr als (verhältnismäßig) sicher gelten können. „Unser Weg war derselbe,

---

<sup>7</sup> Vgl. Hanno Beck: Alexander von Humboldt, Bd. I. Wiesbaden 1959, S. 99.

den seit Kolumbus' erster Reise alle Fahrzeuge nach den Antillen einschlagen<sup>8</sup>, heißt es knapp über den Aufbruch von den Kanarischen Inseln zur Weiterfahrt in die Neue Welt; und nicht ohne Koketterie fügt Humboldt an: „Eine Fahrt von der spanischen Küste nach den Kanarien und von da nach Südamerika bietet wenig Bemerkenswertes, zumal in der guten Jahreszeit. Es ist weniger Gefahr dabei, als oft bei der Ueberfahrt über die großen Schweizer Seen.“<sup>9</sup>

Wie selbstverständlich und ohne Ungewissheit des Zieles folgt Humboldt auch auf dem Orinoko den früheren Expeditionen von Diego de Ordaz (1531), Alonzo de Herreras (1535) und Itturiago und Solano (1750), wobei die ersteren die Katarakte von Atures und Maypures nicht erreichten<sup>10</sup> und Solano eine Fülle von Missverständnissen über den Flussverlauf hinterließ.<sup>11</sup> Humboldt überprüft, klärt und untersucht, was im Verlauf der Entdeckungen, aber auch früherer wissenschaftlicher Reisen unvollständig bruchstückhaft oder unbeachtet geblieben ist. Dass Humboldt sich nicht ungerechtfertigt in die Rolle eines Entdeckers drängen lassen will, sondern auf seiner Rolle als Wissenschaftler beharrt, dokumentiert er mit seiner lange Zeit beibehaltenen Weigerung, den eigenen Namen mit der kalten Meeresströmung vor der peruanischen Küste verbunden zu sehen. An Heinrich Berghaus schreibt er: „... ebenfalls protestiere ich (auch allenfalls öffentlich) gegen eine 'Humboldtsche Strömung'. Die Strömung war 300 Jahre vor mir allen Fischerjungen von Chile bis Payta bekannt; ich habe bloß das Verdienst, die Temperatur des strömenden Wassers zuerst gemessen zu haben.“<sup>12</sup> Das gleiche gilt auch für die Vermessung und Bestimmung des Flußsystems am oberen Orinoco, für die wissenschaftlich zuverlässige Bestätigung der berühmten Bifurkation, der Verbindung von Orinoco und Rio Negro über den Cassiquiare mit dem Amazonas, von der man – zumindest in Spanisch-Amerika – seit der Fahrt des Paters Roman (1744) Kenntnis hatte.<sup>13</sup> Dabei weiß Humboldt um seinen Eintritt in das noch uner-

<sup>8</sup> Humboldt: Reise I. Bd. 5. op. cit., S. 126.

<sup>9</sup> Ebenda, S. 21 f.

<sup>10</sup> Humboldt: Reise IV. op. cit., S. 146.

<sup>11</sup> Ebenda, S. 6.

<sup>12</sup> Briefwechsel Alexander von Humboldts mit Heinrich Berghaus aus den Jahren 1825 – 1858. Heinrich Berghaus, Hrsg. 2 Bde. Leipzig 1863. Bd. II, S. 273 f.

<sup>13</sup> Gerade im Falle der Verbindung der Flußsysteme des Orinoco und des Amazonas ist das Informationsdefizit zwischen dem spanischen Amerika und Europa auffallend, welches seit der aufschlussreichen Flussfahrt des Paters Roman 1744 bis zu Humboldts Reise fortbestand. Auch La Condamine und d'Anville hatten sich 1750 über den Verlauf des oberen Orinoco getäuscht. Noch im Jahre 1798 ist auf der *Carte générale de la Guyane* der Cassiquiare als nicht zusammenhängend mit dem Orinoco eingetragen, und auf einer Anmerkung der Karte bezeichnet der französische Geograph Biache „die schon lange ... angenommene Verbindung zwischen dem Orinoko und dem Amazonenstrom“ als „eine geographische Ungeheuerlichkeit“. Vgl. Humboldt: Reise IV, op. cit., S. 50.

schlossene Land jenseits der Llanos und beschwört in sentimentalischen Bildern die Möglichkeiten eines spurlosen Verschwindens in den menschenleeren Weiten des Tropenwaldes.<sup>14</sup>

Die Verheißungen eines bedeutenden Erkenntniszuwachses liegen für ihn jedoch hinter den Grenzen des Raumes in der „Entdeckung“ von Gesetzmäßigkeiten und Zusammenhängen der beobachteten Naturphänomene. Dass Humboldt der entdeckend fixierten Exploration einen niedrigeren Stellenwert zumisst als die meisten seiner Zeitgenossen,<sup>15</sup> verdeutlicht er in der Bezeichnung des spezifisch wissenschaftlichen Terrains als der eigentlichen Zielsetzung seiner Reise. „Die Entdeckung einer unbekanntem Inselgruppe ist von geringerem Interesse, als die Kenntnis der Gesetze, welche um eine Menge vereinzelter Thatsachen das einigende Band schlingen.“<sup>16</sup>

Dennoch spart Humboldt die räumliche Perspektive keineswegs aus. Der Wissenszuwachs erschöpft sich freilich nicht im Erreichen eines Ortes, aber oft genug ist das Erreichen eines *bestimmten* Ortes – eben auch bislang unberührter Regionen – die Voraussetzung für den Erwerb neuer Erkenntnisse. In San Carlos, dem südlichsten Punkt seines Vordringens zu dem Flusssystem des oberen Orinoco, stellt Humboldt magnetische Messungen an. Nie zuvor waren derartige Untersuchungen näher am magnetischen Äquator durchgeführt worden. Die Messungen „dienten somit dazu, die Lage dieses Äquators zu bestimmen...“<sup>17</sup> und trugen zur „Entdeckung“ eines wichtigen Naturgesetzes bei: „Im Allgemeinen steht fest, was für mich aus der ganzen Reihe meiner Beobachtungen hervorgeht, daß die Intensität der Kraft vom magnetischen Äquator gegen den Pol zunimmt.“<sup>18</sup>

---

<sup>14</sup> Humboldt: Reise III. op. cit. B. 7., S. 59.

Ebenda, „Wir stellten uns vor, wie es einem ergangen wäre, der sich beim Schiffbruch allein gerettet hätte, wie er am öden Ufer auf und ab irrte, wo er jeden Augenblick an ein Wasser kam, das in den Orinoko läuft und durch das er wegen der vielen Krokodile und Karibenfische nur mit Lebensgefähr schwimmen konnte. Und dieser Mann mit gefühlvollem Herzen weiß nicht, was aus seinen Unglücksgefährten geworden ist, und ihr Los bekümmert ihn mehr als das seine!“

<sup>15</sup> Die entdeckend fixierte Haltung als Ausdruck einer Sehnsucht nach dem Unbekannten und nach dem originären Genuss einer zivilisatorisch noch unberührten Natur findet sich unbeschadet ihrer sinkenden Bedeutung in der Wissenschaft vor allem in literarischen Kontexten, wie bei Poe *Das Tagebuch des Julius Rodman*, bei Thoreau *Walden*, bei Couper *Lederstrumpf*, aber auch in den technischen Zukunftsromanen des späteren 19. Jahrhunderts, wie bei Jules Vernes, und letztlich bis in die Gegenwart in der populärwissenschaftlichen Literatur bis hin zur motivierenden Berufswahlberatung.

<sup>16</sup> Humboldt: Reise I. op. cit., S. 31.

<sup>17</sup> Humboldt: Reise III. op. cit., S. 293.

<sup>18</sup> Ebenda

Gerade Humboldts „raumwissenschaftliches Forschungsprogramm“<sup>19</sup> zeigt die Notwendigkeit von Welterfahrung für das Betreiben jeglicher Wissenschaft. Zum Bereich des räumlich Vorfindbaren und ‘innerwissenschaftlich’ Ungesicherten zählen insbesondere die Erscheinungen der Erdbeben und des Vulkanismus. In Cumaná, dem ersten Ort seines Aufenthaltes in Spanisch-Amerika, befindet sich Humboldt in gespannter Erwartung eines Erdbebens, welches dann tatsächlich am 4. November 1799 eintritt und das zudem von einer Sonnenfinsternis und einem rötlichen Nebel begleitet wird. Die Beschreibung dieser Ereignisse enthält verschiedene Elemente: Exakte wissenschaftliche Darstellung des Ablaufs und aller Begleitumstände, ästhetische Schilderung wechselnder Naturszenen, vor allem aber auch die Angabe der prekären Situation des Beobachters, dessen Selbstbeherrschung und ungebrochener explorativer Wissensdrang ihn die Kontrolle über seine Instrumente und die eigene Person bewahren lässt.

*„Am 4. November gegen 2 Uhr nachmittags hüllten dicke, sehr schwarze Wolken die hohen Berge Brigantín und Tataraqual ein. Sie rückten allmählich bis in das Zenith. Gegen 4 Uhr fing es an über uns zu donnern, aber ungemein hoch, ohne Rollen, trockene, oft kurz abgebrochene Schläge. Im Moment, wo die stärkste elektrische Entladung stattfand, von 4 Uhr 12 Minuten, erfolgten zwei Erdstöße, 15 Sekunden hintereinander. Das Volk schrie laut auf der Straße. Bonpland, der über einen Tisch gebeugt Pflanzen untersuchte, wurde beinahe zu Boden geworfen. Ich selbst spürte den Stoß sehr stark, obgleich ich in einer Hängematte lag. Die Richtung des Stoßes war, was in Cumaná ziemlich selten vorkommt, von Nord nach Süd. [...] Einige Minuten vor dem ersten Stoß trat ein heftiger Sturm ein, dem ein elektrischer Regen mit großen Tropfen folgte.*

*Ich beobachtete sogleich die Elektrizität der Luft mit dem Voltaschen Elektrometer. Die Kügelchen wichen 8,88 mm auseinander; die Elektrizität wechselte oft zwischen positiv und negativ, wie immer bei Gewittern und im nördlichen Europa zuweilen selbst bei Schneefall. Der Himmel blieb bedeckt und auf den Sturm folgte eine Windstille, welche die ganze Nacht anhielt. Der Sonnenuntergang bot ein Schauspiel von seltener Pracht. Der dicke Wolkenschleier zerriß dicht am Horizont wie zu Fetzen, und die Sonne erschien 12° hoch auf indigoblauem Grunde. Ihre Scheibe war ungemein stark in die Breite gezogen, verschoben und am Rande ausgeschweift. Die Wolken waren vergoldet und Strahlenbündel in den schönsten Regenbogenfarben liefen bis zur Mitte des Himmels auseinander. [...]*

---

<sup>19</sup> H. Beck, op. cit., S. 107.

*Gegen 9 Uhr abends erfolgte ein dritter Erdstoß, weit schwächer als die ersten, aber begleitet von einem deutlich vernehmbaren unterirdischen Geräusch. Der Barometer stand ein klein wenig tiefer als gewöhnlich, aber der Gang der stündlichen Schwankungen oder der kleinen atmosphärischen Ebbe und Flut wurde durchaus nicht unterbrochen. Das Quecksilber stand im Moment, wo der Erdstoß eintrat, eben auf dem Minimum der Höhe; es stieg wieder bis 11 Uhr abends und fiel dann wieder bis 4 1/2 Uhr morgens, vollkommen entsprechend dem Gesetze der barometrischen Schwankungen [...]“<sup>20</sup>*

Die Verarbeitung und Bewertung des Erdbebens von Cumaná bereiten Humboldt in zweifacher Hinsicht Schwierigkeiten; einmal, indem ein als sicher geglaubter Erfahrungsinhalt in sein genaues Gegenteil verkehrt wird, zum anderen, indem das Geschehen jeder Regelmäßigkeit sich zu entziehen scheint und einen ‘unberechenbaren’ chaotischen Verlauf nimmt.

*„Von Kindheit auf prägen sich unserer Vorstellung gewisse Kontraste ein; das Wasser gilt uns für ein bewegliches Element, die Erde für eine unbewegliche träge Masse. Diese Begriffe sind das Produkt der täglichen Erfahrung und hängen mit allen unseren Sinneseindrücken zusammen. Läßt sich ein Erdstoß spüren, wankt die Erde in ihren alten Grundfesten, die wir für unerschütterlich gehalten, so ist eine langjährige Täuschung in einem Augenblick zerstört. Es ist, als erwachte man, aber es ist kein angenehmes Erwachen.“<sup>21</sup>*

Die subjektive Verunsicherung wird also keineswegs besänftigt durch die Gewissheit eines (wie auch immer beschaffenen) natürlichen Ursache-Wirkung-Verhältnisses der beobachteten Phänomene. Im Gegenteil, Einblicke in die Entstehung von Erdbeben werden zusätzlich erschwert durch irritierende und divergierende Erklärungsversuche historischer Quellen sowie durch einen Katalog von Vermutungen über die Vorankündigung und das zu erwartende Ausmaß der Erschütterungen, in dem Wissenschaft und Aberglauben sich nahelkommen. Sie beruhen meist auf der falschen Verknüpfung von Tatsachen, wie den „auffallenden meteorischen Erscheinungen“, die nur „vielleicht zufällig“ die Bewegungen der Erdkruste begleiten.<sup>22</sup> „Das Volk sieht die Nebel, welche den Horizont umziehen, und das Ausbleiben des Seewindes bei Nacht für sichere schlimme Vorzeichen an“, heißt es weiter im Reisebericht. „Wir erhielten viele Besuche, die sich erkundigten, ob unsere Instrumente neue Stöße

---

<sup>20</sup> Humboldt: Reise II: In die Aequinoktial-Gegenden des neuen Kontinents. In: Gesammelte Werke. B.6. Stuttgart 1849, S. 47f.

<sup>21</sup> Ebenda, S. 49 f.

<sup>22</sup> Ebenda

für den anderen Tag anzeigten.<sup>23</sup> Diese letzte Mitteilung zeigt neben einer tief verwurzelten Unkenntnis in der Bevölkerung auch die Unzulänglichkeit der wissenschaftlichen Hilfsmittel – ein Sachverhalt, der auch im Zeitalter hochentwickelter Messtechnik und digitaler Datenvergleiche sich nicht wesentlich geändert hat.

Ähnlich wie bei der Erdbebenforschung verhält es sich, so Humboldt, bei dem Studium des Vulkanismus, eines Phänomens, dessen Bekanntheitsgrad in merkwürdigem Gegensatz stehe zur bislang gewonnenen Einsicht in seine „Wirkungsart“. Die Unzulänglichkeit der Quellen, die im wesentlichen sich auf die Vulkane der Alten Welt beziehen, verlangt nach erweiterter und authentischer Beobachtung: „...Reisen in ferne Klimate, Vergleichen großer Länderstriche in und außerhalb Europa ..., um das Gemeinsame der vulkanischen Erscheinungen und ihre Abhängigkeit voneinander klar zu erkennen.“<sup>24</sup> Die explorative Neugierde bewegt sich dabei vorläufig auf dem Felde der Beobachtung und Deskription. Der Übergang von der Einzelbeschreibung zur Einsicht in die Gesetzmäßigkeit der Erscheinungen bedarf nach Humboldts Voraussicht noch umfangreicher Beobachtungen und Messungen, die, weltweit durchgeführt, zeitlich ganz unabsehbar sind.<sup>25</sup> Dabei kann Erkundung wiederum zur Entdeckung werden. Auch Humboldts Explorationen auf dem Hochland von Quito tragen bisweilen entdeckende Züge. „Es ist ein eigener Charakter aller Excursionen in der Andeskette, daß oberhalb der ewigen Schneegrenze weiße Menschen sich dort in den bedenklichsten Lagen stets ohne Führer, ja ohne alle Kenntniß der Oertlichkeit befinden. Man ist hier überall zuerst.“<sup>26</sup>

Die Besteigung des Pichincha, des Cotopaxi und des Chimborazo, der kolossalen Monumente des Vulkanismus in der Provinz Quito, die sich Humboldt als ein einziger, zusammenhängender Vulkan darbieten, gehören zu den markantesten Leistungen explorativer Neugierde während der gesamten Reise.<sup>27</sup> In ihrer Aneinanderreihung gleichen sie einer Serie von Versuchen, von deren mehrmaliger und unverzagter Wiederholung nach traditioneller Auffassung die

<sup>23</sup> Ebenda, S. 48.

<sup>24</sup> Humboldt: Ansichten der Natur. Gesammelte Werke. Bd. 11, S. 284. Ueber den Bau und die Wirkungsart der Vulkane. Vgl. die Aufarbeitung der Literatur zum Vulkanismus in Humboldt: Kosmos I, Tellurischer Teil, op. cit., S. 209–256. (Näheres dazu in Studie 5 *Vom Neptunismus zum Plutonismus*.)

<sup>25</sup> Vgl. Humboldts Anregung zu wissenschaftlichen Untersuchungen des Vulkanismus und der Erdbeben in allen Erdstrichen. Humboldt: Reise II. op. cit., S. 151.

<sup>26</sup> Humboldt: Kleinere Schriften. Stuttgart und Tübingen 1853. S. 146. Ueber einen Versuch den Gipfel des Chimborazo zu besteigen.

<sup>27</sup> Die Aufstiege zum Pichincha und zum Chimborazo werden in Humboldts *Kleinere Schriften* als „geognostische und physikalische Erinnerungen“ (so der Untertitel) geschildert. Außer diesen Vulkanen erstiegen Humboldt und Bonpland noch den Antisana, den Cotopaxi, den Tunguragua und den Iliniza in der Provinz Quito.

Sicherheit und Zuverlässigkeit der erzielten Ergebnisse ganz maßgeblich abhängen. Humboldt und Bonpland befinden sich dabei in der unmittelbaren Nachfolge von La Condamine und Bouguer, die 60 Jahre zuvor bei der Durchführung eines großen Projekts, der Meridianmessung auf der westlichen Halbkugel, auch den Chimborazo und Pichincha sowie andere Berge der Umgebung untersucht hatten.<sup>28</sup> Der volle Erfolg am Pichincha war jedoch durch die „furchtsame Bedenklichkeit“ Bouguers gemindert worden.<sup>29</sup> So stellt für Humboldt und seinen Gefährten Bonpland die Erkundung dieses Berges eine besondere Herausforderung dar und eine über La Condamine hinausreichende Möglichkeit authentischen Wissenszuwachses.

Nach dem ersten Versuch einer Besteigung am 14. April 1802, der wegen einer Ohnmacht Humboldts aufgegeben werden musste, erscheint es ihm „schimpflich, die Hochebene von Quito zu verlassen, ohne mit eigenen Augen den Zustand des Kraters am Pichincha erforscht zu haben“.<sup>30</sup> Auch der zweite Versuch am 26. Mai 1802 droht zu scheitern, dieses Mal an der „abergläubischen“ Furcht des sie begleitenden Indianers „vor der Nähe des Feuerschlundes“<sup>31</sup>, welche sich im vorwissenschaftlichen Denken typischerweise in mythischen Bildern äußert. Nach kurzer Beratung sucht Humboldt (wieder mit Hilfe des inzwischen besänftigten Indianers) nach einem günstigeren Aufstieg, der

---

<sup>28</sup> Die Leistung La Condamines und seiner Begleiter wird – trotz gewisser Unzulänglichkeiten – von Humboldt sehr hoch eingeschätzt, handelte es sich doch dabei um die erste große wissenschaftliche Exploration und das erste wissenschaftliche Langzeitprogramm in Südamerika. Nach einem Beschluss der Pariser *Académie des Sciences* 1734 sollten zwei Expeditionen die wahre Gestalt der Erde feststellen. Eine Expedition ging unter der Leitung von Maupertuis nach Lappland, die andere, in der Verantwortung La Condamines, zum Äquator.

Die Arbeit La Condamines in der Provinz Quito gestaltete sich als besonders schwierig. Zur kartographischen Vermessung wurde nach der Anlage einer Grundlinie von 5 Meilen Länge eine Kette von Dreiecken konstruiert, die im Norden über die Stadt Ibarra hinauslief und im Süden auf Cuenca hin zustrebte. Die Vermessung der Dreiecke machte die Besteigung des Pichincha und des gewaltigen Cotopaxi notwendig. Es ist bemerkenswert, mit welcher Ausdauer La Condamines Gruppe 23 Tage lang nahe dem Gipfel des 4900 m hohen Pichincha aushielt. Bei dieser Gelegenheit betrieb La Condamine auch einleitende Studien zum Vulkanismus, maß Temperaturen mit Réaumur-Thermometern, vermaß das Erdmagnetfeld und stellte Versuche an über die Schallgeschwindigkeit, über Newtons Gravitationsgesetz und die Schwingungswerte des Huygens-Pendels in verschiedenen Höhen über dem Meeresspiegel. (Vgl. Charles Marie La Condamine: *Voyage à l'Équateur*. Paris. 1759).

<sup>29</sup> Humboldt bezieht sich auf La Condamines *Voyage à l'Équateur*. „La Condamine erzählt [...], wie sieben Jahre lang er nicht erfahren konnte, in welcher Richtung der Kraterrand zu erreichen sei; wie, lange umherirrend und durch sogenannte Führer getäuscht, er endlich selbst die Aufgabe löste, aber durch die furchtsame Bedenklichkeit Bouguer's an allen genaueren Beobachtungen gehindert wurde.“ Humboldt: *Kleinere Schriften*. op. cit., S. 54).

<sup>30</sup> Ebenda, S. 55.

<sup>31</sup> Ebenda, S. 60.

sich jedoch als äußerst gefährliches Unterfangen erweist und damit die Befürchtungen des Indianers bestätigt. Von dichtem Nebel eingehüllt nämlich, gelangen sie, ohne es zu bemerken, an die riskante Peripherie des Vulkans. „Wir wanderten in einem Gewölk. Ein stechender Geruch von schwefelichter Säure verkündete uns nun zwar die Nähe des Kraters; aber wir ahnten nicht, daß wir gewissermaßen schon über demselben standen.“<sup>32</sup>

*„Das furchtbare, tiefe, schwarze Becken war wie ausgebreitet vor unseren Augen, in schaudervoller Nähe. Ein Theil des hier senkrecht abgestürzten Schlundes war mit wirbelnden Dampfsäulen erfüllt. [...] Wir erkannten, daß die schneefreie Steinplatte, auf die wir uns geworfen, von der schneebedeckten Masse, über welche wir gekommen waren, durch eine, kaum 2 Fuß breite Spalte getrennt wurde. [...] Eine Schneebrücke hatte uns, solange wir in der Richtung der Spalte gingen, mehrere Schritte weit getragen.“<sup>33</sup>*

Die besondere Beschaffenheit des Natur-Gegenstandes setzt der Vermittlung der Eindrücke unvermutete Grenzen; Humboldt erscheint es unmöglich, „den chaotischen Anblick, welchen der Feuerschlund von Rucu-Pichincha gewährt, ... mit Worten zu beschreiben.“<sup>34</sup> Was bleibt, ist das Unterfangen einer wissenschaftlichen, instrumentell objektivierten Bestandsaufnahme, die er vor allem bei seinem dritten Aufstieg, am 28. Mai 1802, durchführt. Mit bewundernswürdiger Kaltblütigkeit und ungebrochenem Wissensdrang plazierte er seine Instrumente auf der bezeichneten Steinplatte und misst unter extremen Bedingungen die erreichte barometrische Höhe, die Temperatur und Elektrizität der Luft und sogar die Zeitfolge der heftigen Erdstöße, von denen der Felsen erschüttert wird.<sup>35</sup>

Trotz wohlbegründeter Skepsis, dass „das Erreichen großer Höhen [...] von geringem wissenschaftlichen Interesse“ sei, „wenn dieselben weit über der Schneegrenze liegen und nur auf wenige Stunden besucht werden können“<sup>36</sup>, ist Humboldts aufsehenerregender „Versuch, den Gipfel des Chimborazo zu ersteigen“, der am Beginn des 19. Jahrhunderts noch als die höchste Erhebung der Erde galt, eindeutig einem wissenschaftlichen Zweck zugeordnet. Wiederum schwer mit Instrumenten beladen, gelangt Humboldt zusammen mit seinen

<sup>32</sup> Ebenda, S. 61.

<sup>33</sup> Ebenda, S. 62.

<sup>34</sup> Ebenda, S. 63.

<sup>35</sup> Es ist nicht zutreffend, wenn H. Beck zu diesem Vorgang behauptet: „Ängstliche und abergläubische Einwohner Quitos führten diese Erschütterungen auf die ‘fremden Ketzler’ zurück, die ein Pulver in den Krater geschüttet und den Vulkan damit gereizt haben sollten.“ (H. Beck: Bd. I, op. cit., S. 198), da Humboldt ausdrücklich vermerkt: „Dieses Erdbeben wurde, wie wir an demselben Abend erfahren, in der Stadt Quito nicht gefühlt; es war bloß dem Rande des Kraters eigen.“ Humboldt: Kleinere Schriften. op. cit., S. 68.

<sup>36</sup> Ebenda, S. 133 f.

Begleitern<sup>37</sup> über einen freiliegenden Felsgrad bis kurz unterhalb des Gipfels, wo eine tiefe Schlucht jedes Weiterkommen unmöglich macht. Auch an dieser Stelle verrichtet Humboldt seine Messungen „mit vieler Sorgfalt“ und berechnet mit Hilfe der barometrischen Formel von Laplace eine Höhe von 18098 Fuß, das entspricht ca. 5880 m, den höchsten Punkt der Erde, den Menschen bisher erreicht hatten.<sup>38</sup>

Die spürbare Enttäuschung über die erzwungene Umkehr verrät in Humboldts Bericht indes wenig über die entgangene Befriedigung, den Gipfel des damals noch als höchsten Berg der Erde bezeichneten Chimborazo als Erster bestiegen zu haben. Sie gilt viel eher der notgedrungen unterbliebenen Vervollständigung seiner instrumentellen Messungen und Beobachtungen. Vor allem aber hinterlässt der nicht zum Abschluss gebrachte „Versuch“, die vorzeitige Rückkehr aus der „traurigen Einöde“<sup>39</sup>, keinen Zweifel über die Zweckmäßigkeit des Aufwandes, der für Explorationen dieser Art erbracht werden muss.

Es ist kein Zufall, dass Humboldt an die Darstellung der Chimborazo-Besteigung seinen Abstieg auf den Grund der Thematik anschließt. Er folgt dabei der Stringenz des – aus heutiger Sicht nicht ganz korrekten – innerwissenschaftlichen Kontextes. In beiden Fällen, denen Humboldt sich in einer Art Selbstversuch unterzieht, liegt der gleiche Sachverhalt vor: Wie reagiert der Körper auf eine Verringerung des äußeren Luftdrucks.<sup>40</sup> Auf dem Chimborazo erfährt er die Bergkrankheit mit Schwindel, Blutaustritt, Übelkeit und Erbrechen durch Verringerung des Luftdrucks<sup>41</sup>. Beim Abstieg in der Taucherglocke setzt sich Humboldt eine Stunde lang einem gewissen Überdruck aus, bei dessen Verringerung er beim Auftauchen die gleichen Symptome wahrnimmt, die ihn „eindringlich an seinen Aufstieg auf den Chimborazo erinnern.“<sup>42</sup> In beiden Fällen beträgt die Dekompression je ca. 15 Zoll entsprechend  $\frac{1}{2}$  atm. Daraus folgert Humboldt, dass „die Flexibilität der menschlichen Organisation“ Schwankungen von ca. 31 Zoll Barometerstand vertrage.<sup>43</sup>

<sup>37</sup> Ebenda, S. 144 f. Bei der legendären Besteigung des Chimborazo, am 23. Juni 1802, befinden sich ab einer Höhe von 15600 Fuß (= 5070 m) in Humboldts Begleitung lediglich noch Bonpland, Carlos Montufar, der Freund (der in dem späteren Freiheitskampf gegen die Spanier erschossen wird), und ein Mestizo aus dem nahegelegenen Dorf San Juan.

<sup>38</sup> Dieser Höhenrekord wurde von Humboldts Protégé Boussingault erst im Jahre 1831 übertroffen, der am Chimborazo die Höhe von mehr als 6000 Metern erreichte. 1880 erstieg der berühmte englische Alpinist Sir Edward Whymper den Chimborazo bis zum Gipfel.

<sup>39</sup> Humboldt, Kleinere Schriften, op. cit., S. 152.

<sup>40</sup> Rembert Waterman: Alexander von Humboldts Untersuchungen über die Zusammensetzung des Luftkreises. In: Sudhoffs Archiv zur Geschichte der Medizin und der Naturwissenschaften. Wiesbaden 1959. Bd. 43, S. 138 f.

<sup>41</sup> Humboldt, Kleinere Schriften. op. cit., S. 147 ff.

<sup>42</sup> Douglas Botting.: Alexander von Humboldt. München 1973, S. 280.

<sup>43</sup> Ebenda, S. 151.

Nicht zuletzt seine eigenen Erfahrungen bestätigen ihn in seiner Auffassung von der „Biegsamkeit“ der menschlichen Natur, ihrer Fähigkeit zur Anpassung an sehr unterschiedliche äußere Bedingungen. „Doch sonderbar möchte die physische Constitution des Menschengeschlechts allmähig umgewandelt werden, wenn große kosmische Ursachen solche Extreme der Luftverdünnung oder Luftverdichtung permanent machten.“<sup>44</sup> Mit diesem Gedankenexperiment sind weitreichende Perspektiven künftiger wissenschaftlicher Unternehmungen angedeutet. Wird es dann nicht auch vorstellbar, dass das Leben unter extremen Bedingungen in großen Höhen oder Tiefen erlernbar sein könnte, was ein Verlassen des überkommenen Lebensraumes zumindest auf begrenzte Zeit ermöglichen würde?<sup>45</sup>

Die unermüdlich-tätige und flexible Art der Wissensaneignung stößt sich mitunter an Formen des Unverständnisses. Zu diesen zählen der Aberglaube, das Halbwissen, der Zweifel an der Legitimation des Erkenntnisanspruchs sowie die Ignoranz, deren harmlosester Ausdruck sich in den Worten eines Missionars am Orinoko wiederfindet, der nicht glauben kann, dass Humboldt und Bonpland „ihre Vaterland verlassen“ haben, „um euch auf diesem Flusse von Moskitos aufzehren zu lassen und Land zu vermessen, das euch nicht gehört“.<sup>46</sup> Gemeinsam ist allen Formen des perpetuierlichen Unwissens die Unfähigkeit, neue Erfahrungen aufzunehmen oder auch nur als solche zu erkennen – eine Konterkarikatur zur aufklärerischen Wissbegierde, deren wiederum in sich selbst kritisch reflektierte Haltung an Humboldt so sehr bewundert worden ist. Die rein sachlichen Erkenntnismethoden: Beobachten, Messen und Experimentieren, die Handhabung von Instrumenten und Aufzeichnungen zählen angesichts einer oft bedrohlich scheinenden, mitunter unberechenbar gefährlichen Natur zu den geistigen Methoden der Angstbewältigung und der Kompensation von auftretenden Belastungen. Trotz der Beherrschung solcher Techniken, die ja keine Vermeidungstechniken sein können, unterliegen Humboldts Explorationen in ihrem Gesamtverlauf häufig dem modernen „Martyrium der Wissbegierde“ wie Blumenberg es ausdrückt.<sup>47</sup> Das beweisen die disparaten Leidens-

---

<sup>44</sup> Ebenda

<sup>45</sup> Im Grunde bedeutet das Eindringen in die Zone des Luftmeeres gewissermaßen eine solche Veränderung, wenn auch nur für kurze Zeit. Darauf bezieht sich die Erwähnung der Ballonflüge Gay-Lussacs im Zusammenhang mit den Bedingungen des Luftdrucks in großer Höhe und ihrer Verträglichkeit für den menschlichen Organismus. Immerhin misst Humboldt den Ballonfahrten einige Bedeutung bei, obgleich er einschränkt, „daß die Angaben der Höhen, zu denen die Luftschiffer behaupten sich erhoben zu haben, gewöhnlich wenig Glauben verdienen: Humboldt: Kleinere Schriften, op. cit., S. 149.

<sup>46</sup> Humboldt: Reise III, op. cit., S. 49.

<sup>47</sup> H. Blumenberg: op. cit., S. 219.

und Gefahrenelemente der großen amerikanischen Reise: Die andauernde Hitze der Tropen und die Myriadenschwärme der Insekten am Orinoco und Cassiquiare; aber auch das tropische Fieber<sup>48</sup> und die Bergkrankheit auf dem Pichincha und dem Chimborazo.

Die Region der schlimmsten Insektenplage bedenkt Humboldt mit Dantes Versen aus dem 3. Buch *Divina Commedia*: “Noi sem venuti a luogo, ov’i’t’ho detto Che tu vendrai le genti dolorose”<sup>49</sup> Und erläutert:

*„Wer die großen Ströme des tropischen Amerikas, wie den Orinoko oder den Magdalenenfluß, nicht befahren hat, kann nicht begreifen, wie man ohne Unterlaß, jeden Augenblick im Leben von den Insekten, die in der Luft schweben, gepeinigt wird, weil die Unzahl dieser kleinen Tiere weite Landstrecken fast unbewohnbar machen kann. So sehr man auch gewöhnt sein mag, den Schmerz ohne Klage zu ertragen, so lebhaft einem auch der Gegenstand, den man eben beobachtet, beschäftigen mag, unvermeidlich wird man immer wieder davon abgezogen, wenn Moskiten, Zancudos, Jejen und Tempraneros einem Hände und Gesicht bedecken, einen mit ihrem Saugrüssel, der in einen Stachel ausläuft, durch die Kleider durch stechen, und in Nase und Mund kriechen, so daß man husten und nießen muß, sobald man in freier Luft spricht.“*<sup>50</sup>

Unter derartigen Begleitumständen realisiert Humboldt dennoch mit großer Nervenstärke sein wissenschaftliches Programm. Die Leiden des wissenschaftlichen Reisenden sind in ihrer Funktion und ihrem Kalkül für den Erkenntniszuwachs nicht wesentlich verschieden von denen des Experimentators im Selbstversuch, wie sie die „Versuche über die gereizte Muskel- und Nervenfasernebst Vermuthungen über den chemischen Process des Lebens in der Thier- und Pflanzenwelt“ überliefern. Im Stadium einer noch nicht arbeitsteiligen Wissenschaft (in der der Wissenschaftler sein leidendes Versuchstier häufig gegen Bezahlung geliefert bekommt) ist die Erfahrung der Pein am eigenen Körper mitunter ebenso notwendig wie unvermeidlich.

---

<sup>48</sup> Auf dem Rückweg zur Küste erkrankten Humboldt und Bonpland in Angostura (dem heutigen Ciudad Bolívar) an einem heftigen Fieber, Bonpland unter allen Anzeichen der Ruhr sogar lebensgefährlich. Von trüben Ahnungen erfasst, gedenkt Humboldt bei dieser Gelegenheit des Botanikers Löffling, eines Schülers von Linné, der „nicht weit von Angostura, am Ufer des Carony, ein Opfer seines Eifers für die Naturwissenschaften geworden“ war. Humboldt: Reise IV, op. cit., S. 150 f.

<sup>49</sup> Humboldt: Reise III, op. cit., S. 145.  
 „Gelangt sind wir dahin, wo ich Dir sagte,  
 Du würdest sehn die schmerz erfüllten Scharen.“

<sup>50</sup> Ebenda, S. 143 f.

Vergleicht man Humboldts Darstellungen mit anderen Reiseberichten des 18. und 19. Jahrhunderts, insbesondere mit denen anderer *wissenschaftlicher* Reisender, so lesen sich letztere oftmals als eine Aneinanderreihung von Entbehrungen und Mühsalen,<sup>51</sup> während bei Humboldt die Beschränkung, ja Zurücknahme aller äußeren Komplikationen auffällt, in der sich seine außerordentliche Selbstdisziplin auch in den Texten widerspiegelt. Die von dem scharfen Gestein am Chimborazo herrührenden Wunden an den Händen erwähnt er nur als „unwichtige Einzelheiten“<sup>52</sup>, das Passieren der überaus gefährlichen Eisbrücke oberhalb des Vulkanschlundes des Pichincha gilt ihm als „kleines Ereignis“<sup>53</sup>; und an Wilhelm von Humboldt schreibt er aus Bogotá: „Ich sage Dir nichts mehr von der Gefahr der Katarakte, von den Moskitos, von den Stürmen und Gewittern [...]“<sup>54</sup>.

Das Umschlagen des „Martyriums“ in akute Gefährdung erzeugt dann aber doch jene Grenzsituationen, die dem Beobachter außer Kontrolle geraten können, in denen er unter Umständen seine eigenen Reaktionen nicht mehr zu steuern weiß. Dabei geht es manchmal nur noch um das bloße Überleben. „Es gibt Vorfälle im Leben, wo man vergeblich die Vernunft zu Hilfe ruft“<sup>55</sup>, heißt es resümierend zu einem solch gefährvollen Erlebnis. In einem Brief aus Cumaná berichtet Humboldt seinem Bruder von einem beinahe erlittenen Schiffbruch auf dem Orinoko, bei dem der Verlust der Instrumente und Aufzeichnungen, und sodann der eigene Untergang drohte:

*„Unsere Piroge war schon zwei Drittel mit Wasser gefüllt [...] Das Schicksal wollte nicht, daß wir in dieser Wüste umkommen sollten, wo man nie die geringste Spur von unserem Untergang entdeckt haben würde. Unsere Lage war wahrhaftig schrecklich. Das Ufer war über eine halbe Meile von uns entfernt, und eine Menge Krokodile ließen sich mit halbem Körper über dem Wasser sehen.*

*Selbst wenn wir der Wut der Wellen und der Gefräßigkeit der Krokodile entgangen und an Land gekommen wären, würden wir daselbst von Hunger oder von Tigern verzehrt worden sein, denn die Wälder sind an diesen Ufern so dicht von Lianen durchschlungen, daß es schlechterdings unmöglich ist, darin fortzukommen. [...] In diesem allergefährlichsten und bedenklichsten Augen-*

<sup>51</sup> Das trifft in besonderem Maße auf Niebuhrs berühmte Reisen nach Arabien zu, die er in den Jahren 1761 bis 1767 im Auftrag des Königs von Dänemark unternommen hatte. Carsten Niebuhr: Reisebeschreibung nach Arabien u. anderen umliegenden Ländern. 2 Bd. Kopenhagen 1774.

<sup>52</sup> Humboldt: Kleinere Schriften, op. cit., S. 146.

<sup>53</sup> Ebenda, S. 63.

<sup>54</sup> Brief an Wilhelm von Humboldt vom 21.9.1801 aus Bogotá. Zit. nach Bolko von Hahn: Humboldts Briefe aus der Welt der Tropen. In: Übersee Rundschau. Hamburg, J. 21. 1969. H. 4, S. 41.

<sup>55</sup> Humboldt: Reise III, op. cit., S. 33.

*blicke schwellte ein Windstoß das Segel unseres Schiffchens und rettete uns auf eine unbegreifliche Weise.*<sup>56</sup>

Doch haben auch solche extremen Situationen für Humboldt nichts Abenteuerliches im trivialen Sinn.<sup>57</sup> Schon die Programmatik seiner Reise enthält eine eindeutige Absage an das Abenteuer. Als Grundmotivation nennt Humboldt nicht den „Drang nach einem aufregenden Wanderleben“, sondern den „Trieb, eine wilde, großartige, an mannigfachen Naturprodukten reiche Natur zu sehen, die Aussicht, Erfahrungen zu sammeln, welche die Wissenschaften fördern“<sup>58</sup>. Dies bekundet auch die nachträgliche Begründung seines Aufstiegs zum Chimborazo sowie die Ablehnung einer oberflächlichen populären Anteilnahme, die lediglich dem Reiz eines ungewöhnlichen und gefährlichen Vorhabens gilt, nicht aber dessen wissenschaftliche Ergebnisse im Auge hat.

„Das, was unerreichbar scheint, hat eine geheimnißvolle Ziehkraft; man will, daß alles erspähet, daß wenigstens versucht werde, was nicht errungen werden kann. Der Chimborazo ist der ermüdende Gegenstand aller Fragen gewesen, welche seit meiner ersten Rückkunft nach Europa an mich gerichtet wurde. Die Ergründung der wichtigsten Naturgesetze, die lebhafteste Schilderung der Pflanzenzonen, und der, die Objecte des Ackerbaues bestimmenden Verschiedenheit der Klimate, welche schichtenweise über einanderliegen: waren selten fähig die Aufmerksamkeit von dem schneebedeckten Gipfel abzulenken, welchen man damals ... für den Culminationspunkt der gangartig ausgedehnten Andeskette hielt.“<sup>59</sup>

Aus einer vergleichbaren Position heraus stellt auch der von Humboldt geförderte und bestens vorbereitete Boussingault seinen 30 Jahre später „wiederholten Versuch auf den Gipfel des Chimborazo zu gelangen“<sup>60</sup> in einen strengen wissenschaftlichen Legitimationszusammenhang.

*„[...] allein die Hoffnung, die mittlere Temperatur einer sehr hohen Station zu erhalten, trieb mich an, einen Versuch zu seiner Ersteigung zu machen: und wenn auch meine Hoffnung unerfüllt geblieben ist, so glaube ich doch nicht,*

<sup>56</sup> Brief an Wilhelm von Humboldt vom 1.10.1800 aus Cumaná. Zit. nach B. v. Hahn: op. cit. S. 41.

<sup>57</sup> In der Rezeption der amerikanischen Reise erscheinen Humboldts Texte manchmal leider verkürzt auf die Kompilation abenteuerlicher Momente. Ein geradezu unrühmliches Beispiel bietet Victor von Hagen in seinem Entdeckerbuch *Südamerika ruft*, in welchem er sogar eine portugiesische Gefangennahme Humboldts nach irrtümlichem Überschreiten der Grenze bei San Carlos hinzuerfindet, um die Spannung zu erhöhen. Victor W. von Hagen: *Südamerika ruft. Entdeckungsreisen großer Naturforscher*. Berlin Frankfurt Wien 1959, S. 74 f. Vgl. dagegen Humboldts Reise III, S. 280 f.

<sup>58</sup> Humboldt: *Reise I*, S. 5.

<sup>59</sup> Humboldt: *Kleinere Schriften*, op. cit., S. 134 f.

<sup>60</sup> Titel eines Auszugs aus einem Brief von Boussingault an Alexander von Humboldt „Über einen wiederholten Versuch auf den Gipfel des Chimborazo zu gelangen“. Humboldt, *Kleinere Schriften*, op. cit., S. 175–205.

*daß dieser Versuch ganz ohne Nutzen für die Wissenschaft gewesen sein werde. Ich nenne hier die Gründe, welche mich auf den Chimborazo geführt haben, weil ich die gefährvollen Besteigungen der Berge sehr tadeln muß, wenn sie nicht im Interesse der Wissenschaft unternommen werden.*<sup>61</sup>

Mit der Einbindung in die wissenschaftliche Tradition eines La Condamine und eines Alexander von Humboldt weiß Boussingault sich frei von jedem Verdacht, aus purer Abenteuer- oder Sensationslust gehandelt zu haben. Vorwürfe dieser Art erhebt er seinerseits gegen die vielen Nacheiferer de Saussures in Europa. Für ihn bleibt Saussure „der Einzige, der den Gipfel des Montblanc erreicht hat, ungeachtet dieser Berg seit den Zeiten jenes berühmten Reisenden mehr als einmal erstiegen worden ist. Seinen Nachahmern haben wir durchaus nichts zu danken, weil sie uns nichts gelehrt, was der Gefahren einer solchen Reise werth gewesen wäre.“<sup>62</sup>

Der Gestus der Abgrenzung gegenüber dem Abenteuer wie gegenüber dem missverständlichen Beifall einer auf Nervenkitzel fixierten Öffentlichkeit kennzeichnet auch die wissenschaftlich motivierten Flüge Biots und Gay-Lussacs im Heißluftballon, die 1804 bei der Durchführung von Höhenbestimmungen und eudiometrischen Messungen einen neuen, vielumjubelten Höhenrekord aufstellten. Als Gegenfigur zu dieser Repräsentanz explorativer Neugierde steht die Gestalt des Abenteurers, wie die des Grafen Zambeccari, der als „Glücksritter, Märtyrer der Wissenschaft“<sup>63</sup> und verwegenster Luftschiffer seiner Zeit angesehen wurde. Er war 1783 in England mit dem ersten Versuchsballon gefahren. Später scheiterte er mit der Erfindung eines aus Wasserstoff und Heißluft gefüllten Ballons, als dieser während eines Aufstiegs in Flammen aufging. Bei einem anderen Versuch stürzte er in die eisbedeckte Adria. Humboldt, der zusammen mit Gay-Lussac anlässlich seines Aufenthalts in Bologna die Bekanntschaft des Grafen machte, beurteilte dessen wissenschaftlich obskure Ballonflüge mit Skepsis und Ablehnung und sagte ihm, recht zutreffend, ein baldiges Ende voraus.

Noch ungünstiger qualifiziert Humboldt den in Preußen gesellschaftlich so ausgeprägten Drang zum militärischen Abenteuer. Als unrühmlich gilt ihm die Teilnahme des Prinzen Waldemar von Preußen am Kolonialfeldzug der Engländer gegen die Sikhs im Jahre 1845, in dessen Verlauf der Begleiter des Prinzen, Werner Hofmeister, den Tod findet. Während in den Kreisen des Berliner

<sup>61</sup> Ebenda, S. 178.

<sup>62</sup> Ebenda. Die Erstbesteigung des Montblanc ist durchaus umstritten. So werden in unterschiedlichen Quellen für das Jahr 1786 die Namen von Balmat oder Vallot genannt. Dennoch behält Bourssingault recht, da er sich auf die erste große wissenschaftlich motivierte Expedition de Saussures mit 20 Teilnehmern bezieht, die am 3.8.1797 den Gipfel des Montblanc erreicht hat. Dieser Tag gilt seit dem späten 19. Jahrhundert auch als der Gründungstag des Alpinismus.

<sup>63</sup> D. Botting: op. cit., S. 215.

Hofes die Beteiligung des Prinzen als heroische Tat gefeiert wird, reagiert Humboldt mit Kritik. „Er nannte des Prinzen Waldemar Benehmen bei dieser Gelegenheit unvorsichtig; aus purer militärischer Neugierde sein Leben aufs Spiel zu setzen sei kein Heldenmuth [...]“<sup>64</sup> Dies ist nur eine von vielen überlieferten Äußerungen Humboldts, die beweisen, dass er auch in seiner außerwissenschaftlichen „Haltung“ keineswegs der servile Höfling gewesen ist, als den ihn manche Zeitgenossen und spätere Kritiker gerne gesehen haben.<sup>65</sup>

Ebenso konsequent wie gegen derlei Abenteuerium verwahrt er sich gegen pseudo-wissenschaftlichen Voyeurismus. Diesen zu entlarven, fällt umso schwerer, als illegitime Schaulust mitunter durch vorgeschobenes wissenschaftliches Interesse kaschiert wird. Das gilt für die Teilnahme an auffallenden Naturereignissen, wie erwarteten Vulkanausbrüchen, aber auch für selbst initiierte „Versuche, bei denen die Erweiterung des Wissens gar nichts gewinnt, und bei denen man sich freut Zucken und abermals Zucken zu sehen!“<sup>66</sup> Letzteres, das sinnlose Abtöten von Versuchstieren (Fröschen) im Labor, wie das bloße Anschauen großer Naturkatastrophen tragen das Signum wissenschaftlicher Bedeutungslosigkeit und sind Ausdruck einer oberflächlichen Neugierde, die jedoch in Gazetten leicht Eingang findet.

Hingegen gehört zu Humboldts Haltung der jederzeit belegbare, erkenntnisorientierte Begründungszusammenhang, durch den auch das vergebliche Bemühen, den einkalkulierten Fehlschlag zu vermeiden, aufgrund eines „ernsten wissenschaftlichen Interesses“ seine Rechtfertigung findet. Als die Anzeichen einer Eruption des Vesuvs im Sommer 1805 sich mehren, begeben Humboldt, Gay-Lussac und Leopold v. Buch sich nach Neapel. Inmitten Schaulustiger sind *sie* die Repräsentanten der (europäischen) Wissenschaften und agieren gleichermaßen stellvertretend für eine wissenschaftlich interessierte Öffentlichkeit. Dreimal besteigen sie den brennenden Vulkan und führen Messungen und Beobachtungen durch.

Nicht die Festlegung auf das vorab bereits Wissenswerte – ohnehin eine schwierige Definition a priori –, sondern die Verheißung möglichen Wissens bestimmt für Humboldt Ziel und Ausmaß seiner explorativen Neugierde. Dabei erscheint zunächst alles als wissenswert, was dem forschenden Geist zugänglich ist. Die Bedingungslosigkeit des Humboldtschen Wissensanspruchs kollidiert jedoch keineswegs mit dem Anspruch auf einen stets reflektierten Er-

<sup>64</sup> Gespräche Alexander von Humboldts. Hrsg. von H. Beck im Auftrag der Alexander von Humboldt-Kommission der Deutschen Akademie der Wissenschaften zu Berlin. Berlin 1959, S. 249. Hier zit. nach H. Blumenberg: op. cit., S. 254.

<sup>65</sup> Vgl. Herbert Scuria: Alexander von Humboldt. Sein Leben und Werke. Düsseldorf 1982. S. insbesondere S. 265 ff, S. 311 ff, S. 332 ff.

<sup>66</sup> Humboldt: Versuche über die gereizte Muskel- und Nervenfaser Bd. I, S. 290.

kenntnisgang. Auch verlieren sich seine Explorationen nicht ins Grenzenlose. Im Gegenteil: Erst die permanente Offenheit für das Neue von Naturgegenständen und die aus ihnen gewonnenen Erkenntnisse rückt das Problem der Grenzen und die Möglichkeiten ihres Überschreitens immer deutlicher ins Bewusstsein. Zu jenen Grenzen und über sie hinaus schweift Humboldts „unbegrenzter Forschungsgeist“<sup>67</sup>. Indem er für die Naturerkenntnis Tabuisierungen ebenso wenig zulässt wie zweckdienliche Eingrenzungen, verbleiben die explorativ tatsächlich noch unzugänglichen Bereiche des Unbekannten keine selbstauferlegten Beschränkungen, sondern liegen in der Sache selbst. Es mag charakteristisch sein für Humboldts Denkweise, dass er im *Kosmos* gerade bei der Zusammenfassung des zeitgenössischen Wissens die Vorstellung von Grenzen in räumlichen Kategorien fasst. So erläutert er deren Verschiebung am Beispiel der zeitgenössischen Astronomie William Herschels, dessen Leistungen er mit den großen neuzeitlichen Entdeckungsfahrten gleichsetzt .

„Was Wright, Kant und Lambert, nach Vernunftschlüssen von der allgemeinen *Anordnung des Weltgebäudes* von der räumlichen Vertheilung der Materie geahndet, ist durch Sir William Herschel auf dem sichreren Wege der Beobachtung und der Messung ergründet worden. Der große, begeisterte und doch so vorsichtig forschende Mann hat zuerst das Senkblei in die Tiefen des Himmels geworfen, um die Grenzen und die Form der abgesonderten Sternschicht zu bestimmen, die wir bewohnen; er hat zuerst gewagt die Verhältnisse der Lage und des Abstandes ferner Nebelflecke zu unserer Sternschicht aufzuklären. Wilhelm Herschel hat (so sagt die schöne Grabschrift zu Upton) die Schranken des Himmels durchbrochen (caelorum perrupit claustra); wie Columbus, ist er vorgedrungen in ein unbekanntes Weltenmeer, Küsten und Inselgruppen erblickend, deren letzte wahre Ortsbestimmung kommenden Jahrhunderten vorbehalten bleibt.“<sup>68</sup>

Offenbar fällt die Möglichkeit des direkten Zugangs zu den untersuchten Objekten, zur Sphäre des Unbekannten, nicht notwendig zusammen mit der Reichweite theoretischen Wissens überhaupt. Hierin unterscheidet sich die theoretische Neugierde von der explorativen. Mathematisch begründete Gewißheit gilt ihm empirischer Vergewisserung überlegen. Auffallend dabei ist, dass Humboldt Kants *Theorie des Himmels*,<sup>69</sup> einem durchaus spekulativen Buch, einen geringeren Grad empirischer Zuverlässigkeit einräumt als Herschels tele-

<sup>67</sup> Albert Leitzmann, Hg.: Brief W. v. Humboldts an K. G. v. Brinkmann vom 18. März 1793. In: Wilhelm von Humboldts Briefe an Karl Gustav von Brinkmann. Leipzig 1939, S. 60.

<sup>68</sup> Humboldt: *Kosmos* I, op. cit., S. 90 f.

<sup>69</sup> Immanuel Kant: *Allgemeine Naturgeschichte und Theorie des Himmels oder Versuch von der Verfassung und dem mechanischen Ursprunge des ganzen Weltgebäudes nach Newtonischen Grundsätzen abgehandelt*. Königsberg und Leipzig 1755.

skopischen Befunden. Erst die theoretisch begründete und empirisch gesicherte Erkenntnis kann als zuverlässig gelten!

Das uranologische Wissen freilich bleibt ihm zeitlebens beschränkt auf die mathematisch berechenbaren Bewegungsgesetze und die quantifizierbaren materiellen Verteilungen im Raum. Hierin unterscheidet sich die „Natur unseres tellurischen Wissens“ von der „Kenntniß der Himmelsräume und ihres Inhalts“<sup>70</sup> nicht zuletzt aufgrund des höheren Grades an Verifizierbarkeit. Aber auch im tellurischen Bereich hält Humboldt es für „nöthig, ... die Beschränktheit des Raumes zu bezeichnen, von welchem unsere ganze Kenntniß von der Heterogenität der Stoffe hergenommen ist“<sup>71</sup>. So bezieht sich das Wissen von der physikalischen Struktur und von der Beschaffenheit der Stoffe lediglich auf die unmittelbare „Erdrinde“ und auch hier nur auf ihre bislang zugänglichen Teile. „Die Tiefe des Oceans und des Luftmeeres sind uns beide unbekannt“,<sup>72</sup> konstatiert Humboldt im *Kosmos* mit größerer Entschiedenheit als bei anderer Gelegenheit. Auf dieser Ebene des vorenthaltenen Zugriffs werden die Grenzen des „tellurischen Wissens“ vergleichbar mit jenen, die der uranologische Teil des Kosmos dem Beobachter auferlegt.

„Alles, was unter dem Seespiegel tiefer liegt als die oben angeführten Mulden, als die Arbeiten der Menschen, als der vom Senkblei an einzelnen Stellen erreichte Meeresgrund ..., ist uns ebenso unbekannt wie das Innere der anderen Planeten unseres Sonnensystems. [...] Wo alle Kenntniß chemischer und mineralogischer Naturbeschaffenheit im Inneren des Erdkörpers fehlt, sind wir wieder, wie bei den fernsten um die Sonne kreisenden Weltkörpern, auf bloße Vermuthungen beschränkt.“<sup>73</sup>

Zusammenfassend ergibt sich: Humboldts stets sichtbare explorative Energie ist die Energie des anbrechenden wissenschaftlichen Zeitalters, die in glücklicher Weise in seiner Person sich repräsentiert. Sie ist noch universell, insofern sie (noch) nicht verkürzt ist auf Erfahrungsausschnitte, sondern den ganzen Raum des Zugänglichen mit dem gesamten Instrumentarium der Wissenschaft zum Feld ihres Interesses macht.

---

<sup>70</sup> Humboldt: *Kosmos I*, op. cit., S. 166.

<sup>71</sup> Ebenda

<sup>72</sup> Ebenda, S. 320 f.

<sup>73</sup> Humboldt: *Kosmos I*, op. cit., S. 167. Vgl. dagegen *Kosmos IV*, S. 217 ff, in dem Humboldt die zeitgenössischen Vorstellungen über die chemische und mineralogische Beschaffenheit des inneren Erdkörpers referiert, wobei mir (P. Klein) an dieser Stelle rätselhaft bleibt, weshalb Humboldt bei diesen Fragen nicht auf das von Lyell längst auch auf geologische Sachverhalte angewandte Aktualitätsprinzip zurückgreift.

## Literatur

### *Werke von Alexander von Humboldt*

Ansichten der Natur. In: Gesammelte Werke. 12 Bde. Stuttgart, o.J.

Kleinere Schriften. Stuttgart und Tübingen. 1853.

Kosmos. 5 Bde. Stuttgart u. Augsburg 1845.

Reise I, II, III, IV in die Äquinoktial-Gegenden des neuen Kontinents. In: Gesammelte Werke. 12 Bde. Bd. 5, 6, 7, 8. Stuttgart, o. J.

### *Sekundärliteratur*

Beck, Hanno: Alexander von Humboldt. 2. Bde. Wiesbaden 1959.

Berghaus, Heinrich: Briefwechsel Alexander von Humboldt's mit Heinrich Berghaus aus den Jahren 1825 – 1858. 2 Bde. Leipzig 1863.

Blumenberg, Hans: Der Prozeß der theoretischen Neugierde. Frankfurt a. M. 1973.

Botting, Douglas: Alexander von Humboldt. München 1973.

Hahn, Bolko von: Humboldts Briefe aus der Welt der Tropen. In: Übersee Rundschau. Hamburg. J. 21. H. 4. 1969.

Hardenberg, Georg Friedrich (Novalis): Gesammelte Werke. Gütersloh, o.J.

Kant, Immanuel: Allgemeine Naturgeschichte und Theorie des Himmels oder Versuch von der Verfassung und dem mechanischen Ursprunge des ganzen Weltgebäudes nach Newtonischen Grundsätzen abgehandelt. Königsberg u. Leipzig 1755.

La Condamine, Charles Marie: Voyage à l'Équateur. Paris 1759.

Leitzmann, Albert, Hrsg.: Wilhelm von Humboldts Briefe an Karl Gustav von Brinkmann vom 18. März 1793. Leipzig 1939.

Niebuhr, Carsten: Reisebeschreibung nach Arabien u. anderen umliegenden Ländern. 2 Bd. Kopenhagen 1774.

Scuria, Herbert: Alexander von Humboldt. Sein Leben und Werken. Düsseldorf 1982.

Watermann, Rembert: Alexander von Humboldts Untersuchungen über die Zusammensetzung des Luftkreises. Herbolzheim 1963.

## Nachwort

von PETER KLEIN

Die vorstehende Abhandlung ist die erste von insgesamt sechs „Studien“, die unser Mitglied Renate Uthe aus Diktaten, Teiltexen und Notizen zur fast abgeschlossenen Dissertation ihres verstorbenen Lebensgefährten Michael Schöpner ausgewählt, bearbeitet und zur Veröffentlichung vorbereitet hat.

Zwar kann der Titel über alle sechs Studien „Alexander von Humboldt – Wegbereiter der modernen Naturwissenschaften“ nicht als schlechthin neuartiges Leitmotiv gelten, bestimmte er doch schon immer das Bild Humboldts als Wissenschaftler und könnte z.B. auch das Motto der vorliegenden 24. Abhandlungen sein. Doch beeindruckt an der Arbeit ihre Originalität, systematische Geschlossenheit und die Vielfalt der einbezogenen Aspekte. Daher sei ihr Inhalt kurz skizziert.

Die hier abgedruckte Einführung (Studie 1) zeichnet Humboldt als neuartigen Typus seiner gesamten wissenschaftlichen „Haltung“ nach: Historische Werte bewahrend, dabei zugleich neue Wege disziplinübergreifend erschließend. Das gilt zwar für manchen „Großen“ der Wissenschaft, für Humboldt aber eben als einen Wegbereiter *unserer* gegenwärtigen, insbesondere der Bio- und Geowissenschaften, und zwar bei ihrem Übergang zu moderner empirischer Form, diese unter dem Paradigma des „Aktualitätsprinzips“, jene unter dem der „Evolution“. Diese Sicht wird in den folgenden Studien 2 bis 6 in sinnvoller Ordnung konkretisiert:

Studie 2 „*Das Wissenschaftsverständnis des Naturforschers*“: Humboldts Überlegungen zu Bezeichnung und Abgrenzung der Disziplinen sind keine nomenklatorischen Haarspaltereien, sondern wichtige wissenschaftstheoretische Bestimmungen des Wahrheitsanspruchs und ihrer Grenzen hinsichtlich Gegenständen und Methoden. Insbesondere ist die seinerzeit wesentliche Unterscheidung zwischen „mechanischer“ und „dynamischer“ Wissenschaftsauffassung als fruchtbar zu erweisen, aber vor zeittypischem, spekulativem Missbrauch zu bewahren.

Studie 3 „*Der Gebrauch von Instrumenten*“: Aus Humboldts Reiseberichten ergibt sich die konstitutive Bedeutung eines systematisch zusammengestellten Instrumentariums für die messende Wissenschaft. Dies wird für Phasen der historischen Akzeptanz verdeutlicht, die sich in

Studie 4 „*Beobachtung und Experiment*“, aus ihren Anfängen bei den Griechen entwickelt und gegen empiristische und rationalistische Ideologien abgegrenzt, zu dem für die Gegenwart maßgeblichen, balancierten Gefüge von Theorie und Empirie formiert.

Studie 5 „*Vom Neptunismus zum Plutonismus*“ schildert Humboldts bekannte Rolle bei der empirischen Verifikation des Vulkanismus als geologischem Faktor im neuen astronomischen Zeitrahmen, der eine „säkulare“ Entwicklungsgeschichte der Erde und des Lebens – und damit eine „Evolutionstheorie“ – erst ermöglichte, bei Humboldt aber zuletzt auch zu einer Fehleinschätzung geomorphologischer Prozesse führte.

Studie 6 „*Vom Vitalismus zur Chimie Vitale*“ gibt zunächst einen Abriss der Ideengeschichte vom Wesen des Lebens und analysiert dann Humboldts weniger bekannte „Versuche über die gereizte Muskel- und Nervenfaser“ als seinen Beitrag zur Frage nach der Entstehung des Lebens aus unbelebter Materie, die er bereits ausdehnt auf die nach einer „naturalistischen“ Erklärung auch des Geistes und der Möglichkeit von dessen Einwirken auf Materie. Dabei ergeben gerade die Grenzen des Wissens seiner Zeit bereits wesentliche Hinweise zur Lösung dieses im Zentrum gegenwärtiger Diskurse stehenden Problems.

Die Herausgeberin beabsichtigt, die sechs „Studien“ als Buch herauszugeben (der Verlag ist noch nicht kannt). Wir weisen schon jetzt empfehlend auf das Erscheinen dieser bemerkenswerten, ebenso anregenden wie reichhaltigen Arbeit hin.

# Alexander von Humboldt als Bergassessor 1792 in der Morassina

von MANFRED ENGLISHUBER und DAGMAR HÜLSENBERG

## Vorgeschichte

Am Vortag des 240. Geburtstages von Alexander v. Humboldt am 14. September 2009 veranstaltete der Förderkreis Morassina e.V., Schmiedefeld am Rennsteig<sup>1</sup>, eine Gedenkveranstaltung. Sein Vorsitzender, Klaus Müller, konzentrierte sich in seinem Vortrag auf den damaligen Einstieg Alexander v. Humboldts ins Berufsleben, das u.a. die Befahrung des im gleichen Ort (Schmiedefeld) ansässigen Morassina<sup>2</sup>-Bergwerks sowie der dazugehörigen Schwefel- und Vitriolhütte eingeschlossen hatte. Dem Vortrag schloss sich die Besichtigung eines Teils des historischen Grubenbaus an, der bis auf den heutigen Tag so bewahrt werden konnte, wie ihn Alexander von Humboldt am 11. Juli 1792 vorgefunden hatte.

Einen Eindruck davon vermittelt Abbildung 1 mit einem aktuellen Blick in einen von Humboldt so befahrenen, verbrochenen Stollen, der nun nach ihm als Humboldt-Verbruch benannt ist. Man erkennt noch die Holzstempel von vor etwa 220 Jahren, die sauren Grubenwässer am Boden und ein Stückchen einer durch diese gut konservierten Holzleiter im unteren Teil des Bildes. Im Hangenden steht der dunkelblaue bis schwarze Alaunschiefer an, der stellenweise durch Eisen- und Kupfer-haltige Ausscheidungen auch braun gefärbt ist.

Gestatten wir uns einen Blick zurück. Seinen Neigungen folgend, ließ sich Alexander v. Humboldt am 14. Juni 1791 an der Bergakademie Freiberg als „Ausländer“, d.h. Selbstzahler, immatrikulieren.<sup>3</sup> Er belegte dort u.a. Lehrveranstaltungen in Mineralogie, Geologie sowie Bergbaukunst und Maschinenkunde bei Abraham Gottlob Werner<sup>4</sup>, außerdem Mathematik und Physik bei J. F. Lempe. Alle von ihm belegten Vorlesungen sind im Ministerialreskript aufgeführt.<sup>5</sup> Auch eignete er sich durch Grubenbefahrungen und Praktika gediege-

---

<sup>1</sup> 98793 Schmiedefeld (Landkreis Saalfeld-Rudolstadt).

<sup>2</sup> Den Namen erhielt die Grube nach dem Italiener J. L. Morassi, der sie 1717 gekauft hatte.

<sup>3</sup> Zu den Daten aus Humboldts Leben siehe: Biermann, K.-R.: Alexander von Humboldt, Biographien hervorragender Naturwissenschaftler, Techniker und Mediziner, Bd. 47, 3. erw. Aufl., Leipzig (1983).

<sup>4</sup> Hoffmann, J.: Aus der Geschichte der Technischen Universität Bergakademie Freiberg, 3. Aufl., TU Bergakademie Freiberg (2004). Auf S. 15 heißt es: „In seinen Vorlesungen bot er ein außergewöhnlich breites Spektrum, von der Mineralogie und Geologie über Bergbaukunde, Gebirgslehre, Versteinerungslehre bis hin zur Eisenhüttenkunde.“

<sup>5</sup> Baumgärtel, H.: Alexander von Humboldt und der Bergbau, Freiburger Forschungshefte D33, Berlin (1960), S. 122.

nes Wissen zur praktischen Seite des Bergbaus an. Nach nur 9 Monaten, am 26. Februar 1792, verließ er Freiberg wieder.

In Berlin angekommen, ernannte 3 Tage später der preußische Staatsminister Frh. v. Heynitz den erst 23jährigen erwartungsgemäß zum Bergassessor cum voto (d.h. mit Sitz und Stimme) im Kgl. Berg- und Hüttendepartement. Das hatte seine Gründe, denn es wurde dringend ein wie Humboldt ausgebildeter Fachmann benötigt.

Die erste große Bewährungsprobe ließ nicht lange auf sich warten. Anlass dazu war, dass 1791, also ein Jahr zuvor, die fränkischen Markgrafentümer Ansbach und Bayreuth an Preußen gefallen waren. Ihre Eingliederung in den preußischen Staat leitete der markgräfliche Frh. v. Hardenberg, der in preußische Dienste als Staatsminister übernommen worden war und fortan der neuen, selbständigen Provinz vorstand. Die allgemeine Lage schien aber derart desolat gewesen zu sein, dass er beim preußischen Hof um personelle Unterstützung durch sachkundige Beamte nachgesucht hatte.

So kam Alexander v. Humboldt – wahrscheinlich schon gegen Ende seines Studiums an der Bergakademie Freiberg – auf die Liste der Ausgewählten, und Minister v. Heynitz beauftragte ihn per schriftlichem Spezialbefehl mit einer *Inspektion und Bestandsaufnahme des fränkischen Montanwesens incl. der damit einhergehenden Nutzung der Rohstoffe*. Er startete am 26. Juni 1792 in Berlin. Via die Poststationen Leipzig, Erfurt und Saalfeld erreichte er am 11. Juli spät abends das erste Etappenziel Gräfenthal (in der Nähe von Saalfeld gelegen), nachdem er am gleichen Tag vorher im Schwefelloch bei Schmiedefeld in die Grube der „Morassina“-Hütte eingefahren war. Dem waren analoge Befahrungen zweier artverwandter Gruben und Hütten im Saalfeldischen (u.a. der heute als Feengrotten bekannten ehemaligen Grubenbaue) unmittelbar vorausgegangen. Der o.g. Spezialbefehl enthielt dazu keine Aufforderungen, denn die Objekte lagen auf Herzoglich-Sächsischem Staatsgebiet. Aber zumindest über die Befahrung der Morassina berichtete Alexander von Humboldt.

Was könnte die Morassina für Humboldt so interessant gemacht haben, dass er einen Umweg von Saalfeld über Schmiedefeld nach Gräfenthal nicht scheute? Vermutungen werden in einem Vortragsmanuskript von Georg Frh. v. Humboldt, Franziska Kraus, Klaus Müller und Andrea Otte<sup>6</sup> geäußert.

---

<sup>6</sup> Freiherr v. Humboldt, G.; Kraus, F.; Müller, K. und Otte, A.: Über das Saalfelder Vitriolwerk am Schwefelloch – dem Kammerrat Frege in Leipzig zugehörig – mit den daraus einhergehenden Auswirkungen zum Bergbau- und Wirtschaftsgeschehen in und um Schmiedefeld, Manuskript zum Vortrag des Förderkreises Morassina e.V. anlässlich der 215. Wiederkehr des Tages der Befahrung der Morassina durch Alexander von Humboldt am 11. Juli 1792, Schmiedefeld 2007; in geringer Auflage vervielfältigt (2008) durch den Förderkreis.

## Morassina mit Alaun-, Vitriol- und Schwefelhütte

Die Grubenanlage Morassina war von 1683 bis 1860 in Betrieb und gehörte ab 1750 dem Leipziger Kauf- und Handelshaus Frege.<sup>7</sup> Unter dessen Regie hatte sie sich rasch zum Marktführer für Vitriol- und Alaunprodukte in Mitteldeutschland emporgearbeitet.

Im Grubenfeld der Morassina wurde ein Schwarzschiefer, der geologisch aus dem Zeitalter des Silur stammt<sup>8</sup>, bergmännisch abgebaut. Er enthält beachtliche Anteile an vor allem Kupfer-, aber auch Eisensulfid. Diese Mineralien lassen sich bei entsprechendem Kontakt relativ „leicht“ (Es geht um geologische Zeiträume!) durch Wasser und den Sauerstoff der Luft umwandeln. Es entstehen Sulfate und Sulfathydrate. In Wasser gelöst, führen sie zu den sauren Grubenwässern, die man auch schon vor dem Besuch Humboldts in der Gegend bemerkte, wo sie in Bächen ein Fischsterben auslösten.

Das ausgebrachte Gestein häufte man im Freien auf besonders vorbereiteten Laugenbänken an, damit Sonne, Luft und vor allem Wasser ein Weiteres tun konnten, um die eingelagerten Sulfide – nun beschleunigt – verwittern zu lassen. Das Haufwerk verblieb dort mehrere Jahre. In dieser Zeit reagierte das Verwitterungsmaterial zusätzlich mit dem Schwarzschiefer, so dass der Alaunschiefer entstand, d.h. ein Schiefer, der von Alaun durchsetzt war. Alaun ist in seiner reinen Form ein Alkali-Aluminium-Sulfat mit einer erheblichen Menge an Kristallwasser.<sup>9</sup> Ein Teil des Alkali- und Aluminiumanteils kann durch Eisen oder Kupfer ersetzt werden. Die Bildung des Alauns erfolgt, indem a) das Sulfid in Sulfat umgewandelt wird, b) ein Teil des Aluminium- und Alkalioxids aus dem Tonschiefer gelöst wird und c) die Reaktionen in wässriger Umgebung stattfinden. Die nach bis zu etwa 30monatiger Liegezeit entstandenen leichtlöslichen Sulfathydrate (Alaun) ließen sich nun leicht mit einer zusätzlichen Menge Wasser auslaugen (darum die Bezeichnung Laugenbänke). In der Hütte wurde die Lauge durch Sieden eingedampft. Gleichzeitig erfolgte eine Trennung in Eisen- und Kupfervitriol<sup>10</sup> einerseits und Alaun andererseits.

Die Fertigprodukte (einschließlich Schwefel und Farberden) fanden ihren Einsatz u.a. beim Färben von Stoffen, Gerben von Leder und Beizen von Saatgut.

---

<sup>7</sup> Zur Geschichte siehe auch: Förderkreis Morassina e.V.: 15 Jahre Schaubergwerk Morassina – 325 Jahre Schwefel- und Vitriolhütte Morassina, Schmiedefeld/Landkreis Saalfeld-Rudolstadt. Mengersgereuth-Hämmern (2008).

<sup>8</sup> Wagenbreth, O. und Steiner, W.: Geologische Streifzüge, Leipzig (1982).

<sup>9</sup> Z.B.  $\text{KAl}[\text{SO}_4]_2 \cdot 12 \text{H}_2\text{O}$ , siehe auch Rösler, H.-J.: Lehrbuch der Mineralogie, 4. Aufl., Leipzig (1979), S. 673 ff.

<sup>10</sup>  $\text{FeSO}_4 \cdot 7 \text{H}_2\text{O}$  (grüne Farbe) und  $\text{CuSO}_4 \cdot 5 \text{H}_2\text{O}$  (blaue Farbe), aus Hollemann, A. F. und Wiberg, E.: Lehrbuch der Anorganischen Chemie, Walter de Gruyter & Co., Berlin (1960), S. 535 und 455.

## Befahrung durch Alexander v. Humboldt

Die Lagerstätte in ihrer damals zum Abbau anstehenden Form bestand aus einem etwa 1,50 m mächtigen Flöz aus bräunlich-schwarzem, die Sulfide enthaltendem Schiefer, der teilweise schon in geologischen Zeiträumen mit Alaun angereichert war, unter einem Deckgebirge aus 50 m mächtigem Tonschiefer. Ihr Abbau erfolgte im Strebbau. Aber folgen wir hier dem Text des originalen Fahrberichts vom 11. Juli 1792 aus der Feder von Alexander v. Humboldt (1 Lr = 1 Lachter  $\approx$  2 m; die 4 Tageszeiten stehen stellvertretend für die 4 Himmelsrichtungen, beginnend im Uhrzeigersinn, d.h. Mitternacht gleich Norden):

*„...Befahrung der Gruben und Ausförderung der Schiefer geschieht hier bloß auf den Stollen, deren jetzt zwei ... etwa 80 Lr. ins Gebirge getrieben sind. Sie stehen nur vom Mundloch herein, das etwa 50 Lr. über den Tiefsten des Tales erhaben ist, in doppelten Türstöcken und sind 1/4 Lr. weit und 5/4 Lr. hoch. Stege sind zwar vorhanden, ruhen aber unmittelbar auf der Sohle. Alle Stollen sind gleichlaufend, und der neue nur darum ein 30 Lr. weit gegen Abend angestoßen, weil der Grubenbau sich dorthin verzogen hatte, und die Ausförderung durch den Alten zu schwerköstig fiel.*

*Der Bau selbst ist dem Kamsdorfer ... Strebbau ähnlich. Man treibt nämlich zwei Örter im Winkelkreuz, das eine gegen Mitternacht, das andere nahe dabei gegen Morgen, verschrämt mit der Keilhaue, und gewinnt die Ecke dann mit hinein. Doch geschieht dies alles sehr regellos, da man, je nachdem die Schiefer sich verunedeln, unreichhaltiger werden, ein Ort verlässt und ein neues betreibt. Dadurch entstehen dann 1 Lr. hohe, oft 5 – 9 Lr. breite Weitungen. Das Dach ist sehr flüchtig, man fängt es daher mit einer zahllosen Menge von Firnenstempeln, die im hölzernen Anfall stehen, ab. Die Holzverschwendung ist dabei sehr groß. Man lächelt indes über jeden Verbesserungsvorschlag, da die Herrschaft das Grubenholz umsonst geben muss, und man künftigen Holz-mangel für unmöglich hält, obgleich schon jetzt 70-jährige Stämme sehr mangeln.“<sup>11</sup>*

Ein Bild der „Holzverschwendung“ kann man sich noch heute in den alten Grubenbauen machen. Die Unzahl an Holzstempeln zum Abfangen der Gebirgslast kann man unschwer aus Abbildung 2 erkennen. Einige der Stempel aus Tannenholz sind umgefallen. Ihre blau-gräuliche Färbung erhalten sie durch die Atmosphäre in der Grube und die Tränkung mit den schon mehrfach genannten, sauren Grubenwässern. Ohne diese Einflüsse wären sie schon längst verfault.

<sup>11</sup> Althoff, F. und Brockfeld, S.: Die preußische Berg-, Hütten- und Salinenverwaltung 1763 – 1865, Geheimes Staatsarchiv Berlin, Preußischer Kulturbesitz, Bergbauinventar

Wo der Bergdruck zu groß war und vor allem durch den Abbau auch eine unzulässige Druckumverteilung erfolgte, kam es aber dennoch zu Einbrüchen (Verbrüchen). So war es auch 1791, wo der Verbruch der Firste den Abbau in dem in Abbildung 1 gezeigten Stollen besiegelte. Alexander v. Humboldt schlug unter dem Eindruck dieses Desasters, noch während der Befahrung im Jahr 1792 vor, für den Weiterbetrieb eines zweiten, nicht betroffenen Abbaufeldes eine andere Abbaumethode zu wählen und den Holzverbrauch drastisch zu reduzieren. Das bedeutete, vom StREBBau zum Kammerbau überzugehen, d.h. tonnen- und kreuzförmige Gewölbe im Gestein aufzufahren, um den Gebirgsdruck gleichmäßiger zu verteilen. Nach seinen Erkenntnissen aus der vorher befahrenen Grube Kamsdorf (bei Saalfeld) war zu erwarten, dass der Berg dann, ohne Stempel setzen zu müssen, in sich selbst stabil bleibt. Das hat sich bis heute bestätigt. Es ist keine Firste mehr verbrochen. Nur an einzelnen Gefahrenstellen, wo zwangsläufig übermäßige Spannweiten entstanden, wurden Trockenpfeiler und –wände gesetzt. Das zeigt für einen alten Grubenteil und nachträglich gemauerte Pfeiler die Abbildung 3.

Ein weiterer seiner Vorschläge war z.B., die schon vorhandenen Hohlräume mit den ausgelaugten Schiefen von den Laugenbühnen zu verfüllen (Versatz), um Transportwege und Betriebskosten zu sparen.

Aber auch die dortigen Kinder in den Wintermonaten zu unterrichten, um später kundigen Nachwuchs für gehobene Anstellungen zu haben, gehörte dazu.

Nicht für alle seine Vorschläge ist nachzuweisen, ob und, wenn ja, wie sie umgesetzt worden waren. Aber zumindest als positive Indizienbeweise könnten gelten, dass die Produktion der Morassina-Hütte zwischen 1790 und 1800 auf mehr als das 4,5fache gestiegen sowie seit 1791 kein tödlicher Unfall durch Firstenverbruch mehr zu beklagen waren. In den Einwohnerlisten lässt sich ein zunehmend gestiegener Bildungsgrad der Bürger nachweisen.

So hatte Alexander v. Humboldt aus fachlicher Sicht offensichtlich an einem einzigen Tag der Morassina für weitere knapp 75 Jahre zu einer gesicherten Zukunft verholfen.

## **Weitere Überlegungen und Fakten**

Es wäre hier noch mancherlei Interessantes zu vermerken, z.B. weshalb gerade die Morassina (und einige weitere Vitriolhütten) Humboldts besondere Aufmerksamkeit erregte, obwohl ihm das nicht offiziell aufgetragen war.

In seinem Vortrag am 13. September vermutete Klaus Müller, dass es sich um eine Spätfolge handle, die der von Friedrich dem Großen 1756 erlassene „Kartoffelbefehl“ (großflächiger Anbau von Kartoffeln in Brandenburg) ausgelöst hatte. Es lief dabei zunächst alles andere als befriedigend, da man das

Drumherum um die Kartoffel nicht kannte und beherrschte. Im Laufe der Zeit gingen die Erträge drastisch zurück, woran auch die Nichtbeachtung des notwendigen Fruchtfolgewechsels und der gravierende Befall durch Nematoden Schuld hatten. Wahrscheinlich war man damals schon darauf gekommen, dass sich Vitriol und Schwefel für die Schädlingsbekämpfung gut eignen. Und gerade da fiel die Morassina durch den Firstenverbrauch nahezu komplett aus, so dass die Hauptabnehmer Preußen und Brandenburg nicht, wie gewohnt, beliefert werden konnten.

Ebenso denkbar wäre aber auch, dass Heynitz oder Hardenberg im Hinblick auf die Gebietsansprüche, die Preußen in jenem Grenzbezirk zu erheben gedachte, über die dortige „Industrie“ informiert sein wollten. Das konnte man nur nicht aufschreiben. Aber weshalb sollte nicht allein auch Humboldts wissenschaftliche Neugier Anlass für die Befahrung gewesen sein?<sup>12</sup>

Es sei noch auf zwei viel später datierte Ereignisse auf der Morassina aufmerksam gemacht: Es war einerseits bekannt, dass Alaunschiefer auch Uranerz enthält. So wältigten 1951 Bergleute der Wismut AG fünf alte Grubenbaue der Morassina auf, die seit 1863 sich selbst überlassen waren – und standen tiefbeindringend vor einer unübersehbaren Zahl von Tropfsteinen und Sinterbildungen, die in ihrer Farbenpracht und Formenvielfalt weit und breit ihresgleichen suchen. Spontan entschieden damals der sowjetische Stadtkommandant von Gräfenthal und der Bürgermeister von Schmiedefeld, die positiven Urananalysen schlichtweg nicht weiterzumelden. So konnte das einmalige Naturwunder der Nachwelt erhalten werden. Seit 1993 ist die Morassina Schaubergwerk und präsentiert ihren Besuchern mehr als 10 000 Tropfsteingebilde! Die Grotten erhielten ansprechende Namen, werden wegen ihrer Atmosphäre und des vorhandenen Radon-Edelgases als Heilstollen genutzt, und das 1792 von Alexander von Humboldt inspizierte Grubenfeld wurde auf ihn getauft.

Zur Morassina gehört andererseits ein Museumsbereich. Für ihn stiftete der Erfurter Bildhauer Christian Pachold, im benachbarten Gräfenthal geboren und daher der Morassina besonders verbunden, eine Bronze-Skulptur des Bergassessors Alexander v. Humboldt, siehe Abbildung 4. Es handelt sich um das zweite Exemplar. Das Original ging 1997 nach Kuba, wo es in Erinnerung an die große Amerikareise des berühmten Forschers im Vorhof der Universität Havanna einen würdigen Platz gefunden hat. Der nochmalige, in Tschechien getätigte Abguss ist jedoch im Schwefelloch unweit von Schmiedefeld zu bestaunen. Wie klein ist doch die Welt!

---

<sup>12</sup> Baumgärtel, H.: Alexander von Humboldt und der Bergbau, Freiburger Forschungshefte D33, Berlin (1960), S. 125.

### **Zusätzliche Literatur**

- Baumgärtel, H.: Alexander von Humboldt und der Bergbau. In: Alexander von Humboldt – Seine Bedeutung für den Bergbau und die Naturforschung. Freiburger Forschungshefte D 33, Berlin (1960), S. 115 – 150
- Beilage: III. Über das Schmiedefelder Vitriolwerk am Schwefelloch bei Gräfenenthal. In: Alexander von Humboldt – Über den Zustand des Bergbaus und Hüttenwesens in den Fürstentümern Bayreuth und Ansbach im Jahre 1792. Freiburger Forschungshefte D 23, Berlin (1959), S. 204 – 207
- Kühnert, H.: Einleitung – Humboldts Lebens- und Studiengang bis zum Eintritt in den preußischen Staatsdienst und zur Übernahme seines fränkischen Kommissariats. In: Alexander von Humboldt – Über den Zustand des Bergbaus und Hüttenwesens in den Fürstentümern Bayreuth und Ansbach im Jahre 1792. Freiburger Forschungshefte D 23, Berlin (1959), S. 12 – 28
- Schellhas, W.: Alexander von Humboldt und Freiberg in Sachsen. In: Alexander von Humboldt – Seine Bedeutung für den Bergbau und die Naturforschung. Freiburger Forschungshefte D 33, Berlin (1960), S. 29 – 114
- Watznauer, A.: Alexander von Humboldt und der Freiburger Kreis. In: Alexander von Humboldt – Seine Bedeutung für den Bergbau und die Naturforschung. Freiburger Forschungshefte D 33, Berlin (1960), S. 11 – 28



*Abbildung 1: Blick in den Humboldt-Verbruch in der Morassina, wie er sich heute darstellt.*



*Abbildung 2: Ein alter Stollen mit dem Stempelwald, den Alexander von Humboldt kritisierte.*



*Abbildung 3: Neben den Holzstempeln wurden Trockenpfeiler zur Vermeidung von Firstverbrüchen gesetzt.*



*Abbildung 4: Christian Pachold: Büste von Alexander von Humboldt (ihn in der Zeit als Bergassessor darstellend), fotografiert im Museum der Morassina.*